

# Entführt

**Robert Louis Stevenson**

# Entführt

# **Robert Louis Stevenson**

# **Robert Louis Stevenson**

Übertragen von Clarisse Meitner

Phaidon-Verlag

Stuttgart · Wien · New York

1924

Druck der Waldheim-Eberle A. G., Wien

**Robert Louis Stevenson**

# **Entführt**

Übertragen von  
**Clarisse Weitner**

**Phaidon-Verlag**  
**Stuttgart · Wien · New York**  
**1 9 2 4**



# Kapitel I

## **Ich mache mich auf, um nach dem Hause der Shaws zu reisen**

Ich will die Geschichte meiner Abenteuer mit einem bestimmten Tag beginnen. Es war ein Junimorgen im Jahre des Heils 1751, als ich zum letztenmal den Schlüssel aus der Tür meines Vaterhauses zog. Die Sonne sandte ihre ersten Strahlen über die Gipfel der Hügel, während ich die Straße hinunterschritt, und als ich bis zum Pfarrhaus gekommen war, sangen die Amseln in den Hollunderbüschen des Gartens, und der Nebel, der zur Zeit der Dämmerung rings im Tal zu hängen pflegte, begann sich zu heben und dahinzuschwinden.

Herr Campbell, der Geistliche von Essendean, wartete auf mich beim Gartentor, der gute Mann! Er fragte mich, ob ich gefrühstückt hätte, und als er hörte,

daß ich nichts brauche, nahm er meine Hand in seine beiden und zog sie freundschaftlich unter seinen Arm.

»Nun Davie, mein Junge,« sagte er, »ich will mit dir bis zum Fluß gehen, um dich auf den richtigen Weg zu bringen.«

Und wir begannen schweigend vorwärts zu gehen.

»Tut es dir leid, Essendean zu verlassen?« fragte er nach einer Weile.

»Ja, Herr,« sagte ich, »wenn ich wüßte, wohin ich gehe oder was aus mir werden soll, so würde ich es Euch offen sagen. Essendean ist wirklich ein schöner Ort und ich war hier sehr glücklich; aber dann wieder – ich bin noch nie anderswo gewesen. Meinem Vater und meiner Mutter werde ich, da sie nun beide tot sind, in Essendean nicht näher sein als im Königreich Ungarn; und um die Wahrheit zu sprechen, wenn ich glauben könnte, daß ich die Chance habe, es mir dort, wohin ich



gehe, zu verbessern, dann ging ich wohl mit Freuden.«

»Ja?« sagte Herr Campbell. »Das ist gut, Davie. Dann ziemt es mir, dir deine Zukunft vorauszusagen, wenigstens so weit ich es kann. Als deine Mutter gestorben war und dein Vater (der ehrenwerte, gute Christ) krank wurde und sein Ende nahen fühlte, vertraute er mir einen gewissen Brief an und sagte, das wäre dein Erbe. ›Sobald ich‹, sagte er, ›von hinnen gegangen sein werde und das Haus übergeben ist und über alle Habe verfügt sein wird‹ (was alles geschehen ist, Davie), ›so gebt meinem Jungen diesen Brief in die Hand und sorgt dafür, daß er sich aufmache nach dem Hause der Shaws, nicht weit von Cramond. Das ist der Ort, von dem ich stamme,‹ sagte er, ›und es geziemt sich, daß mein Sohn dahin zurückkehre. Er ist ein fester Bursche‹, sagte dein Vater, ›und ein guter Fußgänger; und ich zweifle nicht, daß er dort heil ankommen und gut aufgenommen werden wird, wohin er geht.‹«

»Das Haus der Shaws!« rief ich. »Was hatte mein armer Vater mit dem Hause der Shaws zu tun?«

»Ja,« sagte Herr Campbell, »wer könnte das mit Gewißheit sagen? Aber der Name dieser Familie, Davie, mein Junge, ist der Name, den du trägst – Balfours von Shaws; ein altes, ehrenwertes, wohlbekanntes Haus, in letzter Zeit durch Zufall in Verfall geraten. Auch war dein Vater, wie dies seiner Stellung entsprach, ein Mann von Wissen; keiner war wie er dazu berufen eine Schule zu leiten; auch hatte er weder das Benehmen noch die Sprache eines einfachen Dorfschullehrers, sondern (wie du dich wohl selbst erinnern wirst) hatte ich viel Vergnügen daran, ihn ins Pfarrhaus zu rufen, daß er dort Leuten von Stand und Ansehen begegne; und die Angehörigen meines Hauses, Campbell von Kilrennet, Campbell von Dunswire, Campbell von Minch und andere – alles wohl angesehene Herren – fanden Vergnügen an seiner Gesellschaft. Endlich nun, um dir alle Einzelheiten dieser Angelegenheit selbst

klar zu machen, hier ist der testamentarische Brief selbst, von der eigenen Hand unseres verstorbenen Bruders geschrieben.«

Er gab mir den Brief, der mit folgenden Worten überschrieben war: »Zu Händen des Ebenezer Balfour, Esquire, von Shaws, im Hause der Shaws, wird dieses von meinem Sohn David Balfour übergeben.« Mein Herz begann heftig zu schlagen bei diesen großen Aussichten, die sich mir plötzlich eröffneten, einem Knaben von sechzehn Jahren, dem Sohn eines armen Dorfschullehrers in den Wäldern von Ettrick.

»Herr Campbell,« stammelte ich, »würdet Ihr gehen an meiner Stelle?«

»Ganz sicherlich,« sagte der Geistliche, »das tät ich, und zwar ohne Zeitverlust. Ein kräftiger Bursche wie du, müßte in zwei Tagesmärschen in Cramond sein (das ist nicht weit über Edinburgh). Käme das Schlimmste zum Schlimmen, und deine

hohen Angehörigen (denn ich muß wohl annehmen, daß sie irgendwie deine Blutsverwandten sind) versperrten dir ihre Tür, so müßtest du eben diese beiden Tagereisen wieder zurückgehen und an die Tür des Pfarrhauses klopfen. Aber ich will eher hoffen, daß du gut empfangen wirst, wie dein armer Vater annahm, und soweit ich es überblicken kann, mit der Zeit ein großer Mann werden wirst. Und jetzt, Davie, mein Jungchen,« schloß er, »liegt es mir sehr am Herzen, diese Abschiedsstunde würdig zu nützen und dich vor allen Gefahren der Welt ernstlich zu warnen.«

Hier sah er sich nach einer bequemen Sitzgelegenheit um, wählte dann einen großen Stein unter einer Birke am Rande der Straße, setzte sich hin, machte eine sehr lange, ernste Oberlippe und breitete, da die Sonne nun zwischen zwei Berggipfeln hell auf uns schien, ein Taschentuch über seinen krämpfenlosen Hut, um sich zu schützen. So begann er nun mich mit erhobenem Zeigefinger erst vor einer beträchtlichen Anzahl von Irrlehren zu warnen, zu denen

ich keinerlei Neigungen hatte, und beschwor mich, beständig zu bleiben in meinen Gebeten und im Lesen der Bibel. Dies getan, entwarf er ein Bild des großen Hauses, in das ich kommen werde und wie ich mich gegen die Bewohner benehmen sollte.

»Sei nachgiebig, Davie, in gleichgültigen Dingen«, sagte er. »Halte es dir stets vor Augen, daß du, obgleich edel geboren, nur auf dem Lande erzogen wurdest. Beschäm' uns nicht, Davie, beschäm' uns nicht. In jenem großen Haus mit all den Bedienten oben und unten, zeig' dich so höflich, so umsichtig, so schnell im Begreifen und so langsam im Sprechen wie irgend einer. Und was den Gutsherrn betrifft – vergiß nicht, er ist der Gutsherr; ich sage nicht mehr. Ehre, wem Ehre gebührt. Es ist ein Vergnügen, seinem Gutsherrn zu gehorchen oder sollte es sein, für junge Menschen.«

»Gut, Herr,« sagte ich, »es mag so sein, und ich versprech' Euch, mich zu bemühen, es so zu machen.«

»Sehr gut gesagt«, antwortete Herr Campbell herzlich. »Und nun, um zur Sache zu kommen oder (um ein Wortspiel zu machen) zur Nebensache. Ich habe hier ein kleines Päckchen, das vier Dinge enthält.« Er zog es bei diesen Worten nicht ohne Schwierigkeiten aus der Brusttasche seines Mantels hervor. »Von diesen vier Dingen ist das erste dein gesetzliches Erbteil: das bißchen Geld für deines Vaters Bücher und Einrichtungsgegenstände, die ich gekauft habe (wie ich von Anfang an erklärte), um sie mit Gewinn dem zukünftigen Schullehrer wieder zu verkaufen. Die anderen drei Gaben sind von Frau Campbell und mir und wir würden uns freuen, wenn du sie annehmen wolltest. Das erste ist rund und wird dir wohl fürs erste am besten gefallen; aber, o Davie, mein Junge, es ist nur wie ein Tropfen Wasser im Meer; es wird dir nur einen Schritt weit helfen und dahinschwinden wie der Morgen. Das zweite ist flach und viereckig und beschrieben; es wird dir dein ganzes Leben lang beistehen wie ein guter Stock auf der

Landstraße oder ein gutes Kissen unterm Kopf auf dem Krankenlager. Und was das letzte betrifft, das kubisch ist, das wird dich hoffentlich – ich will Gott darum in meinen Gebeten bitten – in ein besseres Land begleiten.«

Mit diesen Worten stand er auf, nahm seinen Hut ab und betete ein Weilchen laut und in rührenden Worten für einen jungen Mann, der im Begriffe stand in die weite Welt zu ziehen. Dann schloß er mich plötzlich in seine Arme und küßte mich sehr fest; dann hielt er mich mit ausgestrecktem Arme vor sich und sah mich mit schmerzlich zuckendem Gesicht an, dann drehte er sich schnell um und rief mir ein Lebewohl zu und setzte in einer Art Trab davon, den Weg zurück, den wir gekommen waren. Einem anderen hätte es lächerlich vorkommen mögen, aber mir war nicht zum Lachen zu Mute. Ich blickte ihm nach, solange er noch zu sehen war; er blieb auch nicht einen Augenblick stehen und sah sich nicht ein einziges Mal um. Da wurde es mir mit einem Male klar, daß all

dies nur sein Schmerz über meine Abreise  
war und ich empfand heftige  
Gewissensbisse, weil ich für mein Teil nur  
allzu glücklich war, fortzukommen aus  
diesem stillen Dorfwinkel und in ein  
großes, bewegtes Haus zu gehen unter  
reiche und angesehene, vornehme Leute  
meines eigenen Namens und Blutes.

»Davie, Davie,« dachte ich, »hat man schon  
je solch schwarzen Undank gesehen?  
Kannst du beim bloßen Klang eines  
Namens gleich alte Wohltaten und alte  
Freunde vergessen? Pfui, pfui! Denk'  
welche Schande!«

Und ich setzte mich an eben der Stelle  
nieder, von wo der gute Mann gerade  
aufgestanden war und öffnete das  
Päckchen, um meine Gaben zu besehen.  
Das, was er kubisch genannt hatte, war  
natürlich – ich war darüber keinen  
Augenblick im Zweifel gewesen – eine  
kleine Taschenbibel. Das, was er rund  
genannt hatte, war, wie sich herausstellte,  
ein Schillingstück und das dritte, das mir so



wunderbar, ob gesund, ob krank, all mein Lebtage helfen sollte, war ein kleines, gewöhnliches, gelbes Stückchen Papier, auf dem mit roter Tinte folgendes geschrieben stand:

»Bereitung von Maiglöckchenwasser.

Man nehme die Blüten von Maiglöckchen, destilliere sie in Säckchen und trinke ein oder zwei Löffel davon, je nach Bedarf. Es gibt den Stummen die Sprache wieder. Es ist gut gegen die Gicht. Es stärkt das Herz und schärft das Gedächtnis. Die Blüten gebe man in ein fest verschlossenes Glas und setze dieses für einen Monat in einen beliebigen Ameisenhaufen, dann nehme man es wieder heraus und man wird einen Saft finden, der von den Blüten stammt und den man in einem Fläschchen aufbewahren muß. Er ist gut für Mann und Weib, ob gesund, ob krank.« Und dann von des Geistlichen eigener Hand:

»Ebenso für Verstauchungen, damit einzureiben; und für Koliken, ein großer

Löffel stündlich.«

Darüber nun habe ich natürlich gelacht. Aber es war mehr ein zitterndes Lachen und ich war froh, mein Bündel an das Ende meines Stockes zu hängen; so setzte ich über den Fluß und dann, auf der anderen Seite, den Hügel hinauf. Bis ich, gerade als ich zur großen Herdenstraße kam, die breit durch die Heide lief, den Blick auf Kirk Essendean warf, auf die Bäume, die ums Pfarrhaus standen und auf den Friedhof, wo mein Vater und meine Mutter lagen.

## Kapitel II

### Ich gelange an das Endziel meiner Reise

Am Vormittag des zweiten Tages sah ich, als ich auf die Spitze eines Hügels kam, das Land rings vor mir zum Meere hin abfallen; und inmitten dieses Abhanges, auf einem langen Grat rauchte die Stadt Edinburgh wie ein Riesenofen. Eine Flagge wehte auf dem Schloß, und Schiffe bewegten sich auf dem Meer oder lagen in der Bucht verankert. Ich konnte beides genau sehen, so weit entfernt ich auch stand, und beides bewog mich, mein Landrattenmaul weit aufzusperren.

Kurz nachher kam ich an einem Haus vorbei, in dem ein Hirt wohnte und der gab mir ungefähr die Richtung an, wie ich in die Gegend von Cramond käme; und so arbeitete ich mich von einem zum anderen durch, bis ich über Colinton westlich von der Hauptstadt auf der Straße von Glasgow

herauskam. Dort erblickte ich zu meiner großen Freude und Verwunderung ein Regiment Soldaten, die im Takt zum Klange der Pfeifen marschierten, ein alter rotwangiger General auf einem grauen Pferde an einem Ende und eine Kompanie Grenadiere mit ihren Bischofsmützen am anderen. Aller Lebensmut schien mir beim Anblick der Rotröcke und beim Klang der fröhlichen Musik zu Kopfe zu steigen.

Ein Stückchen weiter sagte man mir, daß ich im Gemeindebezirk von Cramond wäre, und ich fing nun an, mich in meinen Fragen nach dem Hause der Shaws zu erkundigen. Das schien jene, von denen ich meinen Weg zu erfragen suchte, in Erstaunen zu setzen. Zuerst glaubte ich, daß die Einfachheit meiner Erscheinung – in meinem Bauernanzug, der noch dazu von der Landstraße ganz staubig war – schlecht zu der Größe des Ortes paßte, zu dem ich gelangen wollte. Aber nachdem ich von zweien oder auch dreien denselben Blick und dieselbe Antwort erhalten hatte, da

ging es mir langsam auf, daß da etwas  
Sonderbares um die Shaws sein müsse.

Um diese Furcht schneller zu verscheuchen  
änderte ich die Art meiner Fragen. Als ich  
einen ehrlichen Burschen erspäht hatte, der  
in seinem Karren über eine Wiese  
herankam, fragte ich ihn, ob er jemals  
etwas von einem Hause der Shaws, wie sie  
es nannten, gehört habe.

Er hielt seinen Wagen an und sah mich  
genau so wie die übrigen an.

»Ja,« sagte er, »warum?«

»Ist es ein großes Haus?« fragte ich.

»Sicherlich«, sagte er. »Das Haus ist ein  
großes, geräumiges Haus.«

»Ja,« sagte ich, »und die Leute, die darin  
wohnen?«

»Leute?« rief er, »seid Ihr verrückt? Da  
gibt's keine Leute dort – was man so Leute  
nennt.«

»Was?« sagte ich, »nicht Herrn Ebenezer?«

»O ja,« sagte der Mann, »der Gutsherr dort, natürlich wenn Ihr den sucht. Was habt Ihr denn dort zu tun, Herrchen?«

»Ich hab' geglaubt, daß ich dort eine Stelle bekommen könnte«, sagte ich und sah so bescheiden drein, wie ich nur konnte.

»Was?« ruft der Mann so laut, daß sogar sein Pferd scheute. Und dann, »na, mein Herrchen,« fügte er hinzu »es geht mich ja nichts an, aber Ihr scheint ein ordentlicher Bursche zu sein und wenn Ihr von mir einen Rat annehmen wollt, so haltet Euch fern von den Shaws.«

Der Nächste, dem ich begegnete, war ein gewandtes, kleines Männchen mit einer schönen, weißen Perücke, das ich sofort als einen Barbier erkannte, der seine Runde machte. Da ich wohl wußte, daß Barbieri große Schwätzer seien, fragte ich ihn geradezu, was Herr Balfour von Shaws für ein Mann sei.

»Hu, hu, hu,« sagte der Barbier, »das ist so eine Art von einem Mann, gar keine Art von einem Mann eigentlich«, und er fing ganz schlaun an, mich darüber auszufragen, was ich eigentlich vorhätte. Aber darin war ich ihm wohl gründlich gewachsen und er mußte zu seinem nächsten Kunden abziehen, um nichts klüger als zuvor.

Ich kann nicht gut beschreiben, was das für ein Schlag war für all meine Illusionen. Je unbestimmter die Anschuldigungen waren, um so weniger gefielen sie mir, denn sie ließen meiner Phantasie um so größeren Spielraum. Was für ein seltsames Haus mußte das sein, daß die ganze Gemeinde staunte und starrte, wenn einer nach dem Weg dahin fragte? Oder was für ein merkwürdiger Herr, daß sein übler Ruf auf der offenen Straße so wohlbekannt war? Hätte mich eine Stunde Weges nach Essendean zurückgebracht, wie gerne hätte ich meine Abenteuer im Stiche gelassen und wäre zurückgekehrt zum Hause des Herrn Campbell. Aber da ich schon einen so weiten Weg gemacht hatte, schämte ich

mich, von meinem Vorhaben abzustehen, ehe ich die Sache genau geprüft hatte. Ich fühlte mich aus bloßer Selbstachtung gezwungen, durchzuhalten. Und so wenig mir auch das, was ich hörte, gefiel und so langsam ich auch weiterging, so fragte ich mich doch durch und kam vorwärts.

Es war schon um die Dämmerung, als mir ein kräftiges, dunkles, finster blickendes Weib begegnete, das langsam einen Hügel herunter kam. Als ich meine gewohnte Frage an sie stellte, wandte sie sich schnell um, begleitete mich bis zur Spitze des Hügels, den sie eben heruntergekommen war, zurück und deutete auf einen großen Gebäudekomplex, der auffallend kahl inmitten einer Rasenfläche stand, unten in dem vor uns liegenden Tal. Die Gegend rings umher war gar lieblich; sanfte Hügel, Bäche, Wälder und Felder, deren Getreide mir ganz besonders hoch und schön zu stehen schien. Aber das Haus selbst glich einer Ruine, keine Straße führte hinzu, kein Rauch stieg von den Kaminen empor, auch



gab es nichts, was einem Garten glich.  
Mein Mut sank. »Das?« rief ich.

Das Antlitz des Weibes leuchtete auf in boshafem Haß. »Das ist das Haus der Shaws!« rief sie. »Mit Blut ward es gebaut; Blut brachte den Bau zum Stillstand; durch Blut soll es fallen. Da sieh!« rief sie wieder, »ich speie auf den Boden und knicke meinen Daumen davor! Dunkel sei sein Fall! Wenn du den Gutsherrn siehst, sag' ihm, was du hörst. Sag' ihm, dies ist das zwölfhundertneunzehnte Mal, daß Jenet Clouston den Fluch gesprochen hat über ihn und sein Haus, über Speicher und Stall, Männer und Gäste und Herr, Frau, Mädchen und Kind – schwarz und schwer sei ihr Fall!«

Und das Weib, deren Stimme sich zu einer Art beschwörendem Sing-Sang erhoben hatte, wandte sich mit einem Ruck und war verschwunden. Ich stand, wo sie mich verlassen hatte und die Haare standen mir zu Berge. In jenen Tagen glaubten die Leute noch an Hexen und zitterten vor einem

Fluch. Und dieser, der so unerwartet niedergedonnert war, ein zufälliges Omen, mich warnend, an meinem Vorhaben festzuhalten, ließ mir das Mark in den Knochen erstarren.

Ich setzte mich hin und starrte nach dem Hause der Shaws. Je länger ich hinsah, um so lieblicher erschien mir die ganze Gegend. Rings umher die Hagedornbüsche in voller Blüte, die Wiesen gesprenkelt mit weidenden Schafen, ein Zug Krähen hoch oben in der Luft, alle Anzeichen eines fruchtbaren Bodens und freundlichen Klimas. Doch diese Baracke inmitten all dieses Friedens wollte zu meinen Erwartungen so gar nicht passen.

Es gingen wohl Bauersleute vorbei, als ich da so am Rande des Grabens saß, aber es fiel mir nicht ein, ihnen einen guten Abend zu wünschen. Endlich ging die Sonne unter und dann sah ich, sich scharf gegen den gelben Himmel abhebend, eine Rauchsäule aufsteigen, nicht viel dicker schien es mir als der Rauch einer Kerze. Aber immerhin

sie war doch da und bedeutete Feuer und Wärme und Essen und irgend einen lebendigen Bewohner, der es angezündet haben mußte. Und das tröstete mein Herz ungemein – mehr, sicherlich, als eine ganze Flasche voll von jenem Maiglöckchenwasser, von dem Herr Campbell so viel Aufhebens machte.

Und so setzte ich mich in Bewegung und folgte einer schwachen Spur im Grase, die in meiner Richtung führte. Sie war wirklich sehr schwach, als einziger Weg zu einem bewohnten Ort, aber ich sah keine andere. Endlich brachte sie mich zu einigen aufgeschichteten Steinen mit einer ungedeckten Hütte daneben und einer Menge durrer Äste darauf. Zweifellos hätte das wohl einmal ein Haupteingang werden sollen, war aber nie vollendet worden. Statt eines Gittertores aus getriebenem Eisen waren einige mit Stroh umwickelte Zaunpfähle im Boden befestigt, und da es keine Gartenmauer gab und kein Anzeichen einer Allee, folgte ich einem Pfad, der

rechts an den Pfählen vorbei auf das Haus zu führte.

Je näher ich kam, um so trostloser sah es aus. Es erschien wie der eine Flügel eines Hauses, das niemals beendet worden war. Was im Innern hätte sein sollen, stand frei sichtbar im oberen Stockwerk und hob sich mit Stufen und Stiegen eines unvollendeten Baues vom Himmel ab. Viele der Fenster waren ohne Scheiben und die Fledermäuse flogen ein und aus wie Tauben in einen Taubenschlag.

Als ich nahe gekommen war, begann es langsam Nacht zu werden. In dreien der unteren Fenster, die ziemlich hoch oben waren und klein und fest vergittert, fing das flackernde Licht eines kleinen Feuers zu leuchten an.

War dies das Schloß, zu dem ich gewandert war? Waren es diese Mauern, hinter denen ich neue Freunde und ein großes Vermögen suchen sollte? Nein, in meines Vaters Hause in Essendean pflegte das Feuer und die

hellen Lichter eine Meile weit zu leuchten und die Tür sich beim ersten Pochen eines jeden Bettlers zu öffnen.

Ich ging vorsichtig weiter und scharf hinhorchend, hörte ich jemand mit Schlüsseln klappern und ein schwaches trocknes Husten, das stoßweise kam; aber es war kein Ton einer menschlichen Stimme zu hören und kein Hund bellte.

Die Tür war, so gut ich es im Finstern sehen konnte, aus starkem Holz, ganz mit Nägeln beschlagen und ich zog schwachen Mutes meine Hand unterm Rocke hervor, um zu klopfen. Dann stand ich und wartete. Im Hause war es totenstill geworden. Eine ganze Minute verging und nichts regte sich, nur die Fledermäuse oben. Ich klopfte wieder und horchte wieder. Jetzt waren meine Ohren schon so sehr an die Stille gewöhnt, daß ich das Ticken der Uhr drinnen vernahm, wie sie langsam die Sekunden zählte. Aber wer auch immer in diesem Hause sein mochte, er verhielt sich

totenstill und mußte sogar seinen Atem anhalten.

Ich war im Zweifel, ob ich davonlaufen sollte; aber der Zorn behielt die Oberhand und ich fing statt dessen an, mit Fäusten und Füßen gegen die Tür zu schlagen und laut nach Herrn Balfour zu schreien. Ich war in vollem Zug, als ich das Husten gerade über meinem Kopfe vernahm. Ich fuhr zurück, sah hinauf und erblickte den Kopf eines Mannes in einer großen Nachtmütze und die Mündung eines Gewehres in einem der Fenster des ersten Stockwerkes.

»S' ist geladen«, sagte die Stimme.

»Ich bin mit einem Brief hergekommen«, sagte ich, »für Herrn Ebenezer Balfour von Shaws. Ist er hier?«

»Von wem ist er?« fragte der Mann mit der Flinte.

»Das ist weder hier noch dort«, sagte ich, denn ich wurde ganz wütend.

»Gut,« war die Antwort, »du kannst ihn auf die Türschwelle legen und dich fortscheren.«

»Das werde ich nicht tun«, rief ich. »Ich werde ihn Herrn Balfour selbst übergeben, so wie es mir aufgetragen worden war. Es ist ein Empfehlungsbrief.«

»Was ist es?« rief die Stimme scharf.

Ich wiederholte, was ich gesagt hatte.

»Wer bist denn du selbst?« war die nächste Frage nach einer beträchtlichen Pause.

»Ich schäme mich meines Namens nicht,« sagte ich, »man nennt mich David Balfour.«

Daraufhin mußte der Mann wohl zurückgefahren sein, denn ich hörte das Gewehr am Fensterbrett rasseln; und erst nach einer ziemlich langen Pause und mit

merkwürdig veränderter Stimme folgte die nächste Frage:

»Ist dein Vater tot?«

Ich war so überrascht, daß mir die Stimme versagte. Ich stand still und starrte ihn an.

»Ja,« hub der Mann wieder an, »er wird wohl tot sein, zweifellos, und das führt dich auch her und darum klopfst du an meine Tür.« Wieder Pause und dann verächtlich: »Na gut, junger Mann,« sagte er, »ich will dich herein lassen.« Und er verschwand vom Fenster.



# Kapitel III

## **Ich mache die Bekanntschaft meines Onkels**

Gleich darauf hörte man ein schreckliches Rasseln von Ketten und Riegeln, die Tür wurde vorsichtig geöffnet und, sobald ich hineingegangen war, gleich wieder hinter mir geschlossen.

»Geh in die Küche, aber rühr' dort nichts an«, sagte die Stimme, und während der Hausbewohner daran ging, die Verschanzung der Tür wieder in Ordnung zu bringen, tastete ich meinen Weg vorwärts und trat in die Küche.

Das Feuer brannte nun hübsch hoch und zeigte mir den kahlsten Raum, den ich nur jemals in meinem Leben gesehen hatte, glaub' ich. Ein halbes Dutzend Schüsseln standen auf dem Sims; der Tisch war für das Abendessen gedeckt: ein Teller Suppe,

ein Holzlöffel und ein Becher dünnen Bieres. Außer den Dingen, die ich aufgezählt habe, war auch nicht ein einziger Gegenstand in diesem großen, steinüberdeckten, leeren Raum, nur fest versperrte Kasten längs der Wände und ein Eckschrank mit einem großen Vorhängeschloß.

Endlich, als die letzte Kette wieder vorgehängt war, kam mir der Mann nach. Er war ein schwächlicher, gebückter, schmalschultriger Kerl von fahler Gesichtsfarbe, und sein Alter mochte so zwischen fünfzig und sechzig liegen. Seine Nachtmütze war aus Flanell und ebenso sein Schlafrock, den er statt eines Rockes und einer Weste über seinem zerrissenen Hemd trug. Er war schon lange nicht rasiert, aber was mich am meisten abschreckte, ja sogar entsetzte, war, daß er die Augen weder von mir abwandte, noch mir gerade ins Gesicht sah. Was er nach Geburt und Stand sein mochte, war mehr als ich ergründen konnte; am ehesten glich er noch einem alten, unbrauchbaren Diener,

dem man gegen ein Kostgeld die Aufsicht über dieses weitläufige Gebäude übergeben hatte.

»Bist du müde gelaufen«, fragte er bis etwa zur Höhe meiner Knie schielend. »Kannst den Tropfen Suppen da essen.« Ich sagte, ich fürchtete, es wäre sein eigenes Essen.

»Oh,« sagte er, »ich kann es leicht entbehren. Nur das Bier will ich nehmen, es lindert meinen Husten.« Er trank den Becher halb aus, wobei er mich während des Trinkens stets im Auge behielt und plötzlich streckte er die Hand aus und sagte: »Zeig' mir den Brief.«

Ich sagte ihm, daß der Brief für Herrn Balfour wäre und nicht für ihn.

»Und wer glaubst du, bin ich?« sagte er, »gib mir Alexanders Brief.«

»Ihr kennt den Namen meines Vaters?«

»'s wär' merkwürdig, wenn ich ihn nicht kennen sollte,« antwortete er, »er war doch mein leiblicher Bruder. Und so wenig ich und mein Haus und meine gute Suppe dir zu gefallen scheinen, so bin ich doch dein leiblicher Onkel, Davie, mein Junge, und du mein leiblicher Neffe. Also gib uns den Brief und setz' dich nieder und füll' dir den Magen.«

Wäre ich einige Jahre jünger gewesen, so wäre ich zweifellos vor Scham, Müdigkeit und Enttäuschung in Tränen ausgebrochen. Aber so wie es war, konnte ich keine Worte finden, weder gut noch böse, sondern händigte ihm den Brief ein und setzte mich zur Suppe nieder, mit so geringer Lust zum Essen, wie nur je ein junger Mann empfunden haben mag.

Inzwischen drehte mein Onkel, über das Feuer gebeugt, den Brief in seinen Händen hin und her.

»Weißt du, was drin steht«, fragte er mich plötzlich.

»Ihr könnt ja selbst sehen, Herr, daß das Siegel nicht erbrochen ist«, sagte ich.

»Ja,« sagte er, »aber was hat dich hergeführt?«

»Den Brief abzugeben«, sagte ich.

»Nein,« sagte er schlau, »du hast doch sicherlich irgend welche Hoffnungen gehabt?«

»Ich gestehe, Herr,« sagte ich, »als ich hörte, daß ich wohlhabende Anverwandte hätte, wiegte ich mich wohl in der Hoffnung, daß sie mir auf meinem Lebensweg behilflich sein könnten. Aber ich bin kein Bettler. Ich schiele nicht nach Gnaden von Eurer Hand und will keine Geschenke, die nicht freiwillig gegeben werden. Denn, so arm ich auch scheinen mag, so hab' ich doch eigene Freunde, die mir gerne helfen werden.«

»Ta – ta – ta!« sagte Onkel Ebenezer, »mußt mich nicht gleich anschnauzen und

beleidigt sein. Wir werden uns schon ganz gut vertragen. Und dann, Davie, mein Junge, wenn du die Suppe nicht mehr essen willst, kann ich ebenso gut selbst einen Löffelvoll davon nehmen. Ja,« fuhr er fort, nachdem er mir Stuhl und Löffel abgenommen hatte, »'s ist ein gutes, nahrhaftes Essen, Suppe.« Er murmelte leise irgend ein Tischgebet und fiel darüber her. »Dein Vater war ein guter, um nicht zu sagen starker Esser; während ich von den Speisen immer nur kaum naschen konnte.« Er nahm einen Schluck Dünnbier und sein nächster Ausspruch lautete: »Wenn deine Kehle vielleicht trocken ist, hinter der Tür findest du Wasser.«

Darauf gab ich keine Antwort, sondern stand steif auf meinen zwei Beinen und sah zornerfüllt auf meinen Onkel nieder. Er, für sein Teil, fuhr fort zu essen, wie einer, der es eilig hat und warf kleine flüchtige Blicke bald auf meine Schuhe, bald auf meine handgestrickten Socken. Einmal nur, als er zufällig wagte, ein wenig höher zu schielen, begegneten sich unsere Blicke, und kein

Dieb, auf frischer Tat ertappt, hätte lebhaftere Zeichen von Verlegenheit zeigen können. Dies erweckte in mir den Gedanken, ob sein scheues Wesen nicht vielleicht daher stamme, daß er jeder menschlichen Gesellschaft so lange entwöhnt war, und ob es nicht auf einen kleinen Versuch ankäme dies zu ändern und mein Onkel vielleicht ein ganz anderer Mensch werden könnte. Seine schrille Stimme weckte mich aus diesen Betrachtungen.

»Dein Vater ist schon lang tot?« fragte er.

»Drei Wochen, Herr«, sagte ich.

»Er war ein verschlossener Mann, Alexander – ein verschlossener, schweigsamer Mann«, fuhr er fort. »Er sprach nie viel, so lange er jung war. Er wird wohl nicht viel von mir erzählt haben?«

»Ich wußte nicht einmal, Herr, daß er überhaupt einen Bruder hatte, ehe Ihr es mir

jetzt selbst gesagt habt.«

»Nein, du meine Güte!« sagte Ebenezer.

»Auch wohl von Shaws nicht, wie?«

»Nicht einmal den Namen, Herr«, sagte ich.

»Denk einer nur mal!« sagte er. »Ein sonderbarer Mensch!«

Trotz alledem schien er merkwürdig zufrieden, aber ob mit sich selbst oder mit mir oder mit dem Benehmen meines Vaters war mehr, als ich enträtseln konnte.

Sicherlich aber schienen dieser Abscheu und das Übelwollen, die er anfangs gegen meine Person gezeigt hatte, zu schwinden. Denn plötzlich sprang er auf, schritt durch das Zimmer auf mich zu und schlug mir freundschaftlich auf die Schulter. »Wir werden uns noch ganz gut vertragen!« rief er. »Ich bin eigentlich froh, daß ich dich hereingelassen habe. Und jetzt komm ins Bett.«



Zu meiner Verwunderung zündete er weder eine Lampe noch eine Kerze an, sondern ging in den finsternen Vorraum hinaus, tastete, schwer atmend, seinen Weg ein Stockwerk höher die Stiege hinauf und blieb vor einer Tür stehen, die er aufsperrte. Ich war ihm, so gut ich konnte, nachgestolpert und folgte ihm dicht auf den Fersen. Er ließ mich eintreten, denn dies wäre mein Zimmer. Ich tat, wie er mich hieß und bat ihn zum Schlafengehen um ein Licht.

»Ta – ta – ta,« sagte Onkel Ebenezer, »der Mond scheint hell genug.«

»Weder Mond noch Sterne, Herr. Es ist stockfinster«, sagte ich. »Ich kann das Bett nicht sehen.«

»Ta – ta – ta!« sagte er, »Lichter im Haus, das ist so eine Sache, mit der ich nun einmal nicht einverstanden bin. Ich fürchte mich vorm Feuer. Gute Nacht, Davie, mein Junge!« Und ehe ich noch Zeit hatte, weitere Einsprüche zu erheben, schlug er

die Tür zu und ich hörte, wie er mich von außen einsperrte.

Ich wußte nicht, ob ich weinen oder lachen sollte. Das Zimmer war so kalt wie ein Brunnen und das Bett, als ich meinen Weg dahin gefunden hatte, so feucht und dumpf wie eine Torfgrube. Aber zum Glück hatte ich mein Bündel und meine Decke mit heraufgebracht, und so wickelte ich mich gut ein, legte mich auf den Boden, windgeschützt durch das große Bettgestell, und schlief augenblicklich ein.

Beim ersten Morgengrauen öffnete ich die Augen. Ich befand mich in einem großen Zimmer; die Wände waren mit gepreßtem Leder tapeziert, schöne, gestickte Möbel standen darin und das Licht fiel durch drei große, helle Fenster herein. Vor zehn oder zwanzig Jahren mußte es eines der schönsten Zimmer gewesen sein, in dem man zu schlafen oder aufzuwachen nur wünschen konnte. Aber Feuchtigkeit, Schmutz, Unbenütztheit, Mäuse und Spinnen hatten seither alles getan, was in

ihrer Macht gestanden hatte. Außerdem waren viele Fensterscheiben zerbrochen; aber das war tatsächlich ein so gewohnter Anblick an der Fassade dieses Hauses, daß ich annehme, mein Onkel mußte einmal von Seiten seiner entrüsteten Nachbarn eine Belagerung ausgestanden haben – vielleicht mit Jennet Clouston an der Spitze.

Inzwischen schien draußen hell die Sonne. Da mir in diesem elenden Zimmer sehr kalt war, klopfte und schrie ich solange, bis mein Kerkermeister kam und mich herausließ. Er führte mich an die Hinterseite des Hauses, wo ein Ziehbrunnen war und hieß mich, mir dort Gesicht und Hände waschen, wenn ich wollte. Nachdem dies geschehen war, fand ich, so gut ich konnte, allein den Weg in die Küche zurück, allwo er das Feuer bereits angezündet hatte und die Suppe bereitete. Der Tisch war gedeckt mit zwei Schüsseln und zwei Löffeln, aber nur ein Maß Dünnbier wie gestern. Vielleicht ruhte mein Auge mit einigem Erstaunen auf dieser Einzelheit und vielleicht hatte mein Onkel

dies bemerkt. Denn er hub an, wie in Beantwortung meines Gedankens, und fragte mich, ob ich gern Bier tränke.

Ich sagte ihm, daß dies wohl eine Gewohnheit sei, bat ihn aber, sich deswegen nicht stören zu lassen.

»Na, na,« sagte er, »ich will dir nichts abschlagen, was recht und billig ist.«

Er holte einen zweiten Becher vom Sims herunter, und dann goß er, zu meiner größten Verwunderung, anstatt mehr Bier zu holen, genau die Hälfte von seinem Becher in den anderen. Es lag eine Art Vornehmheit darin, die mir den Atem raubte. Wenn mein Onkel auch sicherlich ein Geizhals war, so war er doch wenigstens ein so wohlerzogener, daß sein Laster dadurch beinahe geadelt wurde.

Als wir unsere Mahlzeit beendet hatten, sperrte mein Onkel Ebenezer einen Kasten auf, nahm eine Tonpfeife und einen Tabaksbeutel heraus, stopfte die Pfeife und

sperrte den Tabak wieder ein. Dann setzte er sich an eines der Fenster in die Sonne und rauchte schweigend. Von Zeit zu Zeit schweiften seine Blicke zu mir herüber und er stieß eine seiner Fragen hervor. Einmal war es: »Und deine Mutter?« Und als ich ihm gesagt hatte, daß auch sie bereits tot sei, »ja, sie war ein liebes, gutes Mädchen!« Dann wieder nach einer langen Pause: »Wer sind denn deine Freunde, die du hast?«

Ich erzählte ihm, es wären einige Herren aus der Familie der Campbell. Eigentlich war es ja nur einer und das war der Geistliche, der sich, genau genommen, nie um mich gekümmert hatte. Aber ich fing an zu glauben, daß mein Onkel meine Stellung zu gering einschätzte und da ich mich mit ihm allein befand, wollte ich nicht, daß er mich für ganz hilflos hielt.

Er schien dies wohl zu überlegen und dann, »Davie, mein Junge,« sagte er, »du hast das Richtige getan, als du zu deinem Onkel Ebenezer kamst. Ich habe viel Sinn für die

Familie und will dir Gutes tun. Aber ich will mirs noch ein wenig überlegen, wozu du wohl am besten taugst – ob zu Gericht oder zum Prediger oder vielleicht ins Heer – Buben wollen immer raufen; ich möchte nicht, daß die Balfours von einem gewöhnlichen Hochländer Campbell beschämt werden und bitte dich, vorläufig den Mund zu halten. Keine Briefe, keine Botschaften, kein Wort zu irgendjemand, oder sonst – dort ist die Tür!«

»Onkel Ebenezer,« sagte ich, »ich habe keinen Grund anzunehmen, daß du mir anders als wohl willst. Trotz alledem möchte ich, daß du weißt, auch ich habe meinen Stolz. Ich bin nicht aus freiem Willen hergekommen um dich aufzusuchen, und wenn du mir noch einmal die Tür weist, so werde ich dich beim Wort nehmen.«

Er geriet anscheinend ganz außer sich. »Ta-ta-ta,« sagte er, »nimm dich in Acht, Mensch! – Nimm dich in Acht! Bleib ein oder zwei Tage hier. Ich bin kein Zauberer,

daß ich dein Glück im Suppenteller finden kann! Laß mir doch ein oder zwei Tage Zeit und sag' niemandem was; ich werde schon, so sicher wie nur etwas, das Richtige für dich finden.«

»Also gut,« sagte ich, »dann wollen wir nicht mehr davon sprechen. Wenn du mir helfen willst, dann werde ich sicherlich sehr froh sein und dir gewiß allen Dank wissen.«

Es schien mir (zu früh, muß ich wohl sagen), daß ich die Oberhand über meinen Onkel gewann und ich sagte gleich, daß mein Bettzeug gelüftet werden müsse; denn nichts könnte mich dazu bringen, in einem solchen Kellerloch zu schlafen.

»Ist das mein Haus oder deins?« sagte er mit seiner schrillen Stimme und dann brach er plötzlich ab. »Na, na,« sagte er, »ich hab's nicht so gemeint. Was mein ist, ist dein, Davie, mein Junge, und was dein ist, ist mein. Blut ist stärker als Wasser und es ist keiner außer dir und mir, der den Namen trägt.« Und dann faselte er weiter über die

Familie und ihre einstige Größe und seinen Vater, der das Haus vergrößern wollte, und sich selbst, der den Bau als sündhafte Verschwendung eingestellt habe, und das brachte mich auf den Gedanken, ihm Jennet Cloustons Botschaft auszurichten.

»Die Vettel!« rief er,  
»zwölfhundertundneunzehn – das ist  
ebensoviel als Tage verstrichen sind,  
seitdem ich sie ausgepfändet habe. Gott,  
David, ich muß sie auf dem Scheiterhaufen  
verbrennen lassen, früher werde ich keine  
Ruhe haben von ihr! Eine Hexe – eine  
ausgesprochene Hexe! Ich geh' sofort zu  
Gericht.«

Und mit diesen Worten öffnete er einen Schrank, nahm einen alten, gut erhaltenen blauen Rock samt Weste heraus und einen leidlich guten Biberhut, beides ohne Borten. Er zog schnell alles irgendwie an, nahm einen Stock aus dem Kasten, sperrte alles wieder zu und wollte eben hinausgehen, als ihn ein Gedanke zurückhielt.



»Ich kann dich nicht allein im Hause lassen,« sagte er, »ich muß dich aussperren.«

Das Blut stieg mir zu Kopf. »Wenn du mich aussperrst, hast du mich zum letztenmal im Guten gesehen.«

Er wurde sehr blaß und begann an seiner Oberlippe zu saugen. »Das ist nicht die Art,« sagte er und sah boshaft in eine Ecke auf den Boden, »... das ist nicht die Art, um meine Gunst zu gewinnen, David.«

»Herr,« sagte ich, »mit aller schuldigen Achtung vor Eurem Alter und unserem gemeinsamen Blut ist mir Eure Gunst keinen Pfennig wert. Ich wurde mit einiger Selbstachtung erzogen; und wärt ihr auch zehnmal mehr als alle Onkels und die ganze Familie, die ich auf der Welt besitze, möcht ich Eure Liebe nicht um solchen Preis erwerben.«

Onkel Ebenezer ging und sah zum Fenster hinaus. Ich sah, wie er zitterte und zuckte,

wie in Krämpfen. Aber als er sich umwandte, lag ein Lächeln auf seinem Gesicht.

»Gut, gut,« sagte er, »wir müssen dulden und verzeihen. Ich werde nicht gehen, das ist alles, was darüber noch zu sagen ist.«

»Onkel Ebenezer,« sagte ich, »ich verstehe das Ganze nicht. Du behandelst mich wie einen Dieb; du willst mich nicht im Hause haben; du zeigst es mir jeden Augenblick und mit jedem Wort; es ist unmöglich, daß du mich gern hast; und was mich anbelangt, so hab' ich zu dir gesprochen, wie ich niemals zu irgendjemand sprechen wollte. Warum versuchst du es dann, mich hier zu behalten? Laß mich zurückkehren – laß mich zu meinen Freunden zurückkehren, die mich lieben!«

»Na, na, na, na,« sagte er sehr ernst. »Ich habe dich sehr gern, wir werden uns noch sehr gut vertragen. Und um der Ehre unseres Hauses willen, könnte ich dich nicht dahin zurückkehren lassen, woher du

gekommen bist. Bleib ruhig hier, sei ein guter Junge, bleib schön ruhig hier, ich bitte dich, und du wirst sehen, wir werden uns vertragen.«

»Nun gut, Herr,« sagte ich, nachdem ich mir die Sache im Stillen überlegt hatte, »ich will noch eine Weile bleiben. Es ist natürlicher, daß ich von meinem eigenen Blut unterstützt werde, als von Fremden; und sollten wir uns nicht vertragen, ich will mich bemühen, daß es nicht durch meine Schuld geschehe.«

## Kapitel IV

### **Ich laufe eine große Gefahr im Hause meines Onkels**

Für einen so übel begonnenen Tag verlief der Tag ganz leidlich. Wir hatten mittags wieder kalte Suppe und abends warme Suppe. Suppe und Dünnbier waren meines Onkels Diät. Er sprach wenig und das Wenige in derselben Art wie vorher. Er warf mir nach langem Stillschweigen eine Frage hin, und wenn ich versuchte, ihn in ein Gespräch über meine Zukunft zu ziehen, so entschlüpfte er mir. Ich fand in einem Zimmer neben der Küche – das er mir zu betreten erlaubte – eine große Anzahl Bücher, sowohl englische als auch lateinische, mit denen ich mich den ganzen Nachmittag mit viel Vergnügen beschäftigte. Die Zeit verging in dieser angenehmen Gesellschaft tatsächlich so schnell, daß ich schon anfang, mich mit meinem Aufenthalt in Shaws wieder

auszusöhnen und nur der Anblick meines Onkels, dessen Blicke mit den meinen immer Verstecken spielten, erweckte immer wieder mein stärkstes Mißtrauen.

Eines fiel mir auf, worüber ich mir Gedanken machte. Ich fand auf dem Vorsatzblatt eines Buches eine Widmung von der Hand meines Vaters geschrieben: »Meinem Bruder Ebenezer, an seinem fünften Geburtstag.« Was mich daran nun so sehr in Erstaunen setzte, war, daß mein Vater, da er natürlich der jüngere Bruder war, entweder einen sonderbaren Irrtum begangen haben mußte oder, noch ehe er das fünfte Lebensjahr erreicht hatte, eine ausgezeichnete, leserliche, männliche Handschrift besessen hatte.

Das wollte mir nicht aus dem Kopfe gehen. Obwohl ich eine Menge interessanter Autoren herunternahm, alte und neue, Geschichte, Poesie, Erzählungen, immer wieder kam mir der Gedanke an meines Vaters Handschrift. Und als ich endlich in die Küche zurückging und mich wieder zu

Suppe und Dünnbier setzte, war das erste, was ich meinen Onkel Ebenezer fragte, ob mein Vater nicht schon im frühesten Alter gut lesen und schreiben konnte.

»Alexander? Nein, er nicht!« war seine Antwort. »Ich lernte es viel früher. Ich war ein kluges Kerlchen, als ich noch jung war. Ja, ich konnte schon zur selben Zeit lesen wie er.«

Das versetzte mich in noch größere Verwunderung. Da ging mir ein Gedanke durch den Kopf und ich fragte ihn, ob sie vielleicht Zwillinge gewesen seien.

Er sprang vom Stuhle auf, der Löffel fiel ihm aus der Hand und auf den Boden. »Wozu fragst du das?« sagte er und packte mich vorne am Rock und sah mir diesmal gerade in die Augen. Die seinen, die klein und hell und schimmernd waren, wie die eines Vogels, tanzten und blitzten gar seltsam.

»Was willst du,« fragte ich ganz ruhig, denn ich war viel stärker als er und nicht leicht zu erschrecken. »Nimm deine Hand weg von meinem Rock. Das ist keine Art sich zu benehmen.«

Mein Onkel schien sich mühsam zu bezwingen. »Gott, David, mein Junge,« sagte er, »du solltest nicht mit mir über deinen Vater sprechen. Das ist der Fehler.« Er saß eine Weile zitternd da und stierte auf seinen Teller. »Er war mir alles, was einem ein Bruder sein kann,« fügte er hinzu, aber seine Stimme klang gefühllos. Und dann nahm er seinen Löffel wieder auf und fiel über die Suppe her. Aber er zitterte noch.

Nun dieses letzte Ereignis, daß er Hand an mich gelegt und mir dann plötzlich seine Liebe zu meinem toten Vater bekannte, war glatt über meinem Verständnis und es erfüllte mich mit Angst und Hoffnung zugleich. Einerseits fing ich an zu glauben, daß mein Onkel geisteskrank sei und vielleicht gefährlich werden könnte; andererseits kam mir (ganz zufällig und

beinahe wider meinen Willen) eine Geschichte in den Sinn – wie eine Ballade, die ich einmal singen gehört – von einem armen Knaben, der rechtmäßiger Erbe war, und von einem bösen Anverwandten, der versuchte, ihm sein Eigentum vorzuenthalten. Denn wozu sollte mein Onkel mit einem Verwandten, der beinahe als Bettler an seine Tür gekommen war, eine Komödie spielen, wenn er nicht in seinem Herzen einen Grund hatte, ihn zu fürchten?

Mit diesem Gedanken, der zwar noch unklar war, sich aber immer bestimmter in meinem Kopfe festsetzte, fing ich nun an, seine versteckten Blicke nachzuahmen. So saßen wir bei Tisch wie Katze und Maus, einer den anderen heimlich beobachtend. Er wußte mir kein Wort mehr zu sagen, weder gut noch böse, sondern schien emsig damit beschäftigt, irgend etwas in seinem Kopfe hin und her zu wälzen. Und je länger wir beisammen saßen und je mehr ich ihn beobachtete, um so klarer wurde es mir, daß dieses Etwas mir feindlich war.



Sobald er die Schüssel geleert hatte, stopfte er sich seine Pfeife, genau so wie am Morgen, rückte sich einen Stuhl in die Ecke zum Kamin und saß eine Weile still rauchend mit dem Rücken zu mir.

»Davie,« sagte er endlich, »ich habe mir gedacht,« dann machte er wieder eine Pause und dann sagte er es nochmals. »Es ist ein kleines bißchen Silber da, das ich dir versprochen habe, noch eh du auf der Welt warst,« fuhr er fort, »ich habe es deinem Vater versprochen. Oh, nichts Gesetzliches, weißt du, so wie Männer, die bei einem Glase Wein zusammen sitzen. Nun dieses bißchen Geld, das hab' ich aufgehoben – es war zwar eine große Auslage, aber ein Versprechen ist ein Versprechen – na und all die Zeit über ist es gewachsen, bis es jetzt eine Sache sein dürfte von genau – ganz genau,« hier hielt er inne und stotterte – »von ganz genau vierzig Pfund!« Das stieß er hervor mit einem seitlichen Blick über die Schulter und setzte im nächsten Augenblick beinahe mit einem Schrei hinzu: »schottisch!«

Da ein schottisches Pfund soviel wert war wie ein englischer Schilling, war der Unterschied ein beträchtlicher. Ich konnte außerdem leicht sehen, daß die ganze Geschichte eine Lüge sei, zu irgend einem Zweck erfunden, den zu erraten es mich lockte. So machte ich gar keinen Versuch, den spöttischen Ton meiner Stimme zu verbergen, als ich ihm antwortete.

»Oh, Herr, denkt nochmal nach! Pfund Sterling, glaube ich.«

»Ja, das sag' ich eben,« antwortete mein Onkel. »Pfund Sterling! Und wenn du einen Augenblick zur Tür hinausgehen wolltest, um vielleicht nach dem Wetter zu sehen, so will ich es für dich herausholen und dich dann wieder hereinrufen.«

Ich tat nach seinem Wunsche und lächelte im Stillen höhnisch, daß er glauben könnte, ich wäre so leicht zu betrügen. Es war eine finstere Nacht und nur wenige Sterne standen am Himmel. Als ich eben vor der Tür stand, hörte ich das dumpfe Heulen des

Windes drüben in den Bergen. Ich sagte mir, daß das Wetter nach Umschlag und Gewitter aussehe und wußte nicht, von wie großer Bedeutung dies noch für mich werden sollte, ehe der Abend verging.

Als ich wieder hineingerufen wurde, zählte mir mein Onkel siebenunddreißig Goldguineen auf die Hand; der Rest lag in kleinen Gold- und Silbermünzen in seiner Hand, aber da versagte ihm die Kraft, und er kramte das Kleingeld wieder in seine Tasche.

»Da,« sagte er, »da siehst du, ich bin ein sonderbarer Mensch und fremd gegen Fremde, aber mein Wort ist ein Pfand, und dies ist der Beweis dafür.«

Mein Onkel schien so elend, daß ich durch seine plötzliche Freigebigkeit wie vor den Kopf gestoßen war und keine Worte finden konnte, ihm zu danken.

»Nein, nein, kein Wort!« sagte er. »Keinen Dank, ich will keinen Dank. Ich tue meine

Pflicht. Ich will nicht sagen, daß ein jeder sie getan hätte; aber ich für meinen Teil, wenn ich auch ein vorsichtiger Kauz bin, mir macht's Freude, dem Sohn meines Bruders Gutes zu tun; und es macht mir Freude, zu glauben, daß wir uns nun als gute Freunde vertragen werden, so wie es sich für uns gehört.«

Auch ich sprach so freundlich und in so schönen Worten zu ihm, wie ich es nur konnte; aber all die Zeit über war ich neugierig, was dann kommen würde und warum er sich von seinen kostbaren Guineen getrennt hatte. Denn was den Grund anbelangte, den er selbst vorgab, so hätte den auch nicht einmal ein Baby anerkannt.

Dann sah er mich von der Seite an.

»Und siehst du,« sagte er, »dies für das!«

Ich erklärte mich bereit, ihm meine Dankbarkeit innerhalb vernünftiger Grenzen zu beweisen, worauf ich eine

ungeheure Forderung erwartete. Doch als er endlich den Mut fand, zu sprechen, sagte er mir nur (noch dazu sehr freundlich, wie es mir schien), daß er alt werde und gebrechlich und daß er mich bäte, ihm dabei behilflich zu sein, Haus und Garten zu bestellen.

Ich sprach ihm in meiner Antwort meine Bereitwilligkeit aus, ihm zu dienen.

»Gut,« sagte er, »wir wollen gleich anfangen.« Er zog einen riesigen Schlüssel aus seiner Tasche hervor. »Da,« sagte er, »da ist der Schlüssel zur Turmstiege am Ende des Hauses. Du kannst nur von außen dazu gelangen, denn dieser Teil des Hauses ist nicht ausgebaut. Geh dort hinein und die Stiege hinauf und bring mir die Kiste herunter, die ganz oben steht. Es sind Papiere drin«, fügte er hinzu.

»Kann ich ein Licht haben, Herr«, sagte ich.

»Nein,« sagte er schlau, »kein Licht in meinem Hause.«

»Sehr gut, Herr«, sagte ich. »Ist die Stiege gut?«

»Sie ist sehr breit,« sagte er und als ich mich zum Gehen wandte, »halte dich an der Mauer,« fügte er hinzu, »es ist kein Geländer da. Aber die Stiege ist gut und breit.«

Hinaus ging ich in die Nacht. Der Wind heulte noch immer in der Ferne, obwohl kein Hauch bis an das Haus der Shaws gelangte. Die Finsternis war tiefer hereingebrochen als jemals und ich war froh, als ich, an der Mauer entlang tastend, endlich zur Tür der Turmstiege am anderen Ende des unfertigen Flügels gelangte. Ich hatte den Schlüssel ins Schlüsselloch gebracht und ihn eben umgedreht, als plötzlich, ohne eine Spur von Wind oder Donner, der ganze Himmel hell aufleuchtete in wilden Flammen und wieder verschwand. Ich mußte meine Hand vor die

Augen legen, um mich wieder an die Dunkelheit zu gewöhnen; und ich war tatsächlich schon halb blind, als ich in den Turm hineinging.

Drinne war es so finster, daß man kaum atmen zu können meinte. Aber ich tastete mit Händen und Füßen weiter und stieß endlich mit jenen gegen die Wand und mit diesen an die unterste Stufe. Die Mauer war, soviel ich greifen konnte, aus gut behauenen Stein; die Stufen waren auch, obwohl etwas steil und eng, gut polierte Mauerarbeit, regelmäßig und fest. Eingedenk der Worte meines Onkels bezüglich des Geländers, hielt ich mich eng an der Turmseite und tastete meinen Weg durch die Finsternis mit klopfendem Herzen.

Das Haus der Shaws war volle fünf Stockwerke hoch, den Boden nicht mitgezählt. Als ich nun so vorwärts kam, schien es mir, als ob die Stiege luftiger werde und eine Spur heller. Ich wunderte mich und dachte, was wohl der Grund

dieser Veränderung sein könnte, als zum zweitenmal das Wetterleuchten aufblitzte und verschwand. Wenn ich nicht aufschrie, so geschah es nur, weil mir die Angst die Kehle zuschnürte; und wenn ich nicht fiel, so geschah es mehr durch Gottes Gnade als durch meine eigene Kraft. Nicht nur, daß der Blitz von allen Seiten hereinschien, durch unzählige Löcher in der Mauer, so daß ich auf einem freien Gerüst in die Höhe zu klettern schien, sondern die vorübergehende Helle zeigte mir, daß die Stufen ungleich lang waren und meine Füße in diesem Augenblick nur zwei Zoll weit vom inneren Absturz entfernt waren.

Dies war die breite Stiege! Ich dachte nach, und mit dem Denken kam der Eigensinn und der Mut eines Verzweifelten über mich. Mein Onkel hatte mich sicherlich hierher geschickt, auf daß ich große Gefahr laufe, vielleicht auf daß ich sterbe. Ich schwor dieses »vielleicht« festzustellen und sollte ich dabei auch den Hals brechen. Ich ließ mich auf Knie und Hände nieder, und langsam wie eine Schnecke, jeden Zoll vor



mich hintastend und die Festigkeit jedes Steines prüfend, fuhr ich fort, die Stiege hinauf zu kriechen. Die Finsternis schien im Gegensatz zum Blitz noch einmal so dunkel. Aber das war noch nicht alles. Die Fledermäuse schlugen im oberen Teil des Turmes einen großen, ohrenbetäubenden und sinnverwirrenden Lärm; die verfluchten Tiere flogen auch manchmal herunter und schlugen mir mit ihren Flügeln um Gesicht und Hände.

Der Turm war, möchte ich sagen, viereckig und die Stufe an jeder Ecke war von einem großen Stein von etwas anderer Form zur Verbindung der Stockwerke gebildet. Ich war nun einer dieser Wendungen ganz nahe gekommen, als ich, wie gewöhnlich vorwärts tastend, mit der Hand von einer Kante abrutschte und dahinter nichts als gähnende Leere fand. Die Stiege war nicht höher gebaut worden; einen Fremden im Finstern hinaufschicken, hieß ihn geradewegs in den Tod schicken. Und obwohl ich (dank dem Blitz und meiner eigenen Vorsicht) selbst leidlich sicher ging,

trieb mir der bloße Gedanke an die Gefahr, die ich gelaufen wäre und an die furchtbare Höhe, die ich hätte hinunterstürzen können, den Angstschweiß auf die Stirne, und ich hätte beinahe meinen festen Halt verloren.

Aber ich wußte jetzt, was ich wissen wollte, wendete mich um und kroch den Weg wieder hinunter mit einer wunderbaren Wut im Herzen. Ungefähr auf halbem Wege abwärts sprang der Wind plötzlich um, schüttelte den Turm mit wildem Dröhnen und starb wieder hin. Der Regen folgte, und ehe ich den letzten Absatz erreicht hatte, fiel er in Bächen nieder. Ich steckte meinen Kopf in den Sturm hinaus und blickte in der Richtung der Küche entlang. Die Tür, die ich beim Hinausgehen geschlossen hatte, stand nun offen und ließ einen kleinen Lichtschimmer hindurch. Ich glaubte, eine Gestalt sehen zu können, die ganz still im Regen stand, wie ein Mann, der horchte. Und dann kam ein blendender Blitzschlag, der mir deutlich meinen Onkel zeigte, ebendort, wo ich ihn zu sehen glaubte, und gleich darauf ein lautes Donnerrollen.

Ob nun mein Onkel den Krach für den Lärm meines Falles hielt oder ob er darin Gottes Stimme vernahm, die den Mord verkündete, das will ich euch zu erraten überlassen. Sicher ist wenigstens, daß er dabei von einer Art panischen Schreckens ergriffen wurde, daß er ins Haus lief und hinter sich die Tür offen ließ. Ich folgte so leise ich nur konnte, kam ungehört in die Küche und stand und sah ihm zu.

Er hatte Zeit gefunden, den Eckschrank zu öffnen, eine Flasche Schnaps herauszunehmen und setzte sich nun, mit dem Rücken zu mir, an den Tisch. Von Zeit zu Zeit schüttelte es ihn wie in heftigen Fieberanfällen und er stöhnte laut, setzte die Flasche an den Mund und trank in langen Zügen.

Ich schritt vor, kam dicht hinter ihn zu stehen, ließ plötzlich meine beiden Hände auf seine Schultern niederfallen und rief:  
»Ah!«

Mein Onkel stieß einen schwachen, heiseren Schrei aus, wie das Blöcken eines Schafes, warf die Arme in die Luft und fiel wie tot zu Boden. Ich erschrak darüber einigermaßen, aber ich mußte zuerst an mich denken und zögerte nicht, ihn so liegen zu lassen, wie er gefallen war. Die Schlüssel hingen im Wandschrank und ich faßte den Plan, mich mit Waffen zu versehen, ehe mein Onkel wieder zum Bewußtsein käme und Böses auszuhecken im Stande wäre. Im Wandschrank waren einige Flaschen, zum Teil anscheinend Medizinflaschen; eine Menge Rechnungen und andere Papiere, die ich nur gar zu gerne durchstöbert hätte, wäre nicht die Zeit zu kurz gewesen; ferner noch einige Gebrauchsgegenstände, die für mein Vorhaben ohne Belang waren. Dann wendete ich mich den Kasten zu. Der erste war voll mit Eßvorräten, der zweite enthielt Geld und Papiere, fest in Bündel verschnürt, im dritten fand ich, unter vielen anderen Dingen (hauptsächlich waren es Kleider) einen rostigen, übelaussehenden Dolch ohne Scheide. Den nun verwahrte

ich unter meinem Rock und wendete mich meinem Onkel zu.

Er lag, so wie er hingefallen war, ein Knie in der Höhe und einen Arm weit von sich gestreckt. Sein Gesicht hatte eine merkwürdig blaue Farbe und er schien nicht mehr zu atmen. Ich bekam Angst, er könnte tot sein. Ich holte Wasser und spritzte es ihm ins Gesicht, und davon schien er ein wenig zu sich zu kommen; seine Lippen bewegten sich und seine Augen zuckten. Endlich blickte er auf, sah mich, und da stieg ein Ausdruck des Schreckens in seinen Augen auf, der nicht von dieser Welt war.

»Komm, komm,« sagte ich, »setze dich auf.«

»Du lebst?« seufzte er. »Mensch, du lebst?«

»Ja,« sagte ich, »dein Verdienst ist es nicht!«

Er hatte mit tiefen Zügen versucht, Atem zu schöpfen. »Die blaue Phiole,« sagte er, »im

Kasten dort – die blaue Phiole.« Sein Atem ging noch langsamer.

Ich lief zum Schrank und fand dort natürlich die blaue Phiole mit Medizin – die Dosis stand auf einem Stückchen Papier darauf – und die gab ich ihm ein, so schnell ich nur konnte.

»Es ist mein altes Leiden,« sagte er, sich wieder ein wenig erholend, »ich habe ein Leiden, Davie, es ist das Herz.«

Ich setzte ihn auf einen Stuhl und sah ihn an. Es ist wahr, daß ich ein wenig Mitleid empfand beim Anblick eines so krank aussehenden Menschen, aber nebstbei war ich doch rechtschaffen zornig, und so zählte ich ihm die Punkte auf, über die ich Rechenschaft von ihm forderte: Warum er mich mit jedem Wort belog; warum er Angst hatte, daß ich ihn verlasse; warum er es nicht hören wollte, daß er und mein Vater Zwillinge waren – »ist es darum, weil es wahr ist?« fragte ich; warum er mir Geld gegeben habe, auf das ich – davon wäre ich

überzeugt – keinen Anspruch hatte; und schließlich, warum er versucht hatte, mich umzubringen. Er hörte mich stillschweigend bis zu Ende an und bat mich dann, mit zitternder Stimme, ihn zu Bett zu bringen.

»Ich erzähl's dir morgen früh,« sagte er,  
»totsicher, ich versprech' es dir.«

Er war so schwach, daß mir nichts anderes übrig blieb als einzuwilligen. Immerhin schloß ich ihn in sein Zimmer ein und steckte den Schlüssel zu mir. Dann ging ich in die Küche zurück und fachte ein schönes Feuer an, wie dort wohl gar manch langes Jahr keines gebrannt hatte, wickelte mich in meine Decke, legte mich auf die Bank und schlief fest ein.

## Kapitel V

### Ich gehe nach Queen's Ferry

Die ganze Nacht hindurch regnete es fort, und am nächsten Morgen wehte ein scharfer, kalter Wind von Nord-West her, daß die Wolken stoben. Trotzdem nahm ich, noch ehe die Sonne heraufgekommen und die letzten Sterne verschwunden waren, meinen Weg zum Bache und tauchte tief in das wirbelnde Wasser. Ganz glühend von meinem Bad, setzte ich mich nochmals ans Feuer, das ich neu anfachte und begann, meine Lage ernstlich zu überdenken.

Es bestand jetzt wohl kein Zweifel mehr über meines Onkels Feindseligkeit; auch bestand kein Zweifel, daß ich mein Leben in der Hand hielt und er jeden Stein umdrehen werde, um mich zu verderben. Aber ich war jung und frisch und hatte, wie die meisten auf dem Lande aufgewachsenen Burschen eine gute



Meinung von meiner Schlaueit. Als ich an seine Tür kam, war ich nicht viel mehr als ein Bettler und nicht viel älter als ein Kind. Er war mir mit tückischem Verrat und roher Gewalt begegnet. Es wäre eine feine Vergeltung, die Oberhand zu gewinnen und ihn wie eine Herde Schafe zu treiben und zu lenken.

Ich saß da am Feuer, rieb mir das Knie und lächelte vor mich hin. Ich sah mich schon in Gedanken, ihm ein Geheimnis nach dem anderen herauslocken und dieses Mannes Gebieter und König werden. Der Zauberer von Essendean, hieß es, habe einen Spiegel gemacht, in dem man die Zukunft sehen könnte. Der mußte aus anderem Stoffe gewesen sein als aus brennenden Kohlen; denn in allen Gestalten und Bildern, die ich so vor mich starrend sah, war auch keine Spur von einem Schiff, von einem Mann mit einer Pelzmütze, nichts von einem Knüppel auf meinem dummen Kopf und all dem anderen Elend, das mich so bald befallen sollte.

Endlich ganz aufgeblasen und eingebildet ging ich hinauf und gab meinem Gefangenen die Freiheit. Er wünschte mir höflich einen guten Morgen, ich tat desgleichen und lächelte von der Höhe meiner Selbstgefälligkeit verächtlich auf ihn nieder. Bald saßen wir beim Frühstück, als wäre es tags zuvor gewesen.

»Nun, Herr,« sagte ich in spöttischem Tone, »habt Ihr mir nichts mehr zu sagen?« Und dann, als er keine deutliche Antwort gab: »Es wird Zeit sein, einander klipp und klar zu verstehen«, fuhr ich fort. »Ihr habt mich für einen dummen Bauernbuben gehalten, der nicht viel mehr Mut oder Mutterwitz besitzt als ein Suppenlöffel. Ich hielt Euch für einen guten Mann oder zumindest für nicht schlechter als andere. Es scheint, wir haben uns beide geirrt. Welchen Grund Ihr habt, mich zu fürchten, mich zu betrügen und mir nach dem Leben zu stehen...«

Er murmelte etwas von einem Scherz und daß er gerne ein wenig Spaß treibe und dann, als er mein Lächeln bemerkte,

änderte er plötzlich den Ton und versicherte mir, er wolle alles aufklären, sobald wir unser Frühstück beendet hätten. Ich sah ihm am Gesichte an, daß er keine Lüge für mich bereit hatte, obwohl er sich sehr bemühte, eine zu finden; und ich glaube, ich wollte ihm das gerade sagen, als wir durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen wurden.

Ich hieß meinen Onkel auf seinem Platz sitzen bleiben und ging, um aufzumachen. Ich fand vor der Tür einen halbwüchsigen Buben in Seemannstracht. Sobald er mich erblickt hatte, tanzte er einige Schritte zum Klange einer Holzflöte (wie man sie auf Schiffen zu haben pflegt und die ich nie zuvor gesehen oder gar gehört hatte), schnalzte mit den Fingern in der Luft und machte im Takt Schritte dazu. Er war aber ganz blau vor Kälte und in seinem Gesicht lag ein Ausdruck zwischen Weinen und Lachen, der ungemein traurig anmutete und schlecht zu seinen Heiterkeitsgebärden paßte.

»Lustig, Kamerade, lustig!« rief er mit heiserer Stimme.

Ich fragte ihn gelassen nach seinem Begehren.

»O Freude!« sagte er und fing an zu singen.

»Gut,« sagte ich, »wenn du überhaupt kein Begehren vorzubringen hast, werde ich dir einfach und ohne viel Höflichkeit die Tür vor der Nase zumachen.«

»Halt, Bruder!« rief er. »Verstehst du keinen Spaß? Oder willst du, daß ich Prügel bekomme? Ich habe einen Brief vom alten Heasy-oasy an Herrn Belflower.« Er reichte mir einen Brief. »Und ich sag' dir, Kamerad,« fügte er hinzu, »ich bin tothungrig.«

»Gut,« sagte ich, »komm ins Haus und du sollst was zu essen kriegen, wenn ich dafür auch leer ausgehen sollte.«

Damit führte ich ihn hinein und setzte ihn an meinen eigenen Platz, wo er gierig über die Reste meines Frühstückes herfiel, mir von Zeit zu Zeit zublinzelte und Gesichter schnitt, was der arme Kerl, glaub' ich, für männlich hielt. Inzwischen hatte mein Onkel den Brief gelesen und saß in Gedanken da; dann sprang er plötzlich sehr lebhaft auf und zog mich in den entferntesten Winkel des Raumes.

»Lies das«, sagte er und gab mir den Brief in die Hand. Er liegt hier vor mir, währenddem ich schreibe:

»Hawes Gasthaus in Queen's Ferry.

Sehr geehrter Herr! – Ich liege hier mit gelichteten Ankern und schicke Euch meinen Schiffsjungen, um Euch davon zu benachrichtigen. Wenn Ihr noch irgend welche Wünsche habt über See, so ist heute die letzte Gelegenheit, denn der Wind ist günstig zum Ausfahren. Ich will nicht leugnen, daß ich mit Eurem Anwalt, Herrn Rankeillor, Streitigkeiten gehabt habe, und

wenn die Sache nicht schnell in Ordnung gebracht wird, könnt Ihr Euch auf einen Verlust gefaßt machen. Ich schicke Euch anbei eine Rechnung ein und verbleibe

Euer ergebenster Diener

Elias Hoseason.«

»Du siehst, Davie,« nahm mein Onkel das Wort, sobald er sah, daß ich fertig wäre, »ich habe bei diesem Hoseason eine Ladung, er ist Kapitän eines Handelsschiffes, der Covenant von Dysart. Wenn du und ich nun mit diesem Jungen hinübergingen, könnte ich den Kapitän bei Hawes oder an Bord der Covenant, wenn vielleicht Papiere zu unterschreiben wären, sprechen und dies wäre nicht nur kein Zeitverlust für uns, sondern wir könnten sogar gleich weitergehen zu Herrn Rankeillor, dem Advokaten. Nach all dem, was vorgefallen ist, wirst du mir auf mein bloßes Wort hin nicht glauben wollen; aber Herrn Rankeillor wirst du glauben. Er führte die Geschäfte von beinahe allen

Edelleuten hier ringsherum; ist nebstbei ein alter Mann, hoch angesehen und hat deinen Vater gut gekannt.«

Ich stand ein« Weile da und dachte nach. Ich sollte in einen Hafenort gehen, der zweifellos voll Menschen war und wo mein Onkel wohl keine Gewalttat wagen dürfte und sogar die Gesellschaft des Schiffsjungen schützte mich soweit. Einmal dort, dachte ich, werde ich den Besuch beim Advokaten schon erzwingen können, selbst wenn mein Onkel es jetzt mit diesem Vorschlag nicht ehrlich meinte; und schließlich wünschte ich vielleicht im Grunde meines Herzens, das Meer und die großen Schiffe in der Nähe zu sehen. Man muß bedenken, daß ich mein ganzes Leben in den Bergen verbracht hatte und eben erst vor zwei Tagen zum erstenmal den Hafen gesehen hatte, der wie ein blauer Fleck vor mir gelegen war, und die segelnden Schiffe, die darauf hinfuhren, nicht größer als Spielzeug. Eines kam zum andern, und ich entschloß mich zu gehen.

»Sehr gut,« sagte ich, »gehn wir nach Ferry.«

Mein Onkel nahm Hut und Mantel und gürtete sich einen alten, rostigen Degen um. Dann traten wir das Feuer aus, sperrten die Tür zu und machten uns aus den Weg.

Der Wind, der von Nordwest her kam, blies uns beinahe gerade ins Gesicht. Es war im Monat Juni, die Wiesen waren voll Gänseblümchen, und die Bäume standen in Blüte. Nach unseren blauen Fingernägeln aber und gefrorenen Knöcheln zu schließen, hätte es Winter sein können.

Onkel Ebenezer trabte in der Wegrinne und wankte von einer Seite auf die andere wie ein alter Bauer, der abends vom Pflügen heimkehrt. Er sprach den ganzen Tag über kein einziges Wort, und ich war, was das Reden anbelangte, auf den Schiffsjungen angewiesen. Er erzählte mir, sein Name wäre Ransome und er sei seit seinem neunten Lebensjahr auf der See; aber er wußte nicht, wie alt er war, denn er hatte



inzwischen die Rechnung verloren. Er zeigte mir seine Tätowierungen, wobei er sich trotz dem beißend kalten Wind und all meinen Vorstellungen die Brust entblößte; ich dachte, er könnte sich den Tod dabei holen. Er fluchte fürchterlich, wann immer er Gelegenheit dazu finden konnte, aber mehr wie ein dummer Schulbub als wie ein Mann; auch prahlte er mit vielen wüsten und schlechten Taten, die er begangen hätte: heimliche Diebstähle, falsche Anklagen, ja sogar Morde; aber alles mit so geringer Wahrscheinlichkeit in den Einzelheiten und so schwacher, dummer Großtuerei in der Ausführung, daß ich ihn eher bemitleidete als ihm glaubte.

Ich fragte ihn nach dem Schiff (von dem er behauptete, es wäre das feinste Fahrzeug, das nur je gesegelt sei) und nach dem Kapitän Hoseason, den er ebenso hoch pries. Heasyoasy (denn so nannte er den Schiffsherrn immer noch) war nach seinem Bericht ein Mann, der sich um nichts anderes im Himmel oder auf Erden kümmerte; einer der, wie man zu sagen

pflegte, »mit vollen Segeln ins jüngste Gericht hineinfahren würde«; roh, wild, skrupellos und brutal; und all dies hatte mein armer Schiffsjunge als etwas Seemännisches, Männliches bewundern gelernt. Nur einen Fehler seines Idols gab er zu. »Er ist kein Seemann,« gab er zu, »es ist Herr Shuan, der das Schiff führt; er ist der tüchtigste Seefahrer von allen, bis auf das Trinken; und ich kann dir sagen, ich muß es wohl wissen. Da, schau her«, er zog seinen Strumpf hinunter und zeigte mir eine große rote Wunde, daß mir das Blut stockte. »Das hat er getan, Herr Shuan hat's getan«, sagte er mit einem gewissen Stolz. »Was,« rief ich, »läßt du dir eine so rohe Behandlung von ihm gefallen? Du bist doch kein Sklave, daß man dich so behandelt!«

»Nein,« sagte das arme Mondkalb und änderte sofort seinen Ton, »und er wird schon sehen! Da schau!« und er zeigte mir ein großes Messer, das, wie er mir sagte, gestohlen sei. »Oh!« sagte er, »er soll's nur versuchen! Ich rat' es ihm! Ich werd' noch fertig mit ihm! Oh, er wäre nicht der erste!«

Und er bekräftigte es mit einem armseligen, dummen, häßlichen Fluch.

Ich habe noch niemals für irgendjemand auf der ganzen Welt so großes Mitleid empfunden wie für dieses halbblöde Geschöpf und es wurde mir langsam klar, daß das Segelschiff Covenant (trotz dem friedlichen Namen) nur wenig besser war als die Hölle auf dem Meer.

»Hast du keine Freunde?« sagte ich.

Er sagte, daß er einen Vater in irgend einem englischen Seehafen hätte, ich vergaß den Namen. »Er war auch ein feiner Kerl,« sagte er, »aber jetzt ist er tot.«

»Um Gottes willen,« rief ich, »kannst du nicht irgend einen ehrlichen Lebensunterhalt an Land finden?«

»Oh, nein,« sagt er blinzeln und sah sehr verschlagen drein, »Sie würden mich in die Lehre stecken. Ich kenne einen noch besseren Trick, ah ja!«

Ich fragte ihn, was für ein Leben denn noch so schrecklich sein könnte wie das seine, da er doch in ständiger Lebensgefahr schwebe, nicht nur von Wind und Wasser bedroht, sondern von der schrecklichen Grausamkeit jener, die seine Gebieter wären. Er sagte, das wäre schon wahr und dann fing er an, sein Leben zu preisen und was für ein Vergnügen es sei, mit Geld in der Tasche ans Land zu gehen und es wie ein Mann ausgeben zu können, Äpfel zu kaufen und sich groß aufzuspielen. »Und dann schließlich ist es auch nicht gar so arg,« sagte er, »andere sind noch ärger dran als ich: da sind die Zwanzig-Pfünder. O Gott! Das solltest du einmal sehen! Na, ich hab' einmal einen Mann gesehen, vielleicht so alt wie du« (ihm schien ich alt) »ah, und er hatte auch einen Bart – na, und sobald wir aus dem Fluß heraus waren und der Wein aus seinem Kopfe – meine Güte...! Wie der schrie und was der angab! Ich hielt ihn schön zum Narren, sag' ich dir! Und dann die Kleinen da auch: O die Kleinen gar! Ich sag' dir, die halt ich in Ordnung! Wenn wir Kleine führen, da krieg' ich auch ein

Stückchen Tau und dann peitsch' ich sie.«  
Und so fuhr er fort, bis es mir endlich klar wurde, daß er mit den Zwanzig-Pfündern jene unglücklichen Verbrecher meinte, die nach Nordamerika als Sklaven verschickt wurden oder die noch unglücklicheren Unschuldigen, die geraubt oder entführt wurden um privater Interessen oder Rachsucht willen.

Da waren wir eben auf der Höhe angelangt und sahen auf Ferry nieder. Der Firth of Forth verengt sich (wie ja allgemein bekannt ist) eben an dieser Stelle zur Breite eines gewöhnlichen Flusses, wodurch eine bequeme Fähre gegen Norden führt und der obere Teil als ein landumschlossener Hafen für alle möglichen Schiffe abgetrennt wird. Genau in der Mitte der Enge liegt eine kleine Insel mit irgend einer Ruine, und am Südufer hat man eine Brücke zur Verbindung mit Ferry gebaut. Am Ende der Brücke auf der anderen Seite der Straße sah ich das Gebäude, das man Hawes Gasthaus nannte, an ein hübsches Gärtchen gelehnt

mit einigen Hollunderbäumen und  
Hagedorngebüsch im Hintergrunde.

Die Stadt Queen's Ferry liegt weiter  
westlich und die Umgebung des Gasthauses  
sah um jene Tageszeit hübsch einsam aus,  
denn das Boot war eben mit Passagieren  
nordwärts gefahren. Nur ein Kahn lag an  
der Brücke, auf dessen Bänken einige  
Matrosen schliefen. Dies war, wie mir  
Ransome sagte, das Boot des Segelschiffes,  
das auf den Kapitän wartete. Und etwa eine  
halbe Meile weit draußen, ganz allein und  
verankert, zeigte er mir die Covenant selbst.  
An Bord herrschte Bewegung wie vor der  
Abfahrt; Segelstangen schwebten hoch in  
der Luft, um dann befestigt zu werden, und  
als der Wind aus dieser Richtung kam,  
konnte ich das Singen der Matrosen hören,  
wie sie an den Seilen zogen. Nach all dem,  
was ich unterwegs gehört hatte, sah ich  
dieses Schiff nur voll tiefen Abscheues an  
und bedauerte im Grunde meines Herzens  
all die armen Seelen, die verdammt waren  
darauf zu segeln.

Auf der Höhe angelangt, schöpften wir alle drei frisch Atem und ich schritt quer über die Straße auf meinen Onkel zu und sagte ihm: »Herr, ich halte es für richtig, gleich zu sagen, daß mich nichts dazu bringen könnte, an Bord dieser Covenant zu gehen.«

Er schien aus einem Traum zu erwachen.  
»Eh!« sagte er, »was gibt's?«

Ich sagte es ihm noch einmal.

»Gut, gut,« sagte er, »wir werden es dir zu lieb so machen, glaub' ich. Aber wozu stehen wir hier? Es ist verflucht kalt und wenn ich mich nicht täusche, machen sie sich auf der Covenant zur Abfahrt bereit.«

# Kapitel VI

## Was sich in Queen's Ferry ereignete

Sobald wir ins Gasthaus gekommen waren, führte uns Ransome eine Treppe hinauf in ein Zimmer, in dem ein Bett stand und das mit einem großen Kohlenfeuer wie ein Backofen geheizt war. Ein großer, dunkler, nüchtern aussehender Mann saß am Tisch dicht neben dem Kamin und schrieb. Trotz der Hitze im Zimmer trug er einen dicken Seemannsrock bis zum Halse hinauf zugeknöpft und eine hohe Pelzmütze, die er bis über die Ohren gezogen hatte; und doch habe ich noch nie einen Menschen gesehen, nicht einmal einen Richter im Gerichtssaal, der kühler oder bedächtiger oder beherrscher ausgesehen hätte als dieser Schiffskapitän.

Er sprang sofort auf und auf uns zukommend, reichte er Ebenezer seine große Hand hin. »Ich bin stolz, Sie



begrüßen zu können, Herr Balfour,« sagte er mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, »und froh, daß Ihr noch zu rechter Zeit eingetroffen seid. Der Wind ist günstig und wir warten die Flut ab; heute nacht noch werden wir die alten Kohleneimer auf der Insel Man brennen sehen.«

»Kapitän Hoseason,« antwortete mein Onkel, »Ihr haltet Euer Zimmer schön warm.«

»Es ist eine alte Gewohnheit von mir, Herr Balfour«, sagte der Schiffer. »Mir ist im allgemeinen von Natur aus kalt. Ich habe kaltes Blut, Herr. Weder Pelz noch Flanell – ja Herr, nicht einmal heißer Rum können, was man meine Temperatur nennt, erhöhen. Es ist dasselbe, Herr, mit den meisten Leuten, die im tropischen Meer, wie man sagt, auf dem Roste gebraten wurden.«

»Nun gut, Kapitän,« erwiderte mein Onkel, »wir müssen uns alle drein finden, so zu sein, wie wir geschaffen wurden.«

Aber der Zufall wollte es, daß diese Eigenheit des Kapitäns von großem Einfluß auf mein Unglück war. Denn obwohl ich mir vorgenommen hatte, meinen Onkel nicht aus dem Auge zu lassen, war ich doch einesteils so ungeduldig, das Meer aus der Nähe zu sehen und anderseits so bedrückt von der Enge und Hitze des Raumes, daß ich, als er mir sagte, doch hinunterzulaufen und mich ein Weilchen allein zu unterhalten, dumm genug war, nach seinen Worten zu handeln.

Fort ging ich also und ließ die beiden Männer bei einer Flasche Wein und einer großen Menge von Papieren aller Art. Ich überquerte die Straße vor dem Gasthaus und ging zum Ufer hinunter. So wie der Wind eben blies, schlugen nur Wellchen, nicht viel größer als ich sie auf einem See gesehen hatte, gegen das Ufer. Aber die Kräuter waren mir neu und der Geruch des Seewassers war trotz der großen Entfernung vom offenen Meer salzig und anregend. Auf der Covenant begannen sie die Segel aufzuziehen, die in Bündeln an

den Stangen hingen; ich hatte bei all den Eindrücken das Gefühl einer weiten Reise und fremder Länder.

Ich sah auch nach den Matrosen im Boot – große braune Kerle waren es, einige im Hemd, andere in Blusen, andere wieder mit farbigen Tüchern um den Hals, einer hatte ein Paar Pistolen in der Tasche stecken, zwei oder drei hatten derbe Knüppel bei sich und alle hatten sie lange Messer. Ich verbrachte einige Zeit mit einem von ihnen, der weniger schrecklich aussah als seine Genossen und fragte ihn um die Abfahrt des Schiffes. Er sagte, sie wollten, sobald Ebbe eintrete, in See stechen und sprach seine Freude darüber aus, einen Hafen zu verlassen, wo es keine Wirtshäuser und keine Musikanten gäbe; aber all dies begleitete er mit so entsetzlichen Flüchen, daß ich mich beeilte, von ihm fortzukommen.

So verfiel ich wieder auf Ransome, der mir noch der Beste von dieser Bande zu sein schien und der bald aus dem Gasthaus auf

mich zugelaufen kam und um ein Glas Punsch rief. Ich sagte ihm, daß ich ihm nichts dergleichen geben werde, denn weder er noch ich seien in einem Alter, in dem man sich so etwas erlauben dürfe. »Aber ein Glas Bier kannst du haben, und zwar gerne«, sagte ich. Er brummte und murmelte etwas über mich, beschimpfte mich auch, aber er war trotz alledem froh, daß er das Bier bekam; und bald saßen wir im ersten Zimmer des Gasthauses an einem Tische nieder und aßen und tranken beide mit gutem Appetit.

Da fiel es mir ein, daß der Wirt aus derselben Gegend war wie ich, und daß es vielleicht gut wäre, ihn zum Freund zu gewinnen. Ich bot ihm einen Trunk an, wie das in jenen Tagen üblich war, aber er war ein viel zu großer Herr, um bei so armseligen Gästen zu sitzen wie Ransome und ich; er wollte eben das Zimmer verlassen, als ich ihn zurückrief, um ihn zu fragen, ob er Herrn Rankeillor kenne.

»O ja,« sagte er, »und ein gar anständiger Mensch ist er. Und richtig,« sagte er, »wart' Ihr das, der eben mit Ebenezer hereingekommen ist?« Und als ich ja sagte: »Ihr seid doch nicht etwa ein Freund von ihm?« fragte er, womit er nach Art der Schotten meinte, daß ich doch wohl kein Verwandter von ihm sei.

Ich sagte ihm nein.

»Ich dachte es mir«, sagte er, »und doch seht Ihr ein wenig Herrn Alexander ähnlich.«

Ich sagte, es scheine, Herr Ebenezer sei nicht gut angeschrieben in der Gegend.

»Kein Zweifel,« sagte der Wirt, »er ist ein böser, alter Mann und manch einer sähe ihn gern am Stricke baumeln. Jennet Clouston und noch viele andere, die er von Haus und Hof verjagt hat. Und dabei war er einmal ein feiner, junger Kerl. Aber das war, noch ehe das Gerücht über Herrn Alexander aufkam, das war sein Tod sozusagen.«

»Und was war das für ein Gerücht«, fragte ich.

»Na, nur daß er ihn umgebracht hat«, sagte der Wirt. »Habt Ihr nie etwas davon gehört?«

»Und weshalb sollte er ihn umgebracht haben?« sagte ich.

»Weshalb? Ja, eben nur, um den Grundbesitz zu bekommen«, sagte er.

»Den Grundbesitz?« sagte ich, »Shaws?«

»Keinen anderen, soviel ich weiß«, sagte er.

»Ja, Mann!« sagte ich, »ist dem so? War mein – war Alexander der ältere Sohn?«

»'türlich war er das«, sagte der Wirt.

»Weshalb denn sollte er ihn umgebracht haben?«

Und dann ging er fort, was er eigentlich von Anfang an hatte tun wollen.

Ich hatte es natürlich schon längst vermutet. Aber vermuten und wissen ist doch etwas ganz anderes, und ich saß da wie betäubt von meinem Glück und konnte es kaum fassen, daß derselbe arme Bursche, der noch vor kaum zwei Tagen verstaubt in den Wäldern von Ettrick herumgestapft war, jetzt einer der Reichen dieser Welt sein sollte und ein Haus und weites Land besäße und – verstünde er nur zu reiten – morgen sein Pferd besteigen könnte. All diese angenehmen Gedanken und noch tausend andere gingen mir im Kopf herum, wie ich da saß und vor mich hinstarrend zum Fenster des Gasthauses hinaussah, ohne zu bemerken, was dort vorging. Ich erinnere mich nur, daß ich plötzlich Kapitän Hoseason erblickte, der unten an der Brücke bei seinen Matrosen stand und mit einer gewissen Autorität zu ihnen sprach. Gleich darauf kam er zurück und schritt auf das Haus zu, ohne jede Spur jener Unbeholfenheit, die sonst Seeleuten eigen ist; er hatte eine große, schöne Gestalt, einen festen, männlichen Schritt und immer noch jenen Ausdruck von Ernst und

Nüchternheit im Gesichte, den ich schon früher an ihm bemerkt hatte. Ich zweifelte, ob Ransomes Geschichten über ihn wahr sein könnten; sie paßten so gar nicht zu seiner Erscheinung. Tatsächlich aber war er weder so gut, als er mir erschien, noch ganz so schlecht wie Ransome ihn machte; denn eigentlich war er zwei Menschen zugleich; den besseren ließ er zurück, sobald er sein Schiff betrat.

Einen Augenblick später hörte ich meinen Onkel, der mich rief und traf die beiden zusammen auf der Straße. Es war der Kapitän, der mich anredete, und zwar in einem ernsten Tone, als wäre ich seinesgleichen (was für einen jungen Burschen immer sehr schmeichelhaft ist).

»Mein Herr,« sagte er, »eben erzählt mir Herr Balfour eine Menge schöner Sachen von Euch; und mir selbst gefällt Euer Aussehen gar wohl. Es tut mir leid, daß ich nicht länger hierbleibe, wir hätten einander besser kennenlernen können; aber wir wollen die Zeit nützen, so gut es geht. Ihr



sollt für eine halbe Stunde an Bord meines Schiffes kommen, bis es Ebbe wird und wir wollen miteinander eine Flasche trinken.«

Nun brannte ich zwar vor Neugierde, ein Schiff von innen zu sehen, mehr als ich es mit Worten zu sagen vermag, aber anderseits wollte ich mich nicht in Gefahr begeben; so sagte ich ihm, daß mein Onkel und ich eine Verabredung mit einem Anwalt hätten.

»Ja, ja,« sagte er, »er hat mir davon erzählt. Aber seht Ihr, wenn Ihr mitkommt, kann Euch das Boot am Stadtende der Brücke absetzen, das ist kaum ein Steinwurf weit von Rankeillors Haus.« Dann beugte er sich plötzlich zu mir nieder und flüsterte mir ins Ohr: »Hütet Euch vor dem alten Fuchs, er hat nichts Gutes im Sinn. Kommt an Bord mit mir, daß ich Euch ein Wort im Vertrauen sagen kann.« Und dann nahm er mich unterm Arm und auf sein Boot zugehend, setzte er laut hinzu: »Also kommt, was soll ich Euch von den Karolinen mitbringen? Jeder Freund von

Herrn Balfour kann über mich verfügen.  
Eine Rolle Tabak? Einen Federschmuck  
von einem Indianer? Das Fell eines wilden  
Tieres? Eine Steinpfeife? Eine Spottdrossel,  
die wie eine Katze miaut? Den  
Kardinalsvogel, der rot wie Blut ist? –  
Treffet Eure Wahl und nennt mir Euer  
Begehren.«

Bei diesen Worten waren wir beim Boot  
angekommen und er half mir hinein. Ich  
zögerte keinen Augenblick; ich glaubte (ich  
armer Narr) einen guten Freund und Helfer  
gefunden zu haben und freute mich, das  
Schiff sehen zu können. Sobald wir alle auf  
unseren Plätzen saßen, wurde das Schiff  
abgestoßen und fuhr auf dem Wasser dahin!  
Und vor lauter Freude und Überraschung  
über diese neue Bewegung, und daß das  
Boot so tief im Wasser fuhr, und daß das  
Ufer so anders aussah, und daß das  
Segelschiff immer größer wurde, je näher  
wir kamen – verstand ich kaum, was der  
Kapitän zu mir sprach und mußte ihm nur  
aufs Geratewohl geantwortet haben.

Sobald wir an der Seite des Schiffes angekommen waren – ich saß dort und bestaunte die Höhe des Schiffes, das wilde Hämmern der Wogen gegen dessen Wände und das lustige Schreien der Matrosen bei ihrer Arbeit – erklärte Hoseason mir, wir beiden müßten die ersten an Bord sein und befahl, daß ein Tau vom Hauptmast herabgelassen werde. Damit wurde ich in die Höhe gezogen und auf Deck gebracht, wo der Kapitän schon bereit stand und auf mich wartete. Er schob seinen Arm gleich wieder unter den meinen. So stand ich eine Weile da, ein wenig schwindlig von all der Unsicherheit rings um mich, vielleicht auch ein wenig ängstlich, aber doch hoch erfreut über all die neuen Eindrücke und den Anblick so vieler fremder Dinge. Der Kapitän zeigte mir die merkwürdigsten Gegenstände, nannte mir ihre Namen und erklärte mir ihre Verwendung.

»Aber wo ist denn mein Onkel?« sagte ich plötzlich.

»Ja,« sagte Hoseason auf einmal spöttisch,  
»das ist es eben.«

Ich fühlte, daß ich verloren war. Mit aller Kraft riß ich mich los von ihm und lief ans Bollwerk. Da gab's keinen Zweifel mehr; das Boot steuerte auf die Stadt los. Mein Onkel saß am Steuer. Ich stieß einen durchdringenden Schrei aus – »Hilfe, Hilfe, Mörder!« – daß es von allen Seiten widerhallte; mein Onkel drehte sich um und zeigte mir ein Gesicht voll Grausamkeit und Entsetzen.

Das war das letzte, was ich sah. Schon hatten mich starke Hände ergriffen und vom Rande des Schiffes zurückgerissen; jetzt schien mich ein Blitzschlag zu treffen – ich sah Funken sprühen und fiel bewußtlos nieder.

# Kapitel VII

## **Ich gehe zur See auf dem Segler Covenant von Dysart**

Als ich wieder zu mir kam, lag ich, an Händen und Füßen gebunden, von großen Schmerzen geplagt im Dunkeln, umgeben von unbekannten, ohrenbetäubenden Geräuschen. An meine Ohren tönte das Brüllen der Wogen wie das Wasser eines ungeheuren Mühlhammes; das Aufschlagen schwerer Stangen, das Donnerngepolter der Segel und die gellenden Rufe der Matrosen. Bald hob sich die ganze Welt in wirbelnde Höhe, bald stürzte sie wieder in schwindelnde Tiefen hinab. Ich war so krank und elend und verwirrt, daß ich lange Zeit brauchte – mich, immer wieder von neuen Schmerzen betäubt, in Gedanken abquälend – bis es mir klar wurde, daß ich wohl gefesselt irgendwo im Bauch dieses unglückseligen Schiffes liegen müsse und daß der Wind inzwischen zu einem Sturm

angewachsen sein mochte. Mit der klaren Erkenntnis meiner Lage überfiel mich zugleich die Nacht der Verzweiflung; das Entsetzen tiefster Reue über meine eigene Dummheit plagte mich und leidenschaftliche Wut über meinen Onkel beraubte mich noch einmal meiner Sinne.

Als ich wieder zum Leben erwachte, betäubte und schüttelte mich dasselbe Gebrüll, dasselbe wilde, verwirrende Schaukeln. Jetzt kam noch zu all den anderen Schmerzen und Plagen die Seekrankheit dazu. Ich litt in jener Zeit meiner abenteuerlichen Jugend viel Not und Elend; aber nichts war so niederdrückend für Körper und Geist, von keinem einzigen Hoffnungsstrahl erhellt, wie diese ersten Stunden an Bord des Segelschiffes.

Ich hörte einen Schuß krachen und vermutete, daß der Sturm unser Schiff gefährdete und wir Signale um Hilfe abfeuerten. Mir war der Gedanke einer Befreiung, und wäre es auch durch den Tod

in den Fluten, willkommen. Aber es war nichts dergleichen, sondern, wie ich nachher erfuhr, nur eine Gewohnheit des Kapitäns, die ich hier festlegen will, um zu zeigen, daß auch dem schlechtesten Mann ein Zug von Güte eigen sein kann. Wir fuhren damals, scheint es, in einer Entfernung von nur wenigen Meilen an Dysart vorbei, dem Orte, an dem das Schiff gebaut worden war und wo die alte Frau Hoseason, die Mutter des Kapitäns, wohnte; ob nun äußerer oder innerer Gründe wegen, die Covenant durfte hier tagsüber niemals vorbeifahren, ohne einen Schuß abzufeuern und die Flagge zu hissen.

Ich hatte jedes Zeitmaß verloren. Tag und Nacht waren einerlei in diesem übelriechenden Loch, in dem ich lag, und das Elend meiner Lage zog die Stunden unleidlich in die Länge. Wie lange ich daher dort gelegen sein mag, in der Erwartung, das Schiff an einem Felsen zersplittern zu hören oder zu spüren, wie es kopfüber in die Tiefe sänke – das vermag ich nicht zu sagen. Schlaf umfing mich

endlich und raubte mir das Bewußtsein  
meiner Schmerzen und Sorgen.

Ich erwachte vom Licht einer Handlaterne,  
das mir voll ins Gesicht fiel. Ein kleiner  
Mann um die dreißig, mit grünlichen Augen  
und wirrem, blonden Haar stand vor mir  
und sah mich an.

»Nun,« sagte er, »wie geht's?«

Ich antwortete mit einem Seufzer. Dann  
befühlte mein Besucher mir Puls und  
Schläfen und machte sich daran, meine  
Kopfwunde zu waschen und zu verbinden.

»Ja,« sagte er, »ein schwerer Schlag. Auf,  
Bursche, nur Mut. Die Welt läuft weiter!  
Der Anfang war schlecht, aber es wird  
schon besser werden. Hast du etwas zu  
essen bekommen?«

Ich sagte, daß ich nichts anschauen könnte  
und daraufhin gab er mir aus einem  
Zinnkrüglein etwas Branntwein zu trinken  
und verließ mich wieder.



Als er mich zum zweitenmal besuchen kam, lag ich zwischen Schlafen und Wachen, mit im Finstern weitgeöffneten Augen, zwar nicht mehr krank, aber von schrecklichen Schwindelanfällen geplagt, die beinahe noch schlimmer waren. Außerdem schmerzten mich alle Glieder und die Stricke, mit denen ich gebunden war, brannten mich wie Feuer. Der Geruch des Loches, in dem ich lag, schien ein Teil meiner selbst geworden zu sein und ich hatte, seit der langen Pause seines letzten Besuches Qualen der Angst ausgestanden. Bald waren es die närrischen Schiffsratten, die mir manchmal buchstäblich übers Gesicht liefen, bald waren es die verschiedensten Einbildungen, die das Bett des Fieberkranken zu belagern pflegen.

Das Schimmern der Laterne schien, als sich eine Falltür öffnete, wie Himmelslicht herein; und obwohl es mir nur die dunklen Wände des Schiffes zeigte, das mein Gefängnis war, hätte ich vor Freude laut aufschreien mögen. Der Mann mit den grünlichen Augen stieg als erster die Leiter

herunter und ich bemerkte, daß er einigermmaßen unsicher ging. Der Kapitän folgte ihm. Keiner sprach ein Wort; aber der erste machte sich daran, mich zu untersuchen und meine Wunde zu verbinden wie zuvor, während mir Hoseason mit einem seltsam finsternen Blick ins Gesicht schaute.

»Nun, Herr, da seht selbst,« sagte der erste, »hohes Fieber, keinen Appetit, kein Licht, kein Essen, da seht selbst, was das heißt.«

»Ich bin kein Zauberer, Herr Riach,« sagte der Kapitän.

»Mit Verlaub, Herr,« sagte Riach, »Ihr habt einen guten Kopf auf Euren Schultern sitzen und eine gute schottische Zunge zum Fragen; aber ich will Euch keinen Grund zu einer Entschuldigung lassen: ich will, daß dieser Bursche aus diesem Loch herausgenommen wird und ins Vorderdeck kommt.«

»Was Ihr wollt, Herr, geht niemanden etwas an als Euch selbst,« antwortete der Kapitän, »aber ich kann Euch sagen, was geschehen wird: hier liegt er und hier wird er bleiben.«

»Wenn ich auch zugeben mag, daß Ihr entsprechend bezahlt worden seid,« sagte der andere, »so muß ich doch untertänigst bitten, sagen zu dürfen, daß dies bei mir nicht der Fall ist. Beahlt werde ich, und nicht allzureichlich, als zweiter Steuermann dieser alten Kiste und ihr wißt es ja selbst am besten, ob ich mein Möglichstes tue, es zu verdienen. Aber für etwas anderes bin ich nicht bezahlt worden.«

»Wenn Ihr Eure Hand besser vom Zinnkrüglein zurückhalten könntet, Herr Riach, hätte ich nichts an Euch auszusetzen,« antwortete der Schiffsherr, »und Ihr tätet besser daran Euren Atem zu sparen, um aufs Essen zu blasen, statt mir Rätsel aufzugeben. Man wird uns auf Deck brauchen!« fügte er in schärferem Tone hinzu und setzte einen Fuß auf die Leiter.

Aber Herr Riach hielt ihn am Ärmel fest.

»Angenommen, man hat Euch für einen Mord bezahlt«, fing er an.

Hoseason drehte sich blitzschnell um. »Was soll das heißen?« schrie er. »Was ist das für eine Sprache!«

»Es ist, scheint's, die Sprache, die Ihr versteht,« sagte Herr Riach und sah ihm ruhig ins Gesicht.

»Herr Riach, ich habe mit Euch bereits drei Fahrten gemacht«, antwortete der Kapitän.  
»Ihr hättet mich in all der Zeit kennenlernen können; ich bin ein steifer und ein harter Mensch; aber was Ihr jetzt da gesagt habt – pfui, pfui! – das kommt aus einem bösen Herzen und von einem schlechten Gewissen. Wenn Ihr sagen wollt, daß der Bursche sterben wird...«

»Natürlich wird er das«, sagte Herr Riach.

»Gut, Herr, das genügt doch, nicht?« sagte Herr Hoseason. »Schafft ihn, wohin Ihr wollt!«

Daraufhin stieg der Kapitän die Leiter hinauf und ich, der ich während dieses ganzen, seltsamen Gespräches still gelegen hatte, sah, wie Herr Riach ihm nachblickte und sich tief bis auf den Boden verneigte, sichtlich, um ihn zu verspotten. Zwei Dinge konnte ich, trotz meiner elenden Verfassung, leicht erkennen: daß der Matrose einen leichten Stich hatte, wie der Kapitän ja auch andeutete, und daß er (betrunken oder nüchtern) sich mir als wertvoller Freund erwies.

Fünf Minuten später waren die Stricke, mit denen ich gebunden war, durchschnitten, ein Mann hob mich auf seinen Rücken und trug mich hinauf ins Vorderdeck, wo ich auf eine Pritsche gelegt wurde, über die einige Segeltücher gebreitet waren. Das erste, was ich dort tat, war, das Bewußtsein verlieren.

Wahrhaftig, es war ein gesegneter Augenblick, als ich, die Augen aufschlagend, helles Tageslicht sah und mich wieder in Gesellschaft von Menschen befand. Der Raum war hübsch groß, rings mit Liegestellen versehen, auf denen die Leute, die Wache hatten, rauchend saßen oder andere schlafend lagen. Das Wetter war schön und der Wind günstig, so daß die Luke offen stand und nicht nur das schöne Tageslicht einließ, sondern es fiel auch von Zeit zu Zeit, je nach dem Rollen des Schiffes, ein staubiger Sonnenstrahl herein, der mich blendete und entzückte. Auch hatte ich mich kaum gerührt, so brachte mir auch schon einer der Männer irgend einen Heiltrank, den mir Herr Riach bereitet hatte und hieß mich still liegen, dann würde ich bald wieder wohlauf sein. Es wäre kein Knochen verletzt, erklärte er mir. »Ein Schlag auf den Kopf, weiter nichts, mein Junge. Ich war's ja selbst, der ihn dir gab«, sagte er.

Hier lag ich nun viele Tage in strenger Gefangenschaft und erlangte nicht nur

meine Gesundheit wieder, sondern lernte auch meine Genossen kennen. Es war wohl eine wilde Schar, wie es Matrosen meist sind; Menschen, allen sanfteren Lebensbedingungen entrissen, dazu verdammt, miteinander von den wilden Wogen herumgeworfen zu werden, unter der Herrschaft nicht minder grausamer Gebieter. Es waren einige unter ihnen, die mit Piraten gesegelt waren und Dinge gesehen hatten, die zu erzählen allein schon eine Schande wäre. Einige wieder waren Leute, die von des Königs Schiffen desertiert waren und mit einer Schlinge um den Hals herumliefen, woraus sie kein Geheimnis machten; und alle standen sie untereinander – auch mit ihrem besten Freunde – auf dem Fuße, wie man zu sagen pflegt: »ein Wort – ein Schlag!« Und doch, schon wenige Tage nachdem ich mit ihnen eingeschlossen war, fing ich an, mich meines ersten Urteils über sie zu schämen, als ich mich an der Brücke von Ferry von ihnen zurückgezogen hatte, wie von unreinen Tieren. Es gibt keine Menschenrasse, die ganz und gar schlecht

wäre, sondern jede hat ihre eigenen Fehler und ihre eigenen Tugenden; und diese meine Schiffsgenossen waren keine Ausnahme von der Regel. Wild waren sie zweifellos und schlecht auch, glaube ich, und doch besaßen sie manche Tugenden. Sie waren freundlich, wenn es ihnen einfiel, schlicht, sogar über die Schlichtheit eines Bauernjungen wie ich einer war hinaus und hatten einen Schimmer von Ehrgefühl.

Da war ein Mann, ungefähr um die vierzig, der oft stundenlang an meinem Lager saß und mir von seiner Frau und seinem Kind erzählte. Er war Fischer gewesen und hatte sein Boot verloren und so war er zu den Tiefseereisen getrieben worden. Das ist jetzt Jahre her und doch habe ich ihn nicht vergessen können. Seine Frau (die »im Vergleich zu ihm jung sei«, wie er mir oft erzählte) wartete umsonst auf die Rückkehr ihres Mannes; niemals wieder würde er ihr in der Früh das Feuer anzünden oder das Kind hüten, wenn sie krank wäre. Tatsächlich, viele von diesen armen Teufeln (wie sich bald zeigen sollte) waren auf ihrer



letzten Fahrt; die tiefen Gewässer und menschenfressenden Fische nahmen sie auf. Und es ist ein undankbares Geschäft, Toten Übles nachzusagen.

Unter anderen guten Dingen, die sie taten, gaben sie mir auch mein Geld zurück, das unter sie verteilt worden war. Und obwohl es beinahe um ein Drittel weniger geworden war, war ich doch sehr froh, das zu bekommen und erhoffte mir viel Gutes davon für die Zukunft in fremden Landen. Das Schiff sollte nach den Karolinen fahren und ihr müßt nicht glauben, daß ich dorthin nur wie ins Exil gehen sollte. Der Handel wurde schon damals stark unterdrückt; seither und seit dem Aufruhr in den Kolonien und der Neubildung der Vereinigten Staaten ging es damit natürlich völlig zu Ende; aber in jenen Tagen meiner Jugend wurden Weiße immer noch als Sklaven in die verschiedenen Pflanzungen verkauft, und das war das Schicksal, zu dem mich mein böser Onkel verdammt hatte.

Der Schiffsjunge Ransome (von dem ich zum erstenmal von diesen Abscheulichkeiten gehört hatte) kam von Zeit zu Zeit aus der Offizierskajüte herüber, wo er schlief und bediente, manches Mal mit einem wunden Glied, das er in stillen Schmerzen pflegte, manches Mal schimpfend und rasend gegen Herrn Shuans Grausamkeiten. Mir blutete dabei das Herz; aber die Männer hatten großen Respekt vor dem ersten Steuermann, der, wie sie sagten, der einzige Seekundige von der ganzen Bande wäre und gar kein so übler Mensch, wenn er nüchtern war. Ich entdeckte wirklich zwei merkwürdige Eigenheiten an unseren beiden Steuermännern, nämlich: Herr Riach war brummig und unfreundlich und barsch, wenn er nüchtern war, und Herr Shuan hätte keiner Fliege was zu leide tun können, außer wenn er betrunken war. Ich fragte, wie dies beim Kapitän sei, aber man sagte mir, diesem Manne aus Eisen könne kein Trinken was anhaben.

Ich bemühte mich, so gut ich konnte, in der kurzen Zeit, die ich hatte, etwas wie einen

Mann oder besser gesagt, wie einen Knaben aus diesem armen Geschöpf Ransome zu machen. Aber sein Verstand war kaum menschlich zu nennen. Er erinnerte sich an nichts vor der Zeit, da er zur See gegangen war, außer, daß sein Vater Uhren gemacht hatte und einen Star in seinem Wohnzimmer hatte, der ein Lied pfeifen konnte. Alles andere war in diesen Jahren des Elends und der Grausamkeiten verwischt worden. Er hatte eine merkwürdige Vorstellung vom Festlande, die er sich aus Matrosengeschichten zusammengeklaut hatte: daß es ein Ort sei, wo man die Burschen in eine Art Sklaverei steckte, »in die Lehre geben« nannte man es, und wo die Lehrlinge immerfort geprügelt und in stinkende Gefängnisse gesperrt werden. In der Stadt, glaubte er, sei jeder zweite ein Verbrecher und jedes dritte Haus ein geheimer Ort, an dem Matrosen betäubt und ermordet werden. Natürlich konnte ich ihm erzählen, wie freundlich ich selbst auf diesem Festlande, vor dem er solche Angst hatte, behandelt worden war; wie gut genährt und wie sorgsam erzogen,

sowohl von meinen Eltern als auch von  
Freunden; und war er kurz vorher  
geschlagen oder verwundet worden, so  
weinte er wohl bitterlich und schwur,  
davonzulaufen; aber hatte er seine  
gewöhnlichen, verrückten Launen, oder gar  
ein Glas Branntwein bekommen, dann  
lachte er mich aus.

Es war Herr Riach (Gott verzeih' es ihm),  
der dem Knaben zu trinken gab, und  
sicherlich war es gut gemeint gewesen; aber  
abgesehen davon, daß dies seiner  
Gesundheit schadete, war es auch ein gar  
jammervoller Anblick, wie dieses  
unglückliche, freudlose Geschöpf da  
herumtaumelte und tanzte und redete, ohne  
zu wissen, was. Einige lachten, aber nicht  
alle, und andere wieder wurden finster und  
böse (sie erinnerten sich vielleicht ihrer  
eigenen Kindheit oder ihrer eigenen  
Kinder) und hießen ihn aufhören mit  
diesem Unsinn und überlegen, was er tue.  
Was mich anbelangt, so schämte ich mich  
ihn anzusehen und jetzt noch erscheint mir  
das arme Kind oft in meinen Träumen.

Die Covenant hatte all die Zeit über, müßt ihr wissen, widrigen Wind und wurde von den Wogen hin und her geworfen, so daß die Luke beinahe immer geschlossen bleiben mußte und das Vorderdeck nur von einer hin und her schwingenden Laterne schwach erleuchtet war. Alle Hände hatten fortwährend vollauf zu tun; die Segel mußten jede Stunde gehißt und wieder heruntergelassen werden; die ununterbrochene Anspannung drückte auf die Nerven der Leute; den ganzen Tag über, vom Aufstehen bis zum Niederlegen, brummt und stritten sie miteinander; und da ich meinen Fuß niemals auf Deck setzen durfte, kann man sich leicht vorstellen, wie überdrüssig ich meines Lebens wurde und wie sehr ich mich nach Veränderung sehnte.

Und eine Veränderung sollte mir auch werden, wie ihr gleich hören sollt. Aber zuerst muß ich von einer Unterhaltung erzählen, die ich mit Herrn Riach hatte, und die mir wieder ein wenig Mut gab, meine Leiden zu ertragen.

Als er wieder einmal eine genügende Menge getrunken hatte, um in einer günstigen Verfassung zu sein (denn er sah mich tatsächlich nie an, wenn er nüchtern war), bat ich ihn um Verschwiegenheit und erzählte ihm meine ganze Geschichte.

Er erklärte, es hörte sich wie ein Märchen an; er wollte sein Möglichstes tun, mir zu helfen; ich solle mir Papier, Feder und Tinte verschaffen und eine Zeile an Herrn Campbell und eine zweite an Herrn Rankeillor schreiben und wenn ich die Wahrheit spräche, so könnte er mich (mit ihrer Hilfe) höchstwahrscheinlich durchbringen und mir zu meinem Rechte verhelfen.

»Und in der Zwischenzeit,« sagte er, »bleib guten Mutes. Du bist nicht der einzige, das sag' ich dir. Mehr als einer pflanzt drüben Tabak an, der zu Hause vor seiner eigenen Tür sein Pferd besteigen sollte. Viele, sehr viele! Das Leben ist ein Variorum, bestenfalls! Schau' mich an, ich bin der Sohn eines Gutsherrn und mehr als ein

halber Doktor und hier bin ich – Hoseason's  
Schiffsknecht.«

Ich hielt es für höflich, ihn nach seiner  
Geschichte zu fragen.

Er pfiff laut ein Liedchen.

»Hab' keine«, sagte er. »Ich war gerne  
lustig, das ist alles!« Und er wankte aus  
dem Vorderdeck hinaus.

# Kapitel VIII

## Die Offizierskajüte

Eines Abends gegen neun Uhr kam ein Mann von Herrn Riachs Nachtwache (er selbst war auf Deck) herunter, um sich seine Jacke zu holen. Da ging augenblicklich ein Flüstern durch den Raum, daß Shuan ihm nun endlich den Rest gegeben hätte. Es war nicht notwendig, einen Namen zu nennen, wir wußten alle, wen er meinte. Aber wir hatten kaum Zeit, uns über den Gedanken ganz klar zu werden, noch viel weniger darüber zu sprechen, als die Luke wieder aufgerissen wurde und Kapitän Hoseason die Leiter herunterkam. Er blickte suchend beim schwankenden Licht der Laternen rings umher auf alle Pritschen, dann ging er geradewegs auf mich zu und redete mich zu meiner größten Verwunderung freundlich an.



»Auf, Bursche,« sagte er, »wir brauchen dich, du sollst in der Offizierskajüte bedienen. Du wirft mit Ransome das Lager tauschen. Lauf, schnell, achtern mit dir!«

Während er noch sprach, erschienen zwei Matrosen in der Öffnung, die Ransome auf den Armen trugen. Da das Schiff in diesem Augenblick stark schaukelte, fiel das Licht der schwankenden Laterne hell auf des Knaben Antlitz. Er war weiß wie Wachs, und es lag ein Ausdruck gleich einem entsetzlichen Lächeln darauf. Mir stockte das Blut in den Adern und ich hielt den Atem an, als hätte ich einen Schlag bekommen.

»Lauf, schnell achter, lauf! achtern mit dir!« rief Hoseason.

Daraufhin streifte ich an den Matrosen und dem Knaben vorbei (keiner sprach oder rührte sich) und lief die Leiter hinauf auf Deck.

Das Schiff schaukelte stark und schwindelerregend auf dem Kamm einer langen, anschwellenden Woge. Es neigte sich nach der Steuerbordseite und ich konnte links, unter dem gebauschten Ende des Focksegels die untergehende Sonne noch ziemlich hell scheinen sehen. Dies zu einer so vorgerückten Stunde setzte mich zwar in Erstaunen, aber ich besaß zu wenig Kenntnisse, um daraus den richtigen Schluß zu ziehen – daß wir nördlich um Schottland herumsegelten und uns jetzt zwischen Orkney und den Shetlandinseln auf hoher See befanden und die gefährlichen Strömungen des Pentland Firth glücklich vermieden hatten. Ich für mein Teil, der so lange im Finstern gelegen hatte und nichts von widrigen Winden wußte, glaubte, daß wir bereits den halben Weg oder noch mehr über den Atlantischen Ozean hinter uns hätten. Und wirklich (ich wunderte mich zwar ein wenig über die späte Stunde des Sonnenunterganges) gab ich nicht sehr Acht darauf und beeilte mich, übers Deck zu kommen, lief durchs Wasser und hielt mich an den Tauen fest; daß ich nicht über Bord

fiel, verdanke ich nur der gütigen Hilfe einer Hand auf Deck, die mir allezeit gnädig gewesen ist.

Die Offizierskajüte, in die ich sollte, und wo ich jetzt schlafen und bedienen mußte, stand etwa sechs Fuß über dem Deck und war, im Vergleich zur Größe des Schiffes, ziemlich geräumig. Ein festgemachter Tisch und eine Bank waren darinnen und zwei Bettstellen, eine für den Kapitän und die andere abwechselnd für die beiden Steuermänner. Alles von oben bis unten war mit verschließbaren Schränken versehen, um die Habe der Offiziere und die Schiffsvorräte einsperren zu können; unterhalb war noch ein zweiter Vorratsraum, in dem man durch eine Hühnersteige von der Mitte des Decks aus gelangen konnte. Tatsächlich waren an diesem Ort die meisten und besten Eß- und Trinkvorräte und alles Pulver verstaut; alle Schießwaffen, mit Ausnahme der beiden schweren Messinggeschütze, waren in einem Gestell an der hintersten Wand der

Kajüte verwahrt, die meisten Degen wurden an einem anderen Orte aufbewahrt.

Das Tageslicht fiel durch ein kleines Fenster mit Läden an beiden Seiten und durch ein Dachfenster ein. Nach Einbruch der Dunkelheit brannte ständig eine Lampe. Sie brannte auch jetzt, als ich eintrat, nicht sehr hell, aber es genügte, um Herrn Shuan am Tische sitzen zu sehen, die Brantweinflasche und einen kleinen Zinnkrug vor sich. Er war ein großer, kräftig gebauter Mann, mit tiefschwarzem Haar; er starrte wie ein Blödsinniger vor sich auf den Tisch.

Er achtete nicht auf mein Kommen, auch rührte er sich nicht, als der Kapitän, der mir gefolgt war, eintrat; dieser lehnte sich an das neben mir befindliche Lager und blickte finster auf den Steuermann. Ich hatte große Angst vor Hoseason und hatte meine guten Gründe dafür; aber etwas sagte mir, daß ich mich gerade jetzt nicht zu fürchten brauche. So flüsterte ich ihm ins Ohr: »Wie geht's ihm?« Er schüttelte den Kopf wie einer, der

nichts weiß und nicht nachdenken will und sein Gesicht war sehr ernst.

Bald darauf kam Herr Riach herein. Er warf dem Kapitän einen Blick zu, der deutlicher als Worte es auszudrücken vermochten, besagte, daß der Knabe tot sei. So standen wir alle drei ohne ein Wort zu sprechen und starrten auf Herrn Shuan nieder und Herr Shuan seinerseits saß, ohne ein Wort zu sagen, und starrte auf den Tisch.

Plötzlich streckte er die Hand aus, um nach der Flasche zu greifen; da schritt Herr Riach auf ihn zu, nahm sie ihm weg – mehr durch Überrumpelung als durch Gewalt – stieß einen derben Fluch aus und rief: »Von dieser Art Arbeit ist nun schon genug geleistet worden und der Himmel wird zur Strafe noch Unheil senden über das Schiff.« Mit diesen Worten schleuderte er die Flasche durch die offenstehende Tür ins Meer.

In einem Augenblick war Herr Shuan auf den Beinen, er sah noch immer wie

geblendet drein, aber sein Blick bedeutete Mord, ja, und er hätte es getan, zum zweitenmal in dieser Nacht, wäre nicht der Kapitän dazwischengetreten.

»Setzen!« brüllte der Kapitän. »Du Saufbold, du Schwein! Weißt du, was du getan hast? Du hast den Buben erschlagen!«

Herr Shuan schien zu verstehen, denn er setzte sich wieder nieder und legte seine Hand an den Kopf.

»Ja,« sagte er, »er hat mir einen schmutzigen Krug gebracht.«

Bei diesen Worten sahen wir einander alle drei, der Kapitän, ich und Herr Riach eine Sekunde lang voll Entsetzen an, dann schritt Hoseason auf seinen ersten Steuermann zu, faßte ihn an der Schulter, führte ihn zu seiner Pritsche und hieß ihn, sich niederlegen und schlafen, in einem Ton, wie man mit einem Kinde zu sprechen pflegt. Der Mörder weinte ein wenig, zog

aber seine Seemannsstiefel aus und gehorchte.

»Ah!« rief Herr Riach mit einer schrecklichen Stimme, »Ihr hättet Euch schon vor langem ins Mittel legen, sollen. Jetzt ist's zu spät.«

»Herr Riach,« sagte der Kapitän, »was heute nachts geschehen ist, darf in Dysart niemals bekannt werden. Der Knabe ging über Bord, so soll es heißen, und ich gäbe gerne fünf Pfund aus meiner eigenen Tasche, wenn es wahr wäre!« Er wendete sich zum Tisch: »Wozu habt Ihr die gute Flasche hinausgeworfen?« fügte er hinzu. »Das hat keinen Sinn gehabt, mein Herr. Hier David, bring mir eine andere«, und er warf mir einen Schlüssel hin. »Ihr werdet selbst ein Glas nötig haben, Herr!« fügte er zu Riach gewendet hinzu. »Es war häßlich mitanzusehen.«

So setzten sie sich beide nieder und stießen mit den Gläsern an, während der Mörder, der bisher wimmernd auf seinem Lager

gelegen hatte, sich, auf den Ellbogen gestützt, ein wenig erhob und mich und die beiden anstarrte.

Dies war die erste Nacht meiner neuen Beschäftigung und im Laufe des nächsten Tages lernte ich auch das übrige ganz gut kennen. Ich mußte bei den Mahlzeiten bedienen, die der Kapitän zu regelmäßigen Stunden zusammen mit dem jeweils diensthabenden Steuermann einnahm. Den ganzen Tag über lief ich mit einem Schluck Schnaps von einem zum anderen und nachts schlief ich auf einer Bank, über die ein altes Segel geworfen wurde, im hintersten Winkel der Kajüte. Es war ein hartes, kaltes Lager, auch konnte ich nie ohne Unterbrechung schlafen. Denn irgend jemand kam immer herein vom Deck, um einen »Schluck« zu machen, und wenn die Wache gewechselt wurde, setzten sich die beiden oder oft alle drei hin, um zusammen ein Gläschen zu leeren. Wie sie dabei gesund bleiben konnten oder wie ich es konnte, verstehe ich bis heute nicht.



Anderseits war es ein leichter Dienst. Es mußte kein Tischtuch aufgebretet werden, die Mahlzeiten bestanden entweder aus Haferbrei oder eingesalzenem Pökelfleisch, nur zweimal wöchentlich gab es Pudding. Und obwohl ich nicht allzu behende war (auch nicht allzu fest auf meinen Seemannsfüßen stand) und oft hinfiel mit allem, was ich ihnen brachte, zeigten sowohl Herr Riach als auch der Kapitän merkwürdig viel Geduld mit mir. Ich konnte es mir nicht anders erklären, als daß sie ihr Gewissen beruhigen wollten und wohl niemals so gut gegen mich gewesen wären, wären sie nicht vorher viel schlechter gegen Ransome gewesen.

Was Herrn Shuan anbelangte, so hatte sicherlich der Trunk oder sein Verbrechen oder beides zusammen seinen Geist umnachtet. Ich kann nicht sagen, daß ich ihn jemals bei klarem Verstande gesehen hätte. Er gewöhnte sich niemals an meine Anwesenheit, stierte mich immerfort an (manchmal, schien es mir sogar, voll Schreck) und fuhr mehr als einmal vor

meiner Hand zurück, wenn ich ihn bediente. Ich war von Anfang an ziemlich überzeugt davon, daß er keine klare Vorstellung davon hatte, was er getan und am zweiten Tage meines neuen Dienstes wurde meine Annahme bestätigt. Wir waren allein und er hatte mich schon geraume Weile angestarrt, als er plötzlich aufsprang, blaß wie der Tod, und zu meinem größten Entsetzen ganz nahe an mich herankam. Aber ich hatte keinen Grund mich zu fürchten.

»Du warst früher nicht hier«, fragte er.

»Nein, Herr«, sagte ich.

»Es war ein anderer Bub da?« fragte er wieder. Und als ich ihm geantwortet hatte, »Ah!« sagte er, »das hab' ich mir gedacht!« und er ging wieder und setzte sich, ohne noch ein Wort zu sagen hin, nur um Branntwein rief er.

Alles zusammen war es keine allzu schwere Zeit, solange es dauerte, was (wie Ihr gleich

hören sollt) nicht lange war. Ich bekam so gut zu essen, wie nur einer von ihnen, und hätte ich nur gewollt, so wäre ich von morgens bis abends betrunken gewesen, wie Herr Shuan. Auch Gesellschaft hatte ich, und zwar gute Gesellschaft. Herr Riach, der das Gymnasium besucht hatte, sprach mit mir, wie zu einem Freund – wenn er nicht brummig war – erzählte mir viele merkwürdige Dinge und auch manche belehrende. Sogar der Kapitän, obwohl er mich meist hübsch in Entfernung hielt, zeigte sich hin und wieder ein bißchen weniger zugeknöpft und erzählte mir von fremden Ländern, die er gesehen hatte.

Der Schatten des armen Ransome lastete schwer auf allen vieren von uns und auf mir und Herrn Shuan besonders drückend. Auch hatte ich noch einen besonderen Kummer. Hier war ich nun und mußte schmutzige Arbeit leisten für drei Männer, die ich verachtete, und von denen einer wenigstens an den Galgen gehörte; dies war die Gegenwart. Was die Zukunft anbelangte, konnte ich mich nur an der Seite von

Negersklaven, in den Tabaksplantagen arbeiten sehen. Herr Riach ließ mich nie wieder, vielleicht aus Vorsicht, ein Wort von meiner Geschichte erwähnen. Der Kapitän, dem ich mich zu nähern versuchte, stieß mich wie einen Hund zurück und wollte kein Wort hören. So sank mein Mut mit jedem Tage, bis ich sogar froh war, meine Arbeit verrichten zu können, nur um nicht nachdenken zu müssen.

# Kapitel IX

## Der Mann mit dem goldenen Gürtel

Mehr als eine Woche verging und das Mißgeschick, das die Covenant auf ihrer Fahrt bisher verfolgt hatte, wurde noch ärger. Einige Tage ging es ein Stückchen vorwärts, an anderen wurden wir tatsächlich zurückgetrieben. Schließlich wurden wir so weit südlich verschlagen, daß wir den ganzen neunten Tag in Sicht von Kap Wrath hin und her geworfen wurden. Darauf folgte eine Beratung der Offiziere und irgend welche Entscheidungen, die ich nicht genau verstand, da ich nur die Ergebnisse sah, daß wir einen widrigen Wind zu einem günstigen machten und südwärts steuerten.

Am zehnten Nachmittag fiel ein dicker, feuchter, weißer Nebel, daß man von einem Ende des Schiffes nicht bis zum anderen sehen konnte. Den ganzen Nachmittag sah

ich, so oft ich über das Deck ging, Männer und Offiziere über das Bollwerk gelehnt, angestrengt horchen – »auf Brecher«, hieß es; und obwohl ich nicht einmal das Wort verstand, fühlte ich Gefahr in der Luft liegen und war aufgeregt.

Gegen zehn Uhr nachts, ich bediente eben Herrn Riach und den Kapitän beim Nachtmahl, stieß das Schiff mit großem Krach gegen irgend etwas und wir hörten Stimmen rufen. Meine zwei Herren sprangen auf ihre Beine.

»Aufgefahren!« sagte Herr Riach.

»Nein, Herr,« sagte der Kapitän, »wir haben nur ein Boot in den Grund gebohrt.«

Und sie eilten hinaus.

Der Kapitän hatte recht. Wir waren im Nebel an ein Boot angefahren, hatten es zertrümmert und es war sofort mit der ganzen Mannschaft gesunken, bis auf einen einzigen Mann. Dieser Mann war (wie ich

nachträglich hörte) als Passagier am Steuer gesessen, während die übrigen auf ihren Bänken ruderten. Im Augenblick des Zusammenstoßes wurde das Steuer in die Luft geworfen und der Mann, da er die Hände frei hatte, war in die Höhe gesprungen und hatte am Bugspriet des Schiffes festen Halt gefaßt. Dies zeigte, daß er viel Glück hatte, große Geschicklichkeit besaß und über ungewöhnliche Kraft verfügte, sich solcherart aus einer so gräßlichen Lage retten zu können. Doch als der Kapitän ihn in die Offizierskajüte hereinführte und ich sein Antlitz zum erstenmal erblickte, sah er so kühl aus wie ich.

Er war etwas klein von Gestalt, aber gut gebaut und so flink wie eine Ziege. Sein Gesicht trug einen guten, offenen Ausdruck, war aber sehr sonnverbrannt, blatternarbig und voll Sommersprossen. Seine Augen waren ungewöhnlich hell und tanzten eigenartig wie in einem Wahn, was beängstigend und einnehmend zugleich war. Und als er seinen großen Mantel

abnahm, legte er ein Paar schöne, silberbeschlagene Pistolen auf den Tisch und ich sah, daß er mit einem großen Schwert umgürtet war. Er hatte ein vornehmes Benehmen und dankte dem Kapitän in höflichen Worten. Alles zusammen hatte ich den Eindruck, daß ich diesen Mann lieber zum Freund als zum Feind hätte.

Auch der Kapitän stellte seine Beobachtungen an, aber ihn interessierten die Kleider mehr als der Mann. Und wirklich sah er, sobald er den Mantel abgelegt hatte, nur allzu prächtig aus für die Kajüte eines Handelsschiffes: Er trug einen Federhut, eine rote Weste, Hosen aus schwarzem Sammet und einen blauen Rock mit Silberknöpfen und schönen Silberborten; kostbare Kleider, nur einigermaßen mitgenommen durch den Nebel und dadurch, daß man anscheinend in ihnen geschlafen hatte.

»Es tut mir leid, Herr, wegen des Bootes«, sagte der Kapitän.



»Es sind ein paar wackere Leute untergegangen«, sagte der Fremde, »und ich wollte lieber die auf festem Lande wiedersehen als zwanzig Boote.«

»Freunde von Euch?« sagte Hoseason.

»In Eurem Lande gibt es solche Freunde nicht«, lautete die Antwort. »Sie wären für mich gestorben wie Hunde.«

»Gut, Herr,« sagte der Kapitän, ihn immer noch beobachtend, »es gibt mehr Menschen auf der Welt als Boote, sie zu fassen.«

»Das ist wahr«, rief der andere, »und Ihr scheint ein Mann von durchdringendem Verstand zu sein.«

»Ich war in Frankreich, Herr«, sagte der Kapitän und es war klar, daß er mit diesen Worten mehr sagen wollte, als es den Anschein hatte.

»So, Herr,« sagte der andere, »was das anbelangt, das tat gar mancher.«

»Sicherlich, Herr,« sagte der Kapitän, »und schöne Gewänder.«

»Oho!« sagte der Fremde, »bläst der Wind von da?« Und er legte schnell die Hand an seine Pistolen.

»Seid nicht voreilig«, sagte der Kapitän. »Stellt kein Unheil an, so lange Ihr nicht dazu gezwungen seid. Ihr tragt einen französischen Soldatenrock um Eure Schultern und eine schottische Zunge im Kopfe, soviel ist sicher. Aber das ist in diesen Tagen bei manchem ehrlichen Kerl so und ich muß sagen, es sind die schlechtesten nicht.«

»So?« sagte der Herr im feinen Mantel, »gehört Ihr der anständigen Partei an?« (was heißen sollte, ob er ein Jakobite wäre, denn bei dergleichen Spaltungen nimmt jede Partei den Namen der Anständigkeit für sich in Anspruch). »Ja, Herr,« antwortete der Kapitän, »ich bin ein waschechter, blauer Protestant und danke Gott dafür.« (Es war das erste Wort über

Religion, das ich je von ihm gehört habe, aber ich erfuhr nachträglich, daß er an Land ein fleißiger Kirchenbesucher wäre.) »Trotz alledem«, sagte er, »tut es mir leid, wenn ich einen anderen mit dem Rücken gegen die Wand stehen sehe.«

»So, tut Euch das leid?« fragte der Jakobite.  
»Nun Herr, um ganz aufrichtig mit Euch zu sein, ich bin einer jener ehrenwerten Herren, die in den Jahren fünfundvierzig und sechsundvierzig ins Elend geraten sind, und (um noch aufrichtiger mit Euch zu sein) wenn ich irgend einem der rotröckigen Edelleute in die Hände gefallen wäre, wäre es mir wahrscheinlich schlecht ergangen. Jetzt, Herr, wollte ich nach Frankreich und ein französisches Schiff kreuzte hier herum, um mich aufzunehmen. Im Nebel ist es wohl an uns vorbeigefahren – wie ich von Herzen wünschte, Ihr hättet es getan! Das beste, was ich Euch sagen kann, ist folgendes: Wenn Ihr mich dort ans Ufer setzen könnt', wohin ich gehen wollte, so habe ich das Nötige bei mir, um Euch für Eure Mühe reichlich zu entschädigen.«

»Nach Frankreich?« sagte der Kapitän,  
»nein, Herr, das kann ich nicht tun. Aber  
dorthin, woher Ihr gekommen seid –  
darüber läßt sich reden.« Dann erblickte er  
mich unglückseligerweise in der Ecke und  
schickte mich stracks in die Küche, um für  
den Herrn ein Nachtmahl zu bringen. Ich  
verlor keine Zeit, kann ich Euch versichern,  
und als ich in die Kajüte zurückkam, sah  
ich, daß der Herr sich einen Geldgürtel vom  
Leibe geschnallt hatte und ein oder zwei  
Guineen auf den Tisch streute. Der Kapitän  
blickte erst auf die Guineen, dann nach dem  
Gürtel, dann in das Gesicht des Herrn und  
er schien mir sehr aufgeregt.

»Hälfte davon«, rief er, »und ich bin Euer.«

Der andere strich das Geld ein und nahm  
den Gürtel wieder um. »Ich habe Euch  
gesagt, Herr,« sagte er, »daß kein Deut  
davon mir gehört. Es gehört meinem  
Hauptmann« – er lüftete bei diesen Worten  
seinen Hut. »Und wenn ich auch ein  
dummer Bote wäre, wollte ich nicht ein  
paar davon gerne hergeben, um den Rest

sicher abliefern zu können, so müßte ich doch wahrhaftig ein feiger Hund sein, wollte ich mein eigenes Gerippe gar zu teuer verkaufen. Dreißig Guineen auf der Seeseite oder sechzig wenn Ihr mich am Linnhe-Loch absetzen wollt. Schlagt ein oder tut was Ihr wollt.«

»Gut,« sagte Hoseason, »und wenn ich Euch den Soldaten ausliefere?«

»Das hieße wie ein Dummkopf handeln«, sagte der andere. »Mein Hauptmann, Herr, laßt Euch das sagen, hat sich sein Glück, wie jeder ehrliche Mann in Schottland, verwirkt. Seine Besitzungen sind in den Händen des Mannes, den man König Georg nennt. Es ist Sache seiner Beamten, die Steuern einzutreiben oder zu versuchen, sie einzutreiben. Aber zu Schottlands Ehre sei es gesagt, die armen Pächter gedenken ihres Herrn, der in der Verbannung weilt. Und dieses Geld hier ist ein Teil jener Steuern, die König Georg sucht. Nun, Herr, Ihr scheint mir ein Mann zu sein, der die Dinge richtig begreift. Bringt Ihr dieses Geld in

den Besitz der Regierung, wie viel davon wird auf Euch kommen?«

»Wenig genug, sicherlich!« sagte Hoseason und dann fügte er trocken hinzu: »Wenn Sie etwas davon erführen; aber ich glaube, wollt ich es nur versuchen, so könnte ich meine Zunge schon im Zaume halten.«

»Ja, aber ich werde Euch dabei überlisten!« rief der Herr. »Wollt Ihr mich betrügen, so zahl' ich's Euch heim. Wenn Hand an mich gelegt wird, dann sollen Sie erfahren, wessen Geld es ist.«

»Gut,« antwortete der Kapitän, »was geschehen muß, geschehe! Sechzig Guineen und alles ist in Ordnung. Hier ist meine Hand drauf!«

»Und hier ist meine!« sagte der andere. Daraufhin ging der Kapitän hinaus (ziemlich schnell wie es mir schien) und ließ mich mit dem Fremden allein in der Kajüte.

In jener Zeit kamen viele verbannte Edelleute unter Lebensgefahr zurück, um entweder ihre Angehörigen wiederzusehen oder um ein wenig Geld zu holen. Und was jene Gutsherren des Hochlandes anbelangte, so sprach man ganz allgemein davon, was für Entbehrungen ihre Pächter sich auferlegten, um ihnen Geld zu schicken, wie sich ihre Clansmänner den Soldaten widersetzen, um ihnen dieses Geld zukommen zu lassen und durch die Reihen unserer Marine Spießbruten liefen, um es hinüberzuschaffen. All dies hatte ich natürlich erzählen hören und jetzt sah ich mit eigenen Augen einen Mann, dessen Leben aus all diesen Gründen verwirrt war und noch mehr; denn er war nicht nur ein Rebelle und ein Steuerschmuggler, sondern er war auch in den Dienst König Ludwigs von Frankreich getreten. Und als wäre dies alles noch nicht genug, trug er noch einen Gürtel voll Geld um die Mitte. Welcher Ansicht ich auch immer war, so konnte ich einen solchen Mann nicht anders als mit dem lebhaftesten Interesse ansehen.

»Ihr seid also ein Jakobite?« sagte ich, als ich das Essen vor ihn hinstellte.

»Ja«, sagte er und fing zu essen an. »Und du, nach deinem langen Gesicht zu urteilen, bist wohl ein Whig?«

»So dazwischen und daneben«, sagte ich, um ihn nicht zu ärgern, denn ich war in Wirklichkeit ein so guter Whig, wie Herr Campbell nur einen aus mir hatte machen können.

»Und das ist gar nichts«, sagte er. »Aber Herr Dazwischen-und-Daneben,« fügte er hinzu, »diese Flasche da ist leer; und wenn ich schon sechzig Guineen bezahlen muß, so darf man doch zumindest nicht mit einem Schluck Schnaps an mir sparen.«

»Ich gehe den Schlüssel holen«, sagte ich und stieg hinaus auf Deck.

Der Nebel war so dick wie nur je, aber die Wellen gingen nicht hoch. Sie hatten das Schiff verankert, da sie nicht genau wußten,



wo sie waren und der Wind (das wenige, was noch davon übriggeblieben) ihrem Kurs nicht dienlich war. Der Kapitän und die beiden Offiziere waren im Mitteldeck und steckten die Köpfe zusammen. Es fuhr mir plötzlich durch den Sinn, ich weiß selbst nicht weshalb, daß sie nichts Gutes vorhätten und das erste Wort, das ich hörte, als ich mich leise näherschlich, bestärkte mich in meiner Annahme nur allzu sehr.

Herr Riach rief, als ob ihm plötzlich der Gedanke gekommen wäre, aus: »Könnten wir ihn nicht aus der Kajüte herauslocken?«

»Er ist ganz gut doch, wo er ist,« antwortete Hoseason, »er hat dort zu wenig Platz, um sein Schwert zu gebrauchen.«

»Ja, das ist wahr,« sagte Riach, »aber man kommt ihm schwer nahe.«

»Ach, was!« sagte Hoseason, »wir können ihn in ein Gespräch ziehen und, jeder von einer Seite, an beiden Armen festhalten; oder, wenn das nicht geht, von beiden

Türen gleichzeitig hereinstürzen und ihn unter die Hände kriegen, ehe er Zeit hat zu ziehen.«

Als ich dies hörte, erfaßte mich Angst und Zorn zugleich ob dieser verräterischen, blutgierigen Männer, mit denen ich segeln mußte. Mein erster Gedanke war davonzulaufen, mein zweiter war kühner.

»Kapitän,« sagte ich, »der Herr wünscht einen Schluck Schnaps und die Flasche ist leer. Wollt Ihr mir, bitte, den Schlüssel geben?«

Sie fuhren alle auf und drehten sich nach mir um.

»Ah, da haben wir eine Möglichkeit, die Schießwaffen zu bekommen!« rief Riach aus, und zu mir: »Höre, David,« sagte er, »weißt du, wo die Pistolen sind?«

»Ja, ja,« warf Hoseason ein, »David weiß es, David ist ein braver Bursche. Siehst du, David, mein Junge, dieser wilde

Hochländer da ist eine Gefahr für unser Schiff und außerdem, da er ein entschiedener Feind König Georgs ist, mag ihm Gott beistehen!«

Ich war niemals zuvor so bedavided worden, seitdem ich an Bord kam. Aber ich sagte ja, als ob alles selbstverständlich wäre.

»Die Schwierigkeit ist,« sagte der Kapitän zusammenfassend, »daß alle unsere Schießwaffen, große und kleine, in der Kajüte sind, gerade vor seiner Nase; und ebenso das Pulver. Wenn nun ich oder einer von den Offizieren hinginge, um sie zu holen, fiel ihm das sicherlich auf. Aber ein Bursche wie du, David, könnte leicht ein Pulverhorn und eine Pistole oder zwei erwischen, ohne bemerkt zu werden. Und wenn du das schlau machen könntest, so will ich es dir gedenken, wenn es einst gut sein wird für dich, Freunde zu haben, und zwar, wenn wir nach den Karolinen kommen.«

Herr Riach flüsterte ihm etwas zu.

»Ja, gut, Herr«, sagte der Kapitän und dann zu mir gewendet: »Und siehst du, David, jener Mann hat einen Gürtel voll Geld und ich gebe dir mein Wort, daß du hineingreifen wirst dürfen.«

Ich sagte ihm, daß ich tun werde, was er verlangte, obwohl ich tatsächlich nach Luft schnappen mußte. Daraufhin gab er mir den Schlüssel vom Schnapskasten und ich ging langsam zurück in die Kajüte. Was sollte ich tun? Sie waren Hunde und Diebe, sie hatten mich vom Land weggeschleppt, sie hatten den armen Ransome umgebracht; und nun sollte ich das Licht halten für einen neuerlichen Mord? Andererseits aber stand die Todesangst ganz deutlich vor mir, denn was vermochten ein Bub und ein Mann, und wären sie tapfer wie Löwen, gegen eine ganze Schiffsmannschaft?

Ich erwog noch immer hin und her und konnte zu keiner Klarheit kommen, als ich in die Kajüte trat und den Jakobiten sah, der

unter der Lampe sein Nachtmahl aß. Und da hatte ich auf einmal einen Entschluß gefaßt. Ich habe kein Verdienst an der Sache, denn es war nicht meine freie Wahl, sondern wie unter einem Zwang schritt ich geradewegs auf den Tisch zu und legte meine Hand auf seine Schulter.

»Wollt Ihr umgebracht werden?« sagte ich.

Er sprang auf die Füße und sah mich fragend an, so deutlich, als hätte er gesprochen.

»Oh,« rief ich, »alle hier sind Mörder, das ganze Schiff ist voll. Sie haben schon einen Buben ermordet, jetzt kommt Ihr dran.«

»Ja, ja,« sagte er, »aber Sie haben mich noch nicht.« Dann sah er mich eigentümlich an. »Willst du zu mir halten?«

»Das will ich«, sagte ich. »Ich bin kein Dieb, auch kein Mörder bis jetzt. Ich will zu Euch halten.«

»Gut, also,« sagte er, »wie heißt du?«

»David Balfour«, sagte ich und dann überlegend, daß ein Mann in so feinen Kleidern gerne feine Leute um sich hätte, fügte ich zum erstenmal in meinem Leben hinzu, »von Shaws«.

Es fiel ihm gar nicht ein, meine Worte anzuzweifeln, denn ein Hochländer ist gewohnt, große Edelleute in großer Armut zu sehen, aber da er seinen Grundbesitz hatte, stachelten meine Worte seine geradezu kindische Eitelkeit auf.

»Mein Name ist Stewart«, sagte er sich aufrichtend. »Alan Breck nennt man mich. Der Name eines Königs ist gerade gut genug für mich, obwohl ich ihn schlicht trage und nicht den Gutsnamen irgend eines Misthaufens hinten anzuhängen habe.«

Und nachdem er mir diesen Verweis erteilt hatte, als wäre es eine Sache von höchster Wichtigkeit, wandte er sich der

Untersuchung unserer  
Verteidigungsmöglichkeiten zu.

Die Offizierskajüte war sehr fest gebaut, um dem Ansturm der Wellen standzuhalten. Von den fünf Öffnungen, die sie hatte, waren nur das Dachfenster und die beiden Türen groß genug, um einem Mann Einlaß zu gewähren. Die Türen konnten außerdem fest verschlossen werden, sie waren aus starkem Eichenholz, liefen in Schienen und waren mit Eisenhaken versehen, um sie nach Bedarf entweder geöffnet oder geschlossen halten zu können. Die eine, die bereits geschlossen war, versicherte ich in dieser Art, aber als ich daranging, die andere zuzuschieben, hielt mich Alan zurück.

»David,« sagte er, »ich kann mir nämlich den Namen deines Grundbesitzes nicht merken und ich bin daher so frei, dich David zu nennen – wenn diese Tür offen ist, ist dies der beste Platz zu meiner Verteidigung.«

»Es wäre doch besser, sie wäre zu«, sagte ich.

»Nicht so, David«, sagte er. »Ich habe nur ein Gesicht, siehst du. Aber sobald die Tür offen ist und ich mein Gesicht ihr zugewendet habe, wird der größte Teil meiner Feinde mir gegenüber stehen und dort eben finde ich sie am liebsten.«

Dann reichte er mir einen Degen vom Gestell herüber (es waren außer den Schießwaffen einige dort), er wählte ihn sorgfältig aus, schüttelte den Kopf und sagte, er habe in seinem ganzen Leben noch keine so erbärmlichen Waffen gesehen. Dann setzte er mich mit einer Pulverbüchse, einem Kugelsäckchen und allen Pistolen an den Tisch nieder und hieß mich, sie laden.

»Und das ist auch eine bessere Beschäftigung, will ich dir sagen, für einen Herrn von edler Geburt,« sagte er »als Teller abwaschen und Schnapsgläser



reichen, noch dazu für ein paar schmutzige Matrosen.«

Daraufhin stellte er sich in die Mitte, das Gesicht der Tür zugewandt und zog sein großes Schwert, um zu probieren wie viel Raum er hätte es zu schwingen.

»Ich darf mich nicht von der Stelle rühren«, sagte er kopfschüttelnd, »und das ist schade. Und jetzt fahr' du nur fort mit dem Laden der Pistolen und gib auf mich Acht.«

Ich sagte ihm, daß ich gut aufpassen wollte. Es schnürte mir die Brust zusammen, meine Kehle war ausgetrocknet, es wurde mir finster vor den Augen; der Gedanke an die Menge derer, die da gleich zu uns hereinstürzen würden, machte mein Herz beben und die Wellen, die ich rings um das Schiff waschen hörte und die, wie ich glaubte, noch vor Morgen meinen toten Körper empfangen würden, rauschten seltsam durch meine Gedanken.

»Erstens,« sagte er, »wie viele sind gegen uns?«

Ich zählte sie auf und meine Gedanken waren so zerfahren, daß ich zweimal zählen mußte. »Fünfzehn«, sagte ich. Alan pff. »Gut,« sagte er, »daran läßt sich nichts ändern. Und jetzt folge mir. Es ist meine Sache, die Türe zu halten, wo ich den Hauptkampf erwarte. Darein misch' dich nicht. Und merke dir, nach dieser Seite hinfeuerst du nicht, außer wenn sie mich niedermachen. Ich habe lieber zehn Feinde vor mir, als hinter mir einen Freund wie dich, der Pistolen abfeuert.«

Ich sagte ihm, daß ich wirklich kein großer Schütze wäre.

»Und das ist sehr tapfer gesprochen«, rief er voll Bewunderung meiner Aufrichtigkeit. »Gar manch ein Herrchen hätte nicht gewagt es einzugestehen.«

»Aber außerdem Herr«, sagte ich, »ist noch die Tür hinter Euch da, die sie vielleicht

einbrechen könnten.«

»Ja,« sagte er, »und das ist ein Teil deiner Arbeit. Sobald die Pistolen geladen sind, mußt du augenblicklich in dieses Bett hinaufklettern, von wo aus du's nah zum Fenster hast, und wenn sie Hand an die Tür legen, mußt du schießen. Aber das ist noch nicht alles. Wir wollen ein Stückchen von einem Soldaten aus dir machen, David. Was hast du noch zu bewachen?«

»Das Dachfenster«, sagte ich. »Aber wirklich, Herr Stewart, da müßte ich ja auf zwei Seiten Augen haben, wenn ich auf beides aufpassen sollte. Denn, wenn ich mit dem Gesicht dem einen zugewendet bin, stehe ich mit dem Rücken zum andern.«

»Ja, das ist ganz richtig,« sagte Alan, »aber hast du denn keine Ohren im Kopf?«

»Richtig«, rief ich aus. »Ich müßte ja das Glas krachen hören.«

»Du hast einige Rudimente von Verstand«,  
sagte Herr Alan spöttisch.

# Kapitel X

## Die Belagerung der Offizierskajüte

Aber jetzt war die Zeit unseres Waffenstillstandes zu Ende. Die Männer auf Deck hatten so lange auf mein Kommen gewartet, bis sie ungeduldig geworden waren und kaum hatte Alan ausgesprochen, steckte der Kapitän auch schon den Kopf zur offenen Tür herein.

»Halt«, schrie Alan und hielt ihm die Spitze des Schwertes entgegen.

Der Kapitän stand still ohne zu zucken und ohne auch nur einen Schritt zurückzuweichen.

»Ein nacktes Schwert,« sagte er, »das ist eine seltsame Erwiderung meiner Gastfreundschaft.«

»Seht mich an!« rief Alan. »Ich stamme von Königen ab. Ich trage eines Königs Namen. Mein Zeichen ist die Eiche. Seht Ihr mein Schwert? Es schlug schon manchen Whigs das Haupt von den Schultern, mehr als Ihr Zehen habt an Euren Füßen. Ruft das Gesindel hinter Euch zusammen, Herr, und greift mich an! Je eher der Kampf beginnt um so eher werdet Ihr dieses Eisen in Eurem Körper spüren.«

Der Kapitän sagte nichts zu Alan, aber er sah zu mir herüber und mit einem häßlichen Blick sagte er: »David, das will ich mir merken.« Und der schnarrende Ton seiner Stimme ging mir durch Mark und Bein.

Im nächsten Augenblick war er fort.

»Und jetzt«, sagte Alan, »mag deine Hand deinen Kopf schützen, denn jetzt kommt der Angriff.«

Alan zog für den Fall, daß sie unter seinem Schwert durchschlüpfen sollten, einen

Dolch, den er in der linken Hand hielt. Ich für mein Teil kletterte mit einem Arm voll Pistolen und so etwas wie einem schweren Herzen in das obere Bett hinauf, wo ich Wache halten sollte. Ich konnte nur einen kleinen Teil des Decks überblicken, aber für unsere Zwecke genügte es. Die See war ruhig und der Wind beständig, so daß er die Segel still hielt. Es herrschte vollkommene Ruhe auf dem Schiff und ich konnte daher deutlich ein Stimmengeflüster vernehmen. Einen Augenblick später hörte ich das Klirren von Eisen und ich erriet, daß sie die Säbel herausschafften und einen davon fallen gelassen hatten; dann war alles wieder still.

Ich weiß nicht, ob ich Angst hatte, was man so nennt. Aber mein Herz schlug wie das eines Vogels, schnell und schwach; es wurde mir dunkel vor den Augen, und ich versuchte immer wieder, es wegzuwischen, und es kam immer wieder. Ich hatte gar keine Hoffnung, nur dumpfe Verzweiflung empfand ich und eine Art Wut gegen alle Welt, so daß es mich danach verlangte,

mein Leben so teuer wie nur irgend  
möglich zu verkaufen. Ich versuchte auch  
zu beten, erinnere ich mich. Aber in der  
Hast der Gedanken – wie einer mitten im  
Laufen – konnte ich die Worte nicht finden.

Dann geschah alles ganz plötzlich;  
Füßegetrappel und Brüllen, dann ein  
Schrei von Alan und der Klang von  
Schlägen, und jemand der aufschrie wie im  
Schmerz. Ich sah über meine Schulter  
zurück und erblickte Herrn Shuan in der  
Türöffnung, der mit Alan focht.

»Der hat den Buben erschlagen«, rief ich.

»Paß auf dein Fenster auf«, sagte Alan und  
mich diesem wieder zuwendend, sah ich  
eben noch, wie Alan dem Steuermann das  
Schwert in den Leib rannte.

Es war keineswegs zu früh, daß ich mich  
meiner Aufgabe wieder zuwendete. Denn  
kaum war mein Kopf wieder am Fenster,  
als fünf Männer vorbeiliefen, die eine  
Reservesegelstange als Brechramme



herbeitrugen, um die Tür einzudrücken. Ich hatte noch nie in meinem Leben eine Pistole abgeschossen und nicht häufig ein Gewehr und am allerwenigsten gegen einen Mitmenschen. Aber jetzt oder niemals! Und eben als sie die Stange hoben, rief ich: »Nehmt das!« und schoß in ihre Mitte.

Ich mußte wohl einen von ihnen getroffen haben, denn er schrie auf, wich einen Schritt zurück und die übrigen blieben wie betroffen stehen. Ehe sie Zeit hatten, sich zu erholen, schoß ich eine zweite Kugel über ihre Köpfe hin. Und beim dritten Schuß (der ebenso weit fehl ging wie der zweite) warf die ganze Gesellschaft die Stange weg und rannte davon.

Dann blickte ich wieder in die Kajüte zurück. Das ganze Zimmer war voll Rauch von meiner Schießerei, und in meinen Ohren dröhnte noch das Krachen der Schüsse. Aber da stand Alan so wie zuvor, nur war sein Schwert jetzt bis zum Heft voll Blut und er selbst so geschwellt von Triumph, so herrlich in seiner ganzen

Haltung, daß er unbesiegbar zu sein schien. Gerade vor ihm auf dem Boden lag Herr Shuan auf Händen und Knien, Blut rann aus seinem Munde und er sank mit schrecklich bleichem Antlitz immer tiefer und tiefer. Eben als ich hinsah, erfaßten ihn einige von den hinter ihm Stehenden an den Füßen und zogen ihn buchstäblich aus der Kajüte.

»Da habt Ihr einen Eurer Whigs«, rief Alan und dann zu mir gewendet, fragte er, ob ich viele getroffen hätte.

Ich sagte ihm, daß ich einen gestreift habe und glaube, es wäre der Kapitän gewesen.

»Und ich habe zwei erledigt«, sagte er.  
»Nein, es ist noch nicht genug Blut geflossen; sie werden wieder zurückkommen. Auf deinen Posten, David! Das war nur ein Schluck vor der Mahlzeit.«

Ich setzte mich wieder in Positur, lud die drei Pistolen, die ich abgefeuert hatte und hielt mit Augen und Ohren Wache.

Unsere Feinde berieten auf Deck, nicht weit von uns entfernt, und zwar so laut, daß ich hin und wieder ein oder zwei Worte verstehen konnte trotz des Lärmes der anschlagenden Wogen.

»Shuan hat's verhunzt«, hörte ich einen sagen.

Und ein anderer antwortete ihm mit einem:  
»Pst, Mensch! Er hat dafür bezahlt!«

Danach sanken die Stimmen wieder zu demselben Flüsterton herab wie zuvor. Nur sprach jetzt meist nur eine Person, als lege man einen Plan zurecht, und bald dieser, bald jener antwortete nur kurz, als nähmen sie Befehle entgegen. Dann hörte ich sie wieder herankommen und sagte es Alan.

»Das ist es, worum wir beten müssen«, sagte er. »Solange wir ihnen nicht einen ordentlichen Abscheu vor uns einjagen können und endgültig mit ihnen fertig werden, wäre nicht viel Schlaf zu holen für

keinen von uns beiden. Aber dies Mal, paß auf, wird's Ernst.«

Ich war jetzt mit meinen Pistolen fertig und konnte nichts anderes machen als horchen und warten. So lange der Kampf gedauert hatte, blieb mir keine Zeit nachzudenken, ob ich Angst hätte; aber jetzt, da wieder alles still war, kreisten meine Gedanken immer wieder um diese Frage. Die Vorstellung eines scharfen Schwertes und des kalten Stahls verfolgten mich. Und jetzt, als ich leise ihre heranschleichenden Schritte hörte, das Reiben eines Gewandes längs der Mauer der Kajüte und wußte, sie nähmen jetzt im Finstern ihre Plätze ein – da hätte ich am liebsten laut aufgeschrien.

All dies geschah auf Alans Seite, und ich fing an zu glauben, daß mein Anteil am Kampfe zu Ende sei, als ich jemand leise auf dem Dache über mir herankommen hörte.

Dann ertönte von der Schiffsseite her ein einziger Pfiff. Das war das Signal. Einige

von ihnen stürzten, Säbel in der Hand, in einem Haufen auf die Tür los und im selben Augenblick flog das Glas des Dachfensters in tausend Scherben, ein Mann sprang herein und landete vor mir auf dem Boden. Ehe er wieder auf die Beine kam, hatte ich ihm eine Pistole an den Rücken gesetzt und hätte ihn gleich auch erschießen können. Nur bei der Berührung, und weil er so lebendig war, verließ mich meine Kraft und ich wäre ebenso wenig imstande gewesen, den Hahn loszudrücken, als ich fähig gewesen wäre, zu fliehen.

Der Mann hatte beim Springen seinen Säbel fallen lassen und als er die Pistole im Rücken fühlte, schnellte er herum, stieß einen Fluch aus und packte mich. Daraufhin kehrte entweder mein Mut wieder oder meine Angst wurde so groß – was auf dasselbe herauskommt – daß ich einen Schrei ausstieß und ihm eine Kugel mitten durch den Leib jagte. Er gab einen entsetzlichen, abscheulichen Laut von sich und fiel zu Boden. Im selben Augenblick schlug mir der Fuß eines zweiten Kerls,

dessen Beine durch das Dachfenster baumelten, auf den Kopf. Da ergriff ich eine andere Pistole und schoß dem Mann in die Schenkel, so daß er hereinrutschte und wie ein Bündel auf den Körper seines Kameraden niederfiel. Da war keine Rede von Verfehlen ebenso wenig wie Zeit zum Zielen. Ich setzte die Mündung genau an und feuerte ab.

Ich wäre lange dort stehengeblieben und hätte die beiden angestarrt, aber da hörte ich Alan rufen wie um Hilfe und das gab mir meine Besinnung wieder.

Er hatte bis dahin die Tür gehalten; aber einer der Matrosen war, während Alan mit anderen beschäftigt gewesen war, durchgerutscht und hatte ihn um die Mitte gefaßt.

Alan stieß mit der linken Hand den Dolch gegen ihn, aber der Kerl hing fest wie ein Blutegel. Ein anderer war eingedrungen und hatte bereits seinen Säbel erhoben. Sie drängten sich in der Türöffnung. Ich hielt

uns für verloren, nahm aber meinen Säbel auf und fiel ihnen in die Flanke.

Aber es blieb mir keine Zeit, um zu helfen. Der Ringende fiel endlich doch, Alan sprang zurück, um Abstand zu nehmen, und stürzte sich dann, wie ein Stier brüllend, auf die anderen. Sie wichen vor ihm zurück wie Wasser, drehten sich und liefen und fielen einer gegen den anderen in ihrer Hast. Das Schwert in seiner Hand blitzte wie Quecksilber in dem Durcheinander unserer fliehenden Feinde und auf jedes Aufblitzen folgte der Schrei eines verwundeten Mannes. Ich glaubte noch immer, daß wir verloren wären, als horch! Da waren sie alle fort und Alan trieb sie über das Deck, wie ein Schäferhund Schafe jagt.

Doch kaum war er fort, war er auch schon wieder zurück – denn er war ebenso vorsichtig wie mutig – die Matrosen liefen noch immer weiter und schrien, als ob er hinter ihnen drein wäre. Und wir hörten, wie sie einer über den anderen ins

Vorderdeck stürzten und das Gitter oben zuschlugen.

Die Kajüte glich einer Fleischbank. Drei lagen drinnen tot, ein vierter im Todeskampf auf der Schwelle. Und da standen Alan und ich siegreich und unverletzt.

Er kam mit offenen Armen auf mich zu. »Komm an meine Brust!« rief er und umarmte und küßte mich fest auf beide Wangen. »David,« sagte er, »ich liebe dich wie einen Bruder. Und sag', mein Junge,« rief er in einer Art Verzückung, »bin ich nicht ein guter Kämpfer?«

Darauf wendete er sich den vier Feinden zu, durchbohrte jeden einzelnen von ihnen mit dem Schwert und warf sie, einen nach dem anderen, vor die Tür. Während er dies tat, summte und sang und pfiß er immerfort leise vor sich hin, wie einer, der sich eine Melodie ins Gedächtnis zurückrufen will. Nur daß er damit beschäftigt war, eine Melodie zu schaffen. Die ganze Zeit über



lag ein Glanz auf seinem Antlitz, und seine Augen leuchteten, wie die eines fünfjährigen Kindes beim Anblick eines neuen Spielzeuges. Dann setzte er sich plötzlich, das Schwert in der Hand, auf den Tisch, die Melodie, an der er die ganze Zeit im Geiste gearbeitet hatte, wurde nun deutlicher und immer deutlicher erkennbar und plötzlich erklang aus seinem Munde mit mächtiger Stimme ein gälisches Lied.

Ich verstand kein Wort von dieser Sprache. Aber infolge der langen Wartezeit, der Anspannung aller unserer Kräfte während des Kampfes und mehr noch, infolge des Grauens, das ich empfand, ob meines eigenen Anteils daran, war ich, kaum daß die Sache vorbei war, froh, zu einem Sitz taumeln zu können. Ich fühlte meine Brust so beengt, daß ich kaum atmen konnte. Der Gedanke an jene beiden Männer, die ich erschossen hatte, lag wie ein Alpdruck auf mir; und ganz plötzlich, ehe ich erraten konnte, was geschehen sollte, fing ich an zu weinen und zu schluchzen wie ein kleines Kind.

Alan klopfte mir auf die Schulter und sagte, ich wäre ein tapferer Bursche und brauche nichts als ein wenig Schlaf.

»Ich übernehme die erste Wache,« sagte er.  
»Du hast gut an mir gehandelt, David, von Anfang bis zu Ende, und ich möchte dich nicht verlieren, nicht um ganz Appin – nein, nicht um Breadalbane willen.«

Dann machte er mir auf dem Fußboden ein Bett zurecht und übernahm die erste Nachtwache – die Pistole in der Hand und das Schwert auf den Knien – drei Stunden nach des Kapitäns Uhr an der Wand. Dann weckte er mich und ich kam für drei Stunden an die Reihe. Doch noch ehe die um waren, war es bereits heller Tag geworden. Es war ein sehr stiller Morgen mit glatter, leise rollender See, die das Schiff schaukelte und das Blut auf dem Boden der Kajüte hin und her rinnen ließ; ein schwerer Regen trommelte auf das Dach. Während meiner ganzen Wache rührte sich nichts, und dem Schlagen des Steuerruders nach wußte ich, daß sie nicht

einmal einen am Steuer hatten. Tatsächlich waren (wie ich nachher erfuhr) so viele von ihnen verwundet oder tot und die übrigen bei so übler Laune, daß Herr Riach und der Kapitän einander abwechseln mußten, wie Alan und ich, sonst wäre das Schiff ans Ufer angefahren, ohne daß es jemand bemerkt hätte. Es war ein Glück, daß es in der Nacht so still geworden war, denn der Wind hatte sich gelegt, sobald der Regen eingesetzt hatte. Aber auch so mußten wir – wie ich aus der großen Menge klagender Möwen, die schreiend und fischend das Schiff umflogen, schloß, recht nahe der Küste einer der Hebriden-Inseln getrieben worden sein. Und als ich schließlich zur Kajütentür hinaus sah, erblickte ich rechts die großen Steinhügel von Skye und ein wenig weiter hinten die merkwürdige Insel Rum.

# Kapitel XI

## Der Kapitän gibt nach

Wir setzten uns, Alan und ich, gegen sechs Uhr zum Frühstück. Der Boden war mit Glasscherben und ekelhaften Blutlachen bedeckt, was mir allen Hunger raubte. In jeder anderen Beziehung jedoch befanden wir uns nicht nur in einer angenehmen, sondern sogar heiteren Lage. Da wir die Offiziere aus ihrer eigenen Kajüte verjagt hatten, waren wir im Besitze alles Getränkes an Bord – sowohl Wein als auch Schnaps – und aller Leckerbissen wie beispielsweise Pöckelfleisch und feine Zwiebacksarten. Dies allein genügte, um uns in gute Laune zu versetzen. Aber das Lustigste daran war, daß die beiden durstigsten Männer, die je aus Schottland kamen (da Herr Shuan nun tot war) jetzt im Vorderdeck des Schiffes abgeschnitten und zu dem verhaßtesten Getränk – nämlich kaltem Wasser – verdammt waren.

»Und verlaß dich darauf,« sagte Alan, »wir werden gar bald von ihnen hören. Man kann einen Menschen vom Kampfe fern halten, aber niemals von seiner Flasche.«

Wir leisteten einander gute Gesellschaft. Alan äußerte sich wirklich sehr herzlich. Auch nahm er ein Messer vom Tisch und schnitt mir einen der Silberknöpfe seines Rockes ab.

»Ich habe sie«, sagte er, »von meinem Vater Duncan Stewart und gebe dir jetzt einen als Talisman für deine Arbeit von heute nacht. Und wo immer du gehst und diesen Knopf vorweist, werden die Freunde Alan Breck's sich um dich scharen.«

Dies sagte er als wäre er Karl der Große und befehle über Armeen. Und wirklich, so sehr ich auch seinen Mut bewunderte, war ich doch stets in Gefahr, über seine Eitelkeit zu lächeln. In Gefahr, sage ich. Denn bei dem Gedanken, welch ein Streit daraus hätte entstehen können, wenn ich meine

Haltung nicht bewahrt hätte, müßte ich mich wahrhaftig heute noch fürchten.

Sobald wir unsere Mahlzeit beendet hatten, kramte er so lange im Kasten des Kapitäns, bis er eine Kleiderbürste gefunden hatte. Und dann, nachdem er seinen Rock ausgezogen hatte, fing er an, seinen Anzug genau zu untersuchen und alle Flecken auszubürsten, mit so großer Sorgfalt und Mühe, wie ich sie bisher nur bei Frauen gesehen hatte. Freilich hatte er keinen andern Rock und außerdem gehörte dieser (wie er sagte) einem König und es gebühre ihm daher königlich gehalten zu werden.

Darum, und als ich sah, wie sorgfältig er die Fäden auszupfte an der Stelle, wo der Knopf angenäht gewesen war, maß ich dieser Gabe höheren Wert zu.

Er war noch immer beschäftigt, als Herr Riach uns vom Deck aus anrief und um eine Unterredung bat. Ich kletterte durch das Dachfenster, setzte mich an den Rand desselben und rief mit kühner Stirne, die

Pistole in der Hand – obwohl innerlich sehr ängstlich wegen der Glasscherben – zurück und hieß ihn sprechen. Er kam bis an die Ecke der Kajüte und stellte sich auf ein aufgerolltes Tau, so daß sein Kinn in gleicher Höhe war wie das Dach. Einen Augenblick sahen wir einander schweigend an. Herr Riach war, da er wohl während des Kampfes nicht sehr weit vorne gewesen sein dürfte, mit einem unbedeutenden Hieb auf der Wange davongekommen. Aber er sah sehr mutlos und müde aus, da er die ganze Nacht auf den Beinen gewesen war, teils Wache haltend, teils die Verwundeten pflegend.

»Das ist eine üble Geschichte«, sagte er schließlich kopfschüttelnd.

»Es war nicht unsere Wahl«, sagte ich.

»Der Kapitän«, sagte er, »möchte gern mit deinem Freund sprechen. Sie könnten durchs Fenster miteinander reden.«

»Wir wissen ja nicht, ob er nicht neuerlich auf Verrat sinnt«, rief ich.

»Nein, David, sicherlich nicht,« antwortete Herr Riach, »und wenn er auch wollte, ich sage dir die Wahrheit, wir könnten die Leute nicht dazu bewegen, mitzutun.«

»Ist das wahr?« sagte ich.

»Ich werde dir noch mehr verraten,« sagte er, »nicht nur die Mannschaft, auch ich will nicht. Ich bin fertig!« Er lächelte mir zu.  
»Nein,« fuhr er fort, »was wir wollen ist, ihn los werden.«

Daraufhin beriet ich mit Alan; die Unterredung wurde gewährt und man gab sich gegenseitig das Wort. Aber damit war Herrn Riachs Mission noch nicht erledigt. Er fing nun an, mich mit großer Eindringlichkeit um einen Schluck Schnaps zu bitten und erinnerte mich an alle früheren Wohltaten seinerseits, so daß ich ihm zuletzt ein Zinnkrüglein mit etwa einer Viertel Pinte Branntwein ausfolgte.



Er trank einen Teil davon und trug den Rest mit sich fort, um ihn (vermutlich) mit seinem Vorgesetzten zu teilen.

Ein Weilchen später kam der Kapitän (so wie wir es vereinbart hatten) an eines der Fenster und stand dort im Regen, einen Arm in der Schlinge, ernst und blaß; er sah so alt aus, daß es mir im Herzen leid tat, ihn angeschossen zu haben.

Alan hielt ihm sofort die Pistole vors Gesicht.

»Gebt das Ding weg!« sagte der Kapitän; »habe ich Euch nicht mein Wort gegeben oder sucht Ihr, mich zu beleidigen?«

»Kapitän,« sagte Alan, »ich fürchte, Euer Wort ist leicht gebrochen. Gestern abends habt Ihr gefeilscht und gehandelt wie ein Marktweib und dann mir Euer Wort gegeben und Eure Hand zur Bekräftigung gereicht. Und Ihr wißt selbst genau, was das Ende war. Verflucht mit samt Eurem Wort!« sagte er.

»Gut, gut, Herr,« sagte der Kapitän,  
»fluchen wird Euch wenig nützen.« (Und  
wirklich, das war ein Fehler, von dem der  
Kapitän ganz frei war.) »Aber wir haben  
über wichtigere Dinge zu sprechen«, fuhr er  
bitter fort. »Ihr habt meine Mannschaft übel  
zugerichtet. Ich habe nicht genug Hände  
übrig, um das Schiff zu bedienen. Und  
meinem ersten Steuermann, den ich schwer  
entbehren kann, habt Ihr Euer Schwert in  
den Leib gerannt; er starb, ohne noch ein  
Wort zu sprechen. Es bleibt mir nichts  
übrig, Herr, als in den Hafen von Glasgow  
zurückzukehren, um neue Leute  
aufzunehmen. Und dort (mit Verlaub)  
werdet auch Ihr Leute finden, die besser mit  
Euch zu reden verstehen dürften.«

»Ja,« sagte Alan, »und wahrlich, ich habe  
selbst mit ihnen zu sprechen! Ich habe eine  
nette Geschichte für sie, außer wenn dort  
niemand englisch versteht. Fünfzehn  
Matrosen auf der einen Seite, und ein Mann  
und ein halbwüchsiger Junge auf der  
anderen! Oh, Mensch, es ist ja erbärmlich!«

Hoseason wurde ganz rot.

»Nein,« fuhr Alan fort, »das geht also nicht. Ihr müßt mich schon ans Ufer setzen, wie wir es abgemacht hatten.«

»Ja,« sagte Hoseason, »aber mein erster Steuermann ist tot – Ihr wißt selbst, wie es geschah. Keiner von uns anderen kennt die Küste hier, Herr, und sie ist von den Schiffen sehr gefürchtet.«

»Ich lasse Euch die Wahl,« sagte Alan, »setzt mich ans Festland in Appin oder Ardpour oder in Morven oder Arisaig oder in Morar oder kurz wo immer Ihr wollt im Umkreise von dreißig Meilen von meinem Heimatland, außer in einem Lande der Campbells. Das ist eine große Zielscheibe. Verfehlt Ihr die, so müßtet Ihr als Seemann ebenso unfähig sein wie Ihr Euch als Kämpfer erwiesen habt. Seht, meine armen Landsleute müssen in ihren kleinen Fischerbooten von einer Insel zur andern bei jedem Wetter, ja, und sogar auch in der Nacht, was das anbelangt.«

»Ein Boot ist kein Schiff, Herr,« sagte der Kapitän, »das hat keinen Tiefgang.«

»Gut denn, nach Glasgow also, wenn's Euch dahin gelüstet!« sagte Alan. »Wir werden zumindest das Lachen auf unserer Seite haben.«

»Mir ist nicht zum Lachen zu Mute«, sagte der Kapitän. »Aber das alles kostet Geld, Herr.«

»Gut, Herr,« sagte Alan, »ich bin kein Wetterhahn. Dreißig Guineen, wenn Ihr mich an der Küste absetzt und sechzig, wenn Ihr mich nach Linnhe-Loch bringt.«

»Aber seht doch, Herr, wir liegen nur wenige Stunden weit von Ardnamurchan«, sagte Hoseason. »Gebt mir sechzig und ich setze Euch dort ab.«

»Und ich kann dann meine Holzschuhe nehmen und vor den Rotrücken spießrutenlaufen, Euch zu lieb?« rief Alan. »Nein, Herr, wenn Ihr sechzig Guineen

haben wollt, verdient sie Euch und setzt mich in meinem Lande ab.«

»Das hieße das Schiff aufs Spiel setzen, Herr,« sagte der Kapitän, »und Euer Leben zugleich.«

»Nehmt's oder laßt es bleiben«, sagte Alan.

»Versteht Ihr überhaupt zu steuern?« fragte der Kapitän stirnrunzelnd.

»Nicht gut,« sagte Alan, »ich verstehe mich besser aufs Kämpfen (wie Ihr ja selbst gesehen habt). Aber ich bin oft genug an dieser Küste abgeholt und abgesetzt worden, um einiges über ihre Lage zu wissen.« Der Kapitän schüttelte noch immer stirnrunzelnd den Kopf.

»Hätte ich auf dieser unglückseligen Fahrt«, sagte er, »weniger Geld verloren, so wollt ich Euch lieber am Stricke baumeln sehen, Herr, ehe ich mein Schiff aufs Spiel setzte. Aber mag es nach Eurem Wunsche geschehen! Sobald ich Seitenwind

bekomme (und es kommt einer oder ich müßte mich sehr täuschen) will ich ihn fassen. Aber da ist noch eine Sache. Wir könnten mit einem königlichen Schiff zusammentreffen und sie könnten zu uns an Bord kommen, Herr, ohne mein Verschulden. Sie kreuzen dicht an dieser Küste (Ihr wißt selbst, weshalb). Nun, Herr, für diesen Fall könntet Ihr das Geld zurücklassen.

»Kapitän,« sagte Alan, »wenn Ihr eine Wimpel seht, so ist es Eure Sache, davonzulaufen. Und jetzt, da ich höre, daß ihr im Vorderdeck mit dem Branntwein knapp seid, biete ich Euch einen Tausch an: Eine Flasche Branntwein gegen zwei Eimer Wasser.«

Dies war die letzte Klausel des Vertrages und wurde von beiden Seiten ordentlich eingehalten. So konnten Alan und ich endlich die Kajüte auswaschen und die Erinnerung an jene, die wir erschlagen hatten, los werden, während der Kapitän und Herr Riach wieder in ihrer Art

glücklich sein konnten und das hieß soviel  
wie: trinken.

## Kapitel XII

### **Ich höre zum erstenmal vom »Rotfuchs«**

Ehe wir mit dem Säubern der Kajüte fertig waren, erhob sich von Nordosten her eine leichte Brise. Sie verjagte den Regen und die Sonne kam heraus.

Die erste Hälfte des Tages, ehe die Flut kam, war sehr angenehm. Wir segelten im hellen Sonnenschein und sahen von allen Seiten viele bergige Inseln. Wir saßen in der Kajüte, Alan und ich, hatten beide Türen weit offen (da der Wind nur im Hinterteil des Schiffes zu spüren war) und rauchten ein oder zwei Pfeifen von des Kapitäns feinstem Tabak. Damals erzählten wir einander gegenseitig unsere Lebensgeschichte, was für mich um so wichtiger war, als ich einiges über dieses wilde Hochland erfuhr, an dessen Küste ich nun so bald landen sollte. In jenen Tagen – so kurz nach dem großen Aufstand – war es



notwendig, daß ein Mann Bescheid wußte, wenn er über die »Heide« ging.

Ich war es, der anfang. Ich erzählte ihm mein ganzes Mißgeschick und er hörte mir mit großer Teilnahme zu. Nur als ich meines guten Freundes, Herrn Campbells, unseres Geistlichen erwähnte, wurde Alan ganz wild und rief, daß er alle hasse, die diesen Namen trügen.

»Warum,« rief ich, »er ist ein Mann, dessen Hand zu drücken Ihr stolz sein könntet.«

»Ich wüßte nichts, was ich einem Campbell wünschen würde,« sagte er, »außer eine Kugel in den Leib. Ich möchte alle, die diesen Namen tragen, wie Birkhühner jagen. Läge ich im Sterben, so würde ich noch auf den Knien zum Fenster kriechen, gälte es einen von ihnen zu erschießen.«

»Ja, Alan,« rief ich, »was habt Ihr denn gegen die Campbells?«

»Du weißt sehr gut,« sagte er, »daß ich ein Appin Stewart bin, und die Campbells haben die Leute meines Namens lange gejagt und geplündert und uns Land abgenommen, aber immer nur durch Verrat, nie durch das Schwert«, schrie er laut und schlug mit der Faust auf den Tisch. Aber ich maß dem wenig Bedeutung zu, denn ich wußte, daß gewöhnlich diejenigen, die unterlegen waren, solche Dinge zu sagen pflegten. »Sie haben noch mehr getan,« fuhr er fort, »und alles zum gleichen Zweck; haben ihr Wort gebrochen, sich falscher Papiere bedient, Hausierertricks übelster Art, und stets den Anschein gewahrt, als wäre alles gesetzlich, um einen nur noch wütender zu machen.«

»Ihr, der Ihr so freigebig seid mit Euren Knöpfen, Alan,« sagte ich, »ich kann mir schwerlich vorstellen, daß Ihr ein guter Geschäftsmann seid.«

»Ah,« sagte er und lächelte gleich wieder, »meine Freigebigkeit stammt von demselben Mann, von dem die Knöpfe

stammen: und das ist mein Vater, Duncan Stewart, Gott hab' ihn selig! Er war der beste Mann aus seiner ganzen Familie und der beste Kämpfer des Hochlandes, David, und daß heißt so viel, wie der ganzen Welt. Ich muß es wissen, denn er war es, der mich unterwies. Er war bei der schwarzen Garde, als sie zum erstenmal gemustert wurde. Nun, und als der König einmal sehen wollte, wie Krieger des Hochlandes das Schwert zu führen verstünden, da wurden er und drei andere ausgewählt und in die Stadt London geschickt, um dem Könige das Beste dieser Art zu zeigen. So brachte man sie an den Ort und sie zeigten zwei Stunden lang ohne Unterbrechung alle ihre Fechtkünste vor König Georg und Königin Karoline und vielen anderen, deren Namen ich vergessen habe. Und als sie fertig waren, redete sie der König freundlich an und gab jedem Mann drei Guineen in die Hand. Als sie nun aus dem Palast gingen, mußten sie an einer Portierloge vorbei. Da fiel es meinem Vater ein, da er vielleicht der erste Edelmann des Hochlandes sei, der diese Türschwelle

überschreite, daß es gut wäre, diesem armen Türsteher einen richtigen Begriff ihres Standes zu geben. So legte er des Königs drei Guineen-Stücke in die Hand des Mannes, als wäre dies so seine Gewohnheit. Die drei, die nach ihm kamen, taten das Gleiche und so standen sie auf der Straße, nicht um einen Pfennig reicher trotz aller Mühe. Der eine sagte, dieser wäre der erste gewesen, der des Königs Türsteher entlohnt hätte, der andere wieder, es wäre jener gewesen. Aber die Wahrheit ist, daß es Duncan Stewart war, was ich jederzeit mit dem Schwert oder der Pistole zu beweisen bereit bin. Und das war mein Vater, Friede seiner Asche!«

»Ich glaube, er war nicht der Mann, Euch Reichtümer zu hinterlassen«, sagte ich.

»Das ist wahr«, sagte Alan. »Er hinterließ mir meine Hosen um meine Blößen damit zu bedecken, aber wenig mehr. Und so geschah es, daß ich mich anwerben ließ – ein schwarzer Fleck auf meiner Ehre – und,

fielen ich in die Hände der Rotröcke, noch heute eine üble Geschichte für mich.«

»Wie,« rief ich, »Ihr wart in der englischen Armee?«

»Jawohl«, sagte Alan. »Aber ich ging noch rechtzeitig auf die andere Seite über – und das tröstet mich einigermaßen.«

Ich konnte seine Ansicht nicht teilen, denn ich hielt das Desertieren aus dem Heere für ein unverzeihliches, entehrendes Verbrechen. Aber ich war klug genug, so jung ich auch war, das, was ich mir dachte, nicht laut zu sagen. »Du meine Güte,« sagte ich, »darauf steht die Todesstrafe.«

»Ja,« sagte er, »bekämen sie mich zu fassen – es gäbe eine kurze Beichte und einen langen Strick für Alan! Aber ich trage den Befehl des Königs von Frankreich in meiner Tasche und das wäre doch ein gewisser Schutz.«

»Das bezweifle ich sehr«, sagte ich.

»Ich zweifle selbst daran«, sagte Alan trocken.

»Ja, um Himmelswillen, Mensch,« rief ich, »ein verurteilter Rebell, ein Deserteur und einer der Leute des französischen Königs wie Ihr – was führt Euch in dieses Land zurück? Das heißt das Schicksal versuchen.«

»Pah!« sagte Alan, »ich war seit sechsundvierzig jedes Jahr wieder da!«

»Und was führt Euch her?« rief ich.

»Ja, siehst du, ich sehne mich nach meinen Freunden und nach meiner Heimat«, sagte er. »Frankreich ist sicherlich ein vortreffliches Land, aber ich sehne mich nach der Heide und dem Wild. Und dann hab' ich auch eine kleine Aufgabe hier. Ich sammle ein paar Burschen für den Dienst des Königs von Frankreich, Rekruten, weißt du, und das bedeutet ein wenig Geld. Aber die Hauptsache ist die Angelegenheit meines Hauptmannes Ardshiel!«

»Ich habe geglaubt, Euer Hauptmann hieße Appin«, sagte ich.

»Ja, aber Ardshiel ist das Oberhaupt des Clans«, was mich nicht sehr aufklärte.

»Siehst du, David, er, der all sein Leben lang ein so großer Mann gewesen ist, vom Blute der Könige stammt und ihren Namen trägt, ist nun gezwungen, in einer französischen Stadt wie ein armer, bürgerlicher Mensch zu leben. Er, der über vierhundert Schwerter verfügte – ich sah ihn mit diesen meinen Augen Butter auf dem Marktplatz kaufen und sie in einem Kohlblatt heimtragen. Dies ist für uns, die wir seines Blutes und seines Clans sind, nicht nur ein Schmerz, sondern auch eine Schande. Da sind auch die Kinder, die Hoffnung Appins, die in jenem Lande unterrichtet werden müssen, in der Wissenschaft und in der Kunst, ein Schwert zu führen. Nun müssen die Pächter Appins dem König Georg Abgaben zahlen. Aber sie sind standhaft und ihrem Hauptmann treu. Und mit Liebe und unter geringem Druck, vielleicht auch hin und wieder unter einer

kleinen Drohung kratzen die armen Leute noch eine zweite Abgabe für Ardshiel zusammen. Nun siehst du, David, ich bin die Hand, die das befördert.« Und er schlug auf seinen Gürtel, den er um die Mitte trug, so daß die Goldstücke klirrten.

»Sie zahlen beides?« rief ich.

»Ja, David, beides«, sagte er.

»Wie? zwei Renten?« wiederholte ich.

»Ja, David«, sagte er. »Diesem Kapitän da hab' ich die Geschichte anders erzählt, aber dies ist die Wahrheit. Und es ist wunderbar, wie wenig es des Druckes bedarf. Aber das ist die Sache eines Verwandten und Freundes meines Vaters, James von Glens, James Stewart, das ist Ardshiels Halbbruder. Er ist es, der das Geld einsammelt und verwaltet.«

Dies war das erstemal, daß ich James Stewarts Namen nennen hörte, der nachher, zur Zeit, da er gehängt wurde, so berühmt



geworden ist. Aber im Augenblick gab ich nicht sehr acht, denn ich war ganz erfüllt von dem Edelmut jener armen Hochlandsbewohner.

»Das nenne ich großmütig«, rief ich. »Ich bin ein Whig oder nicht viel mehr, aber das nenne ich großmütig.«

»Ja,« sagte er, »du bist ein Whig, aber du bist ein Edelmann und das macht es aus. Wärest du aber einer von dieser verfluchten Rasse der Campbells, würdest du mit den Zähnen knirschen, hörtest du davon sprechen. Wärest du der Rotfuchs...« Bei diesen Worten biß er die Zähne zusammen und schwieg. Ich habe manch grimmiges Gesicht gesehen, aber niemals eines wie Alans, als er des Rotfuchses erwähnte.

»Und wer ist der Rotfuchs?« fragte ich erschrocken, aber doch neugierig.

»Wer er ist?« rief Alan. »Warte, das will ich dir sagen. Als die Clansmänner bei Culloden geschlagen worden waren und mit

ihnen zugleich auch die gute Sache fiel und die Pferde bis über die Fesseln im besten Blute des Nordens wateten, da mußte Ardshiel über die Berge fliehen wie ein gehetztes Wild – er und die Herrin und die Kinder. Es war eine harte Arbeit für uns, ehe wir sie eingeschifft hatten. Und als er noch in der Heide lag, da griffen die englischen Schurken, die seines Lebens nicht habhaft werden konnten, seine Rechte an. Sie beraubten ihn seiner Macht, sie beraubten ihn seines Landes, sie nahmen seinen Clansmännern die Waffen ab – die seit dreizehn Jahrhunderten Waffen getragen hatten – ja, sie rissen ihnen die Kleider von den Schultern, so daß es jetzt eine Sünde geworden ist, einen karierten Plaid zu haben und jeder eingesperrt werden kann, der einen schottischen Rock um die Lenden trägt. Eines konnten sie nicht töten: das war die Liebe, die der Clansmann seinem Hauptmann bewahrt hat. Diese Goldstücke sind der Beweis dafür. Da kommt plötzlich ein Mann daher, ein Campbell, der rothaarige Colin von Glenure ...«

»Ist das der, den Ihr den Rotfuchs nennt?«  
sagte ich.

»Willst du mir seine Bürste bringen«,  
schreit Alan wild. »Ja, das ist der Mann. Er  
kommt daher, verschafft sich Papiere von  
König Georg, daß er sogenannter  
Bevollmächtigter des Königs über die  
Länder Appins sei. Zuerst tut er schön und  
macht sich schnell vertraut mit Sheamus –  
das ist James von Glens, der  
Vertrauensmann meines Hauptmannes.  
Aber nach und nach kam ihm das, was ich  
dir eben erzählte, zu Ohren, wie die armen  
Leute, Bauern und Pächter und  
Landarbeiter von Appin, tatsächlich ihre  
Plaids auswinden, um eine zweite Abgabe  
aufzutreiben und diese über See schickten  
für Ardshiel und seine armen Kinder. Wie  
hast du das genannt, als ich dir davon  
erzählte?«

»Ich habe es großmütig genannt, Alan«,  
sagte ich.

»Du, der du nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Whig bist!« rief Alan. »Aber als Colin Roy davon erfuhr, da stieg ihm das schwarze Blut der Campbells zu Kopfe. Er knirschte mit den Zähnen bei seiner Flasche Wein. Wie! Ein Stewart sollte ein Stück Brot bekommen und er wäre nicht imstande dies zu verhindern? Ah! Rotfuchs, bekomm ich dich einmal vor meine Flinte, dann mag dir Gott gnädig sein!« (Alan hielt inne, um seinen Zorn hinunterzuschlucken.) »Also, David, was tut er? Er erklärt, daß er alle Bauernhöfe verpachte und denkt in seiner schwarzen Seele: ich werde bald andere Pächter finden, die diese Stewarts und Maccolls und Macrobs (alles Namen meines Clans, David) überbieten und dann, denkt er, kann Ardshiel seinen Hut an einer Straßenecke Frankreichs aufhalten.«

»Nun,« sagte ich, »was geschah?«

Alan legte seine Pfeife, die er schon längst hatte ausgehen lassen nieder und stützte beide Hände auf das Knie.

»Ja,« sagte er, »das errätst du nie! Denn diese selben Stewarts und Maccolls und Macrobs (die bereits zwei Abgaben zahlten, eine dem König Georg gezwungenermaßen und eine Ardshiel aus eigener Herzensgüte) boten ihm einen besseren Preis als irgend ein Campbell im ganzen großen Schottland. Und er schickte weit herum und ließ sie suchen – bis nach Clyde und Edinburgh – suchte und flehte und bat er, daß sie doch kämen, wo immer ein Stewart war, der ausgehungert werden sollte oder ein rothaariger Hund von einem Campbell, dem er einen Gefallen erweisen könnte!«

»Ja, Alan,« sagte ich, »das ist eine seltsame und schöne Geschichte. Und obgleich ein Whig, so bin ich doch froh, daß der Mann geschlagen wurde.«

»Der geschlagen?« wiederholte Alan. »Du kennst die Campbells schlecht und am wenigsten den Rotfuchs. Der geschlagen? Nein, und wird es auch niemals sein, ehe sein Blut nicht den Boden tränkt. Aber sollte der Tag kommen, David, da ich Zeit

und Muße finde, ein wenig Jagd zu machen, da wächst in ganz Schottland nicht Heidekraut genug, ihn vor meiner Rache zu verbergen!«

»Alan, Mensch,« rief ich, »Ihr handelt weder sehr klug noch sehr christlich daran, so viele Worte des Zornes auszustoßen. Die werden dem Mann, den Ihr den Fuchs nennt, wenig schaden und Euch wenig nützen. Erzählt mir Eure Geschichte klar und einfach. Was tat er dann?«

»Richtig bemerkt, David,« sagte Alan.  
»Wahrlich und fürwahr, sie werden ihm nicht schaden, leider! Und außer was das Christentum anbelangt (worüber ich ganz anderer Meinung bin, sonst wäre ich kein Christ) bin ich ganz deiner Ansicht.«

»Meinung hin, Meinung her«, sagte ich, »es ist doch eine allbekannte Tatsache, daß das Christentum die Rache verbietet.«

»Ja,« sagte er, »man merkt, daß dich ein Campbell lehrte! Das wäre eine bequeme

Welt für sie und ihresgleichen, wenn es nichts dergleichen gäbe, wie einen Burschen und eine Büchse hinter einem Heidestrauch! Aber das gehört nicht hieher. Er tat also folgendes:«

»Ja,« sagte ich, »erzählet!«

»Gut, David,« sagte er, »da er also die ehrlichen Bauern durch anständige Mittel nicht loswerden konnte, schwur er, sie durch unanständige los zu werden. Ardshiel mußte ausgehungert werden; das war das Ziel, das er anstrebte. Und da die, die ihn in der Verbannung ernährten, nicht ausgekauft werden konnten – durch Recht oder Unrecht – wollte er sie vertreiben. So ließ er sich Rechtsgelehrte und Urkunden und Rotröcke kommen, daß er den Rücken gedeckt hätte. Und all die braven Leute dieses Landes mußten ihre Bündel schnüren und wandern – jeder Sohn vom Hause seines Vaters und von dem Orte, da er aufgewachsen war und seine Kindheit verbracht hatte. Und wer waren die, die nachkommen sollten? Barfüßige Bettler!

König Georg kann sich seine Abgaben suchen, kann auch ohne sie auskommen; muß sich die Butter dünner streichen: Was schert sich Rotfuchs darum? Wenn er nur Ardshiel wehe tun kann, ist er zufrieden! Wenn er das Essen von meines Hauptmanns Tisch stehlen kann und das bißchen Spielzeug aus dessen Kinder Hände – wird er singend heimkehren!«

»Laßt mich ein Wort nur sagen«, erwiderte ich. »Ihr mögt sicher sein, wenn sie weniger Abgaben nehmen, hat die Regierung ihre Hände mit im Spiel. Es ist nicht die Schuld dieses Campbells, es ist sein Befehl. Und würdet Ihr den Collin morgen tot schlagen, was könnte Euch das nützen? Ein anderer Bevollmächtigter träte in seine Fußstapfen, so schnell ihn nur ein Roß herbeitragen könnte.«

»Du bist ein braver Bursche im Kampf,« sagte Alan, »aber Mensch, du hast das Blut eines Whigs!«



Er sprach ziemlich freundlich, aber es lag soviel Ärger in seiner Verachtung, daß ich es für klug erachtete, die Unterhaltung zu wechseln. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, wie ein Mann in seiner Lage, ohne angehalten zu werden, durchkommen konnte, da doch das ganze Hochland von Truppen besetzt sei und bewacht werde wie eine belagerte Stadt.

»Es ist leichter, als du glaubst«, sagte Alan. Ein kahler Hügel (siehst du) ist wie eine einzige Straße: steht an einer Stelle eine Schildwache, so gehst du über eine andere. Und dann ist die Heide ein großer Behelf. Und überall findet man eines Freundes Haus oder Stall oder Heuschober. Und außerdem, wenn die Leute von einem Lande reden, das ganz mit Truppen besetzt ist, so ist das bestenfalls nur eine Redensart. Ein Soldat bedeckt nicht mehr Boden als seine Schuhsohlen. Ich habe in einem Bach gefischt, auf dessen gegenüberliegendem Ufer eine Schildwache stand, und eine schöne Forelle gefangen; und ich bin in einem Heidebusch gesessen, sechs Fuß weit

von einem anderen Posten, und hab' ein wirklich hübsches Liedchen, das er pfiß, von ihm gelernt. So ging es«, sagte er und pfiß die Melodie.

»Und dann außerdem«, fuhr er fort, »ist es jetzt nicht mehr so schlimm, wie es um sechsundvierzig war. Das Hochland hat sich, wie sie es nennen, beruhigt. Kein Wunder, wenn sie kein Gewehr dort duldeten von Cautyre bis Kap Wrath, außer was vorsichtige Leute in ihrem Stroh versteckt haben! Aber was ich gern wissen möchte, David, ist: wie lange noch? Nicht sehr lange, sollte man meinen, mit Leuten wie Ardshiel im Exil und solchen wie Rotfuchs daheim beim Weine, der die Armen bedrückt. Aber es ist eine kitzliche Sache zu entscheiden, was Leute sich gefallen lassen und was nicht. Oder wie könnte Rot-Collin auf seinem Pferd mein weites, armes Land durchstreifen, ohne daß ein junger Bursche ihm eine Kugel in den Leib jagte?«

Und darüber fiel Alan in Gedanken und saß eine lange Zeit traurig und schweigend da.

Ich will hinzufügen, was ich über meinen Freund noch zu sagen habe: Er verstand sich auf jede Art von Musik, insbesondere auf das Geigenspielen; er war ein ausgezeichneter Dichter in seiner Sprache; hatte die verschiedensten Bücher gelesen, sowohl französische als auch englische; schoß mit tödlicher Sicherheit; war ein guter Angler und ein vorzüglicher Fechter, sowohl mit dem Schwert als auch mit seiner eigenen, besonderen Waffe. Was seine Fehler anbelangte, so standen sie auf seinem Gesicht geschrieben und ich kannte sie bereits alle. Aber den schlimmsten, seinen kindischen Hang, sich beleidigt zu fühlen und Streit zu suchen – den ließ er mir gegenüber bei Seite, mit Rücksicht auf den Kampf in der Kajüte. Aber ob es darum geschah, weil ich mich selbst gut bewährt hatte oder darum, weil ich Zeuge gewesen war seiner eigenen, weit größeren Tapferkeit – das ist mehr als ich sagen kann. Denn obwohl er viel Schätzung für

anderer Leute Tapferkeit besaß, bewunderte  
er diese doch am meisten an Alan Breck.

# Kapitel XIII

## Der Untergang des Schiffes

Es war schon spät nachts und so finster, als es um diese Jahreszeit überhaupt sein konnte (und das heißt, es war immer noch recht hell), als Hoseason seinen Kopf zum Kajütenfenster hereinsteckte.

»Da,« rief er, »kommt heraus und seht zu, ob Ihr steuern könnt.«

»Ist das wieder ein neuer Trick«, fragte Alan.

»Schau ich nach Tricks aus?« rief der Kapitän. »Ich habe andere Sachen im Kopf – das Schiff ist in Gefahr!«

Es war uns beiden klar seinem beunruhigten Gesichtsausdruck und insbesondere dem scharfen Ton nach, in dem er vom Schiff sprach, daß es ihm

toternst zumute war. Und so gingen Alan und ich ohne große Angst vor neuem Verrat aufs Deck.

Der Himmel war klar. Es blies scharf und war bitter kalt. Helles Tageslicht lag noch über dem Meere und der Mond, der beinahe voll war, schien hell.

Die Nacht war nicht so übel und ich wunderte mich, was den Kapitän so sehr bedrückte, als das Schiff plötzlich von einer großen Woge hoch emporgehoben wurde und er, den Arm ausstreckend, uns zurief, dorthin zu sehen. Drüben auf der Leeseite erhob sich etwas wie ein Springbrunnen aus der mondbeschienenen See und unmittelbar darauf hörten wir ein tiefes Dröhnen.

»Wie nennt Ihr das?« fragte der Kapitän düster.

»Die See bricht sich an einem Riff«, sagte Alan. »Und jetzt wißt Ihr wo die Untiefe ist, was wollt Ihr noch?«

»Ja,« sagte Hoseason, »wenn es die einzige wäre.«

Und wirklich, während er noch sprach, erhob sich weiter südlich ein zweiter Springbrunnen.

»Da,« sagte Hoseason, »da seht selbst. Wenn man diese Riffe kennen würde, oder wenn ich eine Karte hätte, oder wenn Shuan verschont geblieben wäre – nicht sechzig Guineen, nein, auch nicht sechshundert hätten mich dazu gebracht, mein Schiff in einem solchen Steinfeld aufs Spiel zu setzen! Und Ihr, Herr, der uns steuern sollte, wißt Ihr gar nichts zu sagen?«

»Ich denke nach,« sagte Alan, »das werden die sogenannten Torranfelsen sein.«

»Sind es viele?« sagte der Kapitän.

»Wahrhaftig, Herr, ich bin kein Steuermann,« sagte Alan, »aber es kommt mir so vor, als ob sie auf einer Strecke von zehn Meilen verteilt wären.«

Herr Riach und der Kapitän sahen einander an.

»Es wird doch wohl einen Weg zwischen durch geben?« sagte der Kapitän.

»Sicherlich,« sagte Alan, »aber wo? Es kommt mir wieder so vor, als wäre er näher dem Lande.«

»So«, sagte Hoseason. »Dann müssen wir den Kurs ändern, Herr Riach; wir müssen so nahe an das Ufer von Mull herankommen, als es nur geht, Herr; übrigens wird uns dann das Land den Wind abhalten und wir haben dieses Steinfeld auf der Seeseite. Nun, jetzt sind wir einmal drinnen, da können wir auch ebenso gut anfahren.«

Damit gab er dem Steuermann einen Befehl und schickte Riach an den Vormars des Schiffes. Es waren nur fünf Mann auf Deck, die Offiziere mit inbegriffen. Das waren alle, die zur Arbeit tauglich waren (oder zumindest sowohl tauglich als auch willig)



und zwei von ihnen waren verwundet. Das heißt also, es fiel Herrn Riach zu, hinaufzusteigen und er saß dort und schaute aus und verständigte das Deck von allem, was er sah.

»Südlich ist die See ganz voll von den Riffen,« rief er und dann nach einer Weile, »landwärts scheint sie klarer zu sein.«

»Gut, Herr,« sagte Hoseason zu Alan, »wir wollen Euren Weg versuchen. Aber ich glaube, ich könnte mich ebenso gut einem blinden Geiger anvertrauen. Betet zu Gott, daß Ihr Recht habt.«

»Bete zu Gott darum!« sagte Alan zu mir. »Wo habe ich es nur gehört? Gut also, es geschehe, was geschehen muß.«

Als wir der Landbiegung näherkamen, waren die Riffe hier und dort mitten auf unseren Wege gesät und Herr Riach schrie gar manches Mal zu uns herunter, daß wir den Kurs änderten. Und manches Mal wahrhaftig nicht zu früh. Eines der Riffe

war so dicht an der Windseite des Schiffes, daß, als eine Woge sich dagegen brach, die Gischt über das Deck spritzte und uns wie ein Regen durchnäßte.

Die Helligkeit der Nacht zeigte uns diese Gefahren so deutlich wie das Tageslicht, was vielleicht nur um so beunruhigender war. Sie zeigte mir auch das Gesicht des Kapitäns, der neben dem Steuermann stand – bald auf diesem, bald auf dem anderen Fuß – sich manchmal in die Hände blies, immer horchend und spähend und so kühl wie Stahl. Weder er noch Herr Riach hatten sich beim Kampf sehr bewährt, aber ich sah, daß sie in ihrem Beruf tapfer waren und bewunderte sie um so mehr, da ich Alan sehr blaß fand.

»Ach ja, David,« sagte er, »dies ist nicht die Todesart, die ich mir wünschte.«

»Wie, Alan,« rief ich, »du fürchtest dich doch nicht?«

»Nein,« sagte er, seine Lippen befeuchtend,  
»aber du wirst selbst zugeben, es ist ein  
kaltes Ende.«

Endlich kündete uns Herr Riach von oben  
an, daß er klares Wasser vor sich sehe.

»Ihr habt Recht gehabt«, sagt« Hoseason zu  
Alan. »Ihr habt das Schiff gerettet, Herr.  
Das will ich Euch gedenken, wenn es  
zwischen uns zur Abrechnung kommt.«  
Und ich glaube, daß er das, was er sagte,  
auch wirklich meinte und getan hätte, einen  
so hohen Platz hielt die Covenant in seinem  
Herzen.

Aber das ist nur eine Sache von  
Vermutungen, da die Dinge anders kamen  
als er es voraussah.

»Haltet sie einen Punkt weiter weg«, schrie  
Herr Riach auf. »Riff windwärts!«

Und im selben Augenblick erfaßte die Flut  
das Schiff und warf den Wind aus seinen  
Segeln. Das Schiff wurde vom Wind wie

ein Kreisel herumgewirbelt und schlug im nächsten Augenblick mit solchem Krach gegen das Riff, daß es uns alle flach aufs Deck hinwarf und Herrn Riach beinahe von seinem Platz im Mast geschleudert hätte.

Ich war sofort wieder auf den Beinen. Das Riff, gegen das wir geschleudert worden waren, war ganz nahe der südwestlichen Küste von Mull bei einer kleinen Insel, Earraid genannt, die tief und schwarz auf der Backbordseite lag. Manchmal brach sich die Flut über uns, manchesmal schleifte sie das arme Schiff nur an einem Riff, so daß wir hören konnten, wie es in allen Fugen krachte. Der schreckliche Lärm des Segels und das Heulen des Windes, das Schäumen des Gisches im Mondenlicht und das Bewußtsein der Gefahr raubten mir, glaube ich, zum Teil den Verstand, denn ich begriff die Dinge um mich nicht mehr.

Plötzlich sah ich Herrn Riach und die Matrosen um das Boot bemüht und lief in derselben Geistesabwesenheit hinüber, um

ihnen zu helfen. Sobald ich mit Hand anlegte, wurde mein Kopf wieder klar. Es war keine leichte Aufgabe, denn das Boot lag mitten im Schiff und war ganz angeräumt, und das Brechen der großen Wogen zwang uns fortwährend loszulassen und uns fest zu halten. Aber wir arbeiteten alle wie Pferde, solange wir konnten.

Inzwischen kamen diejenigen der Verwundeten, die sich noch rühren konnten, aus der vorderen Luke heraus gekrochen und fingen an mitzuhelfen, während die übrigen, die hilflos auf ihren Pritschen lagen, mich mit ihrem Geschrei und Gebettel, sie zu retten, ganz betäubten.

Der Kapitän tat nicht mit. Es schien, als wäre er verrückt geworden. Er stand und hielt sich am Wandtau fest, sprach zu sich selbst und stöhnte laut auf, so oft das Schiff gegen einen Felsen schlug. Sein Schiff war ihm Weib und Kind zugleich. Er hatte Tag für Tag zugesehen, wie der arme Ransome mißhandelt wurde, aber als es um das

Schiff ging, da schien es, als leide er mit ihm.

Von all der Zeit, die wir an Bord arbeiteten, ist mir nur eines in Erinnerung geblieben: Daß ich Alan, der ans Ufer hinübersah, fragte, was das für ein Land sei, und er mir antwortete, für ihn wäre es das schlimmste von allen, denn es wäre ein Land der Campbells.

Wir hatten einen der Verwundeten aufgestellt, Wache zu halten über die See und uns Warnungen zuzurufen. Nun waren wir mit dem Boot so weit, daß es ins Wasser gelassen werden konnte, als dieser Mann gellend aufschrie: »Festhalten, um Gottes Willen!« Wir erkannten an seiner Stimme, daß es etwas Außergewöhnliches sein mußte, und tatsächlich kam eine so ungeheure Welle, daß das Schiff gerade in die Höhe gehoben und flach auf die Seite gelegt wurde. Ob der Ruf zu spät gekommen oder mein Griff zu schwach gewesen war – das weiß ich nicht. Aber bei der plötzlichen Neigung des Schiffes wurde

ich glatt über das Bollwerk ins Meer  
geworfen.

Ich kam unter Wasser und trank mich voll,  
dann kam ich wieder hinauf und sah ein  
Stückchen Mond, und wieder ging es  
hinunter. Man sagt, ein Mann sinke  
bestimmt beim drittenmal. Dann bin ich  
wohl anders als andere Menschen  
geschaffen, denn ich will nicht  
niederschreiben, wie oft ich hinunterkam  
und wie oft ich wieder heraufgekommen  
bin. Die ganze Zeit wurde ich  
herumgewirbelt und hin- und hergeschlagen  
und gestoßen und dann wieder ganz  
verschlungen – die ganze Sache wirkte so  
verwirrend auf meinen Verstand, daß ich  
weder Angst hatte noch Schmerz empfand.

Endlich fühlte ich, daß ich eine Sparre zu  
fassen bekommen hatte, was mir ein wenig  
Erleichterung verschaffte. Und dann  
plötzlich befand ich mich in ruhigem  
Wasser und fing langsam an zu mir zu  
kommen.

Es war die Reservesegelstange, die ich erreicht hatte, und ich war verblüfft, zu sehen, wie weit ich vom Schiff abgekommen war. Ich schrie trotzdem, aber es war klar, daß ich bereits außer Hörweite war. Das Schiff hielt noch immer zusammen, aber ob sie das Boot schon ins Wasser gelassen hatten oder nicht, das konnte ich, der ich zu weit weg und zu tief im Wasser war, nicht mehr sehen.

Ich lag jetzt ganz still und fing allmählich an zu begreifen, daß man im Wasser ebenso gut erfrieren wie ertrinken kann. Die Ufer von Earraid waren ganz nahe. Ich konnte im Mondenschein die Flecken des Heidelands und das Schimmern des Glimmers an den Felsen sehen.

»Es wäre doch merkwürdig,« dachte ich mir, »wenn ich nicht so weit kommen könnte!«

Ich konnte nicht schwimmen, da das Wasser der Essen in unserer Gegend nur seicht ist. Aber wenn ich mich mit beiden



Armen auf die Stange legte und mit beiden Füßen losstieß, konnte ich bald merken, daß ich vorwärts kam. Es war eine schwere Arbeit und es ging mörderisch langsam, aber nach ungefähr einer Stunde Stoßens und Spritzens war ich zwischen den Klippen einer sandigen Bucht, die von niedrigen Hügeln umgeben war, gut hineingekommen.

Das Meer war hier ganz ruhig, es war kein Laut einer Brandung zu vernehmen. Der Mond schien hell und ich dachte in meinem Herzen, daß ich noch niemals einen so verlassen und öden Ort gesehen hätte. Aber es war trockenes Land; und als es endlich seicht wurde, so daß ich meine Stange auslassen und zu Fuß ans Ufer waten konnte, da war ich von Müdigkeit und Dankbarkeit erfüllt. Welches Gefühl überwog, weiß ich nicht, nur eines weiß ich: daß ich so müde war wie nie zuvor und Gott so dankbar, wie gewiß schon oft in meinem Leben, aber niemals mit mehr Grund, als in jener Nacht.

# Kapitel XIV

## Die Insel

Mit dem Augenblick, da ich meinen Fuß ans Land setzte, beginnt der unglücklichste Teil meiner Abenteuer. Es war halb ein Uhr nachts, und obwohl der Wind nachgelassen hatte, war es doch eine sehr kalte Nacht. Ich wagte nicht, mich niederzusetzen (aus Angst zu erfrieren), sondern zog meine Schuhe aus und ging barfuß auf dem Lande auf und ab, schlug mir die Brust und war unsäglich müde. Es war kein Laut zu hören, weder von Menschen noch von Tieren. Es krächte kein Hahn, obwohl es ungefähr die Stunde ihres ersten Schreies sein mußte. Nur die Wellen brachen sich draußen am weiten Meer, und riefen mir meine und meines Freundes Gefahren wieder in Erinnerung. In so früher Morgenstunde an einem so verlassenem und einsamen Ort allein am Meer entlang zu gehen, erfüllte mich mit Furcht und Grauen.

Sobald es anfang zu tagen, zog ich meine Schuhe an und erklomm einen Hügel – wohl die anstrengendste Kletterei, die ich je unternommen hatte. Als ich die Spitze erreichte, dämmerte es bereits. Von unserem Schiff war keine Spur zu sehen, es mußte vom Riff weggeschwemmt worden sein und war wohl untergegangen. Auch das Boot konnte ich nirgends finden. Auf dem Ozean war kein einziges Segel zu erblicken und auf dem Lande, soviel ich davon sehen konnte, weder Haus noch Mensch.

Grauen erfaßte mich bei dem Gedanken, was aus meinen Schiffsgenossen geworden sein mochte, und bei dem Anblick dieser Leere. Im übrigen hatte ich auch ohnedies mit meinen durchnäßten Kleidern, meiner Müdigkeit und dem Hunger, der mich nun zu quälen anfang, Sorgen genug. So machte ich mich auf und ging die Südküste in östlicher Richtung entlang, in der Hoffnung, ein Haus zu finden, in dem ich mich wärmen könnte und vielleicht Nachrichten erhielt über die, die ich verloren hatte. Und schlimmstenfalls,

überlegte ich, würde die Sonne bald  
aufgehen und meine Kleider trocknen.

Eine kleine Bucht oder ein  
Meereseinschnitt, der ziemlich tief ins  
Festland hineinführte, versperrte mir bald  
den Weg. Da ich keine Möglichkeit hatte,  
hinüberzukommen, mußte ich meine  
Richtung ändern und die Bucht umgehen.  
Zuerst verengte sie sich, wie ich es erwartet  
hatte, aber dann fing sie zu meiner  
Verwunderung an, sich wieder zu erweitern.  
Ich kratzte mir den Kopf, hatte aber noch  
keineswegs eine richtige Vorstellung von  
der Sache. Erst als ich auf eine kleine  
Anhöhe gekommen war, wurde es mir  
plötzlich klar, daß ich auf einer kleinen,  
kahlen Insel gestrandet, und von allen  
Seiten vom Meere eingeschlossen war.

Statt daß die Sonne aufging und mich  
erwärmte, fiel ein dichter Nebel und es fing  
an zu regnen: meine Lage war trostlos.

Ich stand zitternd im Regen und überlegte,  
was ich tun sollte; es fiel mir ein, daß man

die Bucht vielleicht durchwatet könne. So ging ich bis zur schmalsten Stelle zurück und watete ins Wasser. Aber nicht drei Ellen weit vom Ufer fiel ich Hals über Kopf hinein und wenn die Welt jemals wieder etwas von mir zu sehen bekam, verdanke ich es eher Gottes Gnade als meiner eigenen Klugheit. Ich war durch dieses Mißgeschick zwar nicht näher geworden, denn das war schwer möglich, aber ich fror noch mehr und war um so unglücklicher, da ich wieder um eine Hoffnung ärmer war.

Jetzt fiel mir plötzlich die Segelstange ein. Was mich durch das schäumende Meer getragen hatte, würde mir doch sicherlich genügen, heil über diese kleine, stille Bucht zu gelangen. Unerschrocken machte ich mich also auf, um, quer über die Höhe der Insel schreitend, die Stange zu holen und wieder zurück zu tragen. Es war in jeder Beziehung ein ermüdender Marsch und hätte mich nicht die Hoffnung aufrecht gehalten, ich hätte mich hingeworfen und alles aufgegeben. Ob nun die salzige Meeresluft oder das Fieber, das in mir

steckte, die Ursache war, jedenfalls wurde ich von einem so schrecklichen Durste geplagt, daß ich während des Gehens stehen bleiben und das sumpfige Wasser vom Boden trinken mußte.

Endlich kam ich, mehr tot als lebendig, zur Bai zurück. Auf den ersten Blick schien es mir, daß die Stange ein wenig weiter draußen war, als wo ich sie gelassen hatte. Ich ging also zum drittenmal ins Meer. Der Sand war glatt und fest und fiel allmählich ab, so daß ich so weit hinauswaten konnte, bis mir das Wasser beinahe bis an den Hals reichte und mir die kleinen Wellen ins Gesicht spritzten. Aber bei dieser Tiefe angelangt, fing ich zu rutschen an und wagte nicht, weiter hinein zu gehen. Was die Stange anbelangt, sah ich sie etwa zwanzig Fuß vor mir, friedlich schaukeln.

Bis zu dieser letzten Enttäuschung hatte ich mich ganz tapfer gehalten. Aber jetzt, als ich ans Ufer zurückkam, warf ich mich auf den Sand nieder und weinte bitterlich.

Die Zeit, die ich auf der Insel zubrachte, ist mir noch heute in so entsetzlicher Erinnerung geblieben, daß ich trachten will, schnell darüber hinweg zu kommen. In allen Büchern, die ich gelesen habe, hatten Leute, die verschlagen worden waren, stets entweder die Taschen voll Werkzeug, oder es wurde eigens eine Kiste voll Sachen mit ihnen ans Land geschwemmt. Mein Fall war ein ganz anderer. Ich hatte nichts in meinen Taschen, außer Geld und Alans Silberknopf, und – als einem auf dem Lande aufgewachsenen Burschen – fehlte es mir an Kenntnissen ebenso sehr wie an Mitteln.

Ich wußte nur, daß man Muscheltiere essen könne und fand auch zwischen den Felsen der Insel eine Menge Tellermuscheln, die ich anfangs kaum von ihren Plätzen schlagen konnte, da ich nicht wußte, daß man dazu sehr flink sein müsse. Außerdem waren da noch viele kleinere Muscheln, die wir Herzmuscheln nennen, ich glaube Uferschnecken ist der richtige Name. Diese beiden erkor ich mir als Nahrungsmittel

und verzehrte sie roh und kalt, wie ich sie fand. Ich war so hungrig, daß sie mir anfangs köstlich schmeckten.

Vielleicht war es nicht die richtige Jahreszeit, oder vielleicht war das Meerwasser um meine Insel schuld daran, aber kaum hatte ich meine erste Mahlzeit eingenommen, als ich von Schwindel und Krämpfen befallen wurde, heftig erbrechen mußte und lange Zeit wie tot dalag. Ein zweiter Versuch mit derselben Nahrung (denn ich hatte keine andere) gelang besser und belebte meine Kräfte wieder ein wenig. Aber solange ich auf der Insel war, wußte ich nie, was ich nach einer Mahlzeit zu erwarten hätte. Manchesmal ging alles gut und manchesmal wurde ich elendiglich krank. Auch lernte ich niemals unterscheiden, welche Tiere es waren, die mich krank machten.

Den ganzen Tag regnete es in Strömen. Die ganze Insel war wie ein Brei. Es war kein trockener Fleck zu finden. Und als ich mich abends zwischen zwei Steinen hinlegte, die



eine Art Dach bildeten, steckten meine Füße in einem Sumpf.

Am nächsten Tag durchkreuzte ich die Insel nach allen Seiten. Es war überall dasselbe und an keiner Stelle besser, als an irgend einer anderen. Die Insel war öde und felsig, nichts Lebendes darauf zu finden außer Vögel, die zu töten ich keine Möglichkeit hatte, und eine beträchtliche Anzahl Möwen, welche die weiter draußen liegenden Felsen umkreisten. Die Bucht, durch welche die Insel vom Festlande, der Grafschaft Roß, abgeschnitten war, erweiterte sich nach Norden zu einer Bai, und diese wieder mündete in den Sund von Jona. Die Nachbarschaft eben dieses Ortes erwählte ich mir zur Heimstätte, obwohl ich in Tränen hätte ausbrechen müssen, wäre mir an solcher Stelle auch nur der Gedanke an das Wort Heim gekommen.

Ich hatte gute Gründe für meine Wahl. Auf dieser Seite der Insel stand eine Art kleiner Hütte, wie ein Schweinekober beiläufig, wo die Fischer zu schlafen pflegten, wenn sie

ihr Geschäft hieher führte. Aber das Moosdach war ganz eingebrochen, so daß mir die Hütte wenig nützte und geringeren Schutz bot als meine Felsen. Von größerer Bedeutung war hingegen, daß die Muscheltiere, von denen ich lebte, dort in großer Menge vorhanden waren. War die Flut vorüber, so konnte ich einen ganzen Haufen auf einmal sammeln und das war gewiß eine Annehmlichkeit. Aber ich hatte noch einen tieferen Grund. Ich hatte mich noch keineswegs an die grauenhafte Einsamkeit der Insel gewöhnt, sondern sah immer noch nach allen Seiten aus (wie einer, der verfolgt wird), zwischen Angst und Hoffen, ob ich nicht ein menschliches Wesen kommen sähe. Nun konnte ich vom Hügel aus, ein Stückchen oberhalb der Bai, einen Ausblick auf die große, alte Kirche und die Dächer der Wohnhäuser in Jona gewinnen. Und auf der anderen Seite sah ich aus den tiefer liegenden Orten von Roß morgens und abends den Rauch aufsteigen, wie aus einer Heimstätte im Innern der Erde.

Ich pflegte diesem Rauche nachzublicken,  
wenn ich naß und erfroren war und die  
Einsamkeit mir den Kopf verdrehte, und ich  
sah in Gedanken ein lustiges Herdfeuer  
flackern und Menschen daran sitzen, bis  
mir das Herz vor Sehnsucht brannte.  
Ebenso ging es mir mit den Dächern von  
Jona.

Immerhin hielt dieser Anblick menschlicher  
Behausungen, obwohl er meine Qualen  
noch erhöhte, die Hoffnung in mir wach  
und half mir meine rohen Muscheln essen  
(die mir bald zum Ekel wurden) und rettete  
mich vor dem Gefühl des Grauens, das ich  
empfund, wenn ich mich inmitten toter  
Felsen allein fühlte, mit den Vögeln, dem  
Regen und dem kalten Meer.

Ich sage, dies hielt die Hoffnung in mir  
wach, und wirklich schien es mir  
unmöglich, daß ich an den Ufern meines  
Heimatlandes und im Anblick eines  
Kirchturmes und des Rauches menschlicher  
Wohnungen dem Tode preisgegeben sein  
sollte. Aber der zweite Tag verging, und

obwohl ich, solange es hell war, weite  
Umschau hielt über den Sund nach Booten  
oder nach Leuten, die auf Roß  
vorübergingen, kam mir keine Hilfe nahe.  
Es regnete noch immer. Ich kroch hinein  
um zu schlafen, so naß wie nur je und mit  
einem grausam schmerzenden Hals, aber  
doch ein klein wenig getröstet, weil ich  
meinen Nachbarn, den Leuten von Jona,  
Gutenacht wünschen konnte.

Es war mitten im Sommer, aber es regnete  
mehr als vierundzwanzig Stunden  
ununterbrochen. Erst am Nachmittag des  
dritten Tages klärte es sich auf. Dies war  
der Tag der Ereignisse. In der Früh sah ich  
ein Rotwild mit schönem Geweih oben auf  
dem Hügel im Regen stehen, aber kaum sah  
es mich unter meinem Felsen  
herauskriechen, so sprang es nach der  
anderen Seite davon. Ich vermutete, daß es  
die Enge durchschwommen hätte; aber was  
irgend ein Wesen nach Earraid führen  
sollte, war mehr, als ich erraten konnte.

Ein Weilchen später, als ich meinen Tellermuscheln nachsprang, sah ich zu meinem Erstaunen ein Goldstück vor mir über den Felsen rollen und glitzernd ins Meer fallen. Als mir die Matrosen mein Geld zurückgegeben hatten, behielten sie nicht nur ungefähr ein Drittel der ganzen Summe, sondern auch die Lederbörse meines Vaters, so daß ich von jenem Tage an meine Goldstücke lose in der Tasche trug, die nur mit einem Knopfe verschlossen war. Ich sah nun, daß ein Loch in der Tasche sein müsse und griff schnell mit der Hand hin. Aber das hieß die Stalltüre versperren, nachdem der Hengst gestohlen war. Ich hatte in Queens Ferry das Ufer mit beinahe fünfzig Pfund verlassen; jetzt hatte ich nicht mehr als zwei Guineestücke und einen Silberschilling.

Ich fand zwar kurz nachher noch einen dritten Guinee, der glitzernd am Boden lag und das machte zusammen ein Vermögen von drei Pfund und vier Schillingen englischer Währung für einen jungen

Menschen, den rechtmäßigen Erben eines großen Grundbesitzes, der jetzt am äußersten Ende des wilden Hochlandes auf einer Insel verhungerte.

Dieser Stand meiner Angelegenheiten warf mich noch mehr nieder, und wirklich war die Lage, in der ich mich an diesem dritten Morgen befand, höchst jammervoll. Meine Kleider gingen in Fetzen, insbesondere waren meine Strümpfe ganz zerrissen, so daß meine Beine nackt waren. Meine Hände waren von der Nässe ganz aufgeweicht, mein Hals ganz wund, meine Kräfte hatten nachgelassen und mein Magen war so angewidert von der schrecklichen Nahrung, die ich einzunehmen verdammt war, daß mir der bloße Anblick schon Übelkeiten verursachte.

Und doch war das Schlimmste noch nicht gekommen.

Im Nordwesten von Earraid befindet sich ein ziemlich hoher Felsen, den ich (da er

oben flach war und den Sund weit  
überragte) oft zu besuchen pflegte.

Nicht daß ich etwa, außer während des  
Schlafens, jemals an einem Platze blieb,  
denn mein Elend ließ mir keine Ruhe.  
Tatsächlich rieb ich mich mit diesem  
ewigen, zwecklosen Hin- und Hergehen im  
Regen vollkommen auf.

Sobald jedoch die Sonne hervorkam, legte  
ich mich oben auf dem Felsen flach auf den  
Boden, um mich trocknen zu lassen. Die  
Wohltat des Sonnenscheins ist etwas, das  
ich nicht beschreiben kann. Ich fing wieder  
an, die Möglichkeit einer Befreiung zu  
erhoffen, obwohl ich bereits daran  
verzweifelt hatte, und wieder spähte ich  
suchend über das Meer und nach Roß  
hinüber mit neu erwachtem Interesse.  
Südlich von meinem Felsen ragte ein Stück  
Land über und verdeckte meinem Blick den  
freien Ozean, so daß von dieser Seite her  
ein Boot ganz nahe kommen konnte, ohne  
daß ich es gesehen hätte.

Ganz plötzlich also schoß ein Boot mit braunem Segel um eben diese Ecke. Es waren zwei Fischer darin, sie steuerten auf Jona zu. Ich rief ihnen zu, dann fiel ich auf die Knie und streckte meine Hände flehend nach ihnen aus. Sie waren nahe genug, um mich zu hören – ich konnte sogar ihre Haarfarbe erkennen; es war offenkundig, daß auch sie mich gesehen hatten, denn sie riefen mir in gälischer Sprache etwas zu und lachten. Aber das Boot wendete nicht um und flog vor meinen Augen weiter auf Jona zu.

Ich hielt eine so große Schlechtigkeit für unmöglich und lief am Ufer entlang, von einem Felsen zum anderen, und rief ihnen flehend zu. Sogar nachdem sie schon außer Hörweite waren, rief und winkte ich immer noch, und als sie ganz verschwunden waren, da glaubte ich, das Herz wollte mir brechen. Während der ganzen Zeit meines Elends weinte ich nur zweimal: Einmal als ich die Segelstange nicht erreichen konnte, und das zweitemal, als diese Fischer meinen Rufen kein Gehör schenkten. Aber



diesesmal weinte und brüllte ich wie ein ungezogenes Kind, wühlte den Boden mit meinen Fingernägeln auf und grub mein Gesicht in die Erde. Könnte der bloße Wunsch einen Menschen töten, so hätten diese beiden Fischer den kommenden Morgen nicht mehr gesehen, und ich wäre höchstwahrscheinlich auf meiner Insel gestorben.

Als meine Wut sich ein wenig gelegt hatte, mußte ich wieder essen, aber ich tat es mit so groben Flüchen, wie ich es jetzt kaum für möglich halten würde. Es wäre sicherlich besser gewesen, ich hätte gefastet, denn meine Muscheln vergifteten mich wieder einmal. Ich litt alle Qualen, wie das erstmal. Mein Hals war so wund, ich konnte kaum schlucken. Ich hatte einen Schüttelfrost, daß meine Zähne klapperten, und es befiel mich jenes schreckliche Gefühl der Übelkeit, wofür weder die englische noch die schottische Sprache einen Namen hat. Ich glaubte sterben zu müssen und schloß Frieden mit Gott, vergab allen Menschen, sogar meinem

Onkel und den beiden Fischern. Nachdem ich mich solcherart auf das Schlimmste vorbereitet hatte, wurde es wieder klar in meinem Kopfe. Ich bemerkte, daß es in der Nacht nicht regnen würde, meine Kleider waren zum größten Teil getrocknet – wirklich, ich befand mich in weit besserer Verfassung als je zuvor, seitdem ich auf dieser Insel gelandet war, und so ging ich endlich mit einem Gefühl der Dankbarkeit schlafen.

Nächsten Tages, dem vierten dieser schrecklichen Lebensweise, fand ich meine körperlichen Kräfte sehr herabgemindert. Aber die Sonne schien, die Luft war sanft, auch vertrug ich meine Portion Muscheltiere gut und so faßte ich wieder Mut.

Kaum war ich wieder auf meinem Felsen angelangt (wohin ich immer gleich nach dem Essen ging), erblickte ich ein Boot, das den Sund herabkam, den Schnabel wie es schien, in meiner Richtung.

Sofort fing ich zu hoffen und zu fürchten an, denn ich dachte, jene Männer hätten sich ihre Grausamkeit überlegt und kämen vielleicht zurück, um mir zu helfen. Aber eine zweite Enttäuschung, wie die des gestrigen Tages, wäre mehr gewesen, als ich ertragen hätte können. Daher wendete ich dem Meere den Rücken zu und sah mich nicht eher wieder um, als bis ich einige hundert gezählt hatte. Das Boot steuerte immer noch der Insel zu. Das nächstemal zählte ich so langsam ich nur konnte mit klopfendem Herzen bis tausend. Dann war es außer Frage: sie kamen geradewegs auf Earraid zu.

Ich konnte mich nicht länger zurückhalten, lief zum Meere hinunter und hinaus von einem Felsen zum andern, so weit ich nur konnte.

Während dieser ganzen Zeit kam das Boot immer näher, und jetzt konnte ich erkennen, daß es dasselbe Boot und dieselben Männer waren, wie gestern. Ich erkannte sie an ihrer Haarfarbe, der eine war hellgelb und

der andere schwarz. Aber diesmal war ein dritter Mann mit ihnen, der vornehmer aussah.

Sobald sie nahe genug herangekommen waren, um sich leicht verständlich machen zu können, ließen sie das Segel herunter und lagen still. Trotz meinem Flehen kamen sie nicht näher, und was mich am meisten erschreckte war, daß der neue Mann vor Lachen quiekte, während er sprach und nach mir hinsah.

Dann stand er auf im Boot und redete mich in einer langen, umständlichen Rede an, sprach sehr schnell und winkte mit den Händen hin und her. Ich sagte ihm, daß ich nicht gälisch verstehe, worüber er sehr zornig wurde und ich zu argwöhnen begann, daß er der Meinung wäre, er spräche englisch. Ich horchte aufmerksam hin und fing einigemal das Wort »jedesmal« auf, aber alles übrige war gälisch und hätte für mich ebensogut griechisch oder hebräisch sein können.

»Jedesmal?« sagte ich, um ihm zu zeigen, daß ich ein Wort aufgefangen hätte.

»Ja, ja – ja, ja,« sagte er, und dann sah er die anderen Männer an, als wollte er sagen, »ich habe euch ja gesagt, daß ich englisch spreche,« und fing von Neuem an, so gälisch wie nur je.

Diesmal hörte ich ein zweites Wort »Flut« heraus. Dann hatte ich einen Hoffnungsschimmer. Ich erinnerte mich, daß er immer mit der Hand nach dem Lande Roß hin winkte.

»Wollt Ihr sagen, wenn die Flut vorüber ist –?« rief ich und konnte nicht zu Ende sprechen.

»Ja, ja,« sagte er, »Flut.«

Daraufhin wandte ich ihrem Boot (in dem mein Ratgeber wieder zu lachen anfing) den Rücken zu, sprang von einem Stein zum andern den Weg zurück, den ich gekommen war und rannte weiter quer über

die Insel, wie nie zuvor. In ungefähr einer halben Stunde kam ich am Ufer der Bucht heraus und wahrhaftig, das Wasser war zu einem kleinen Tümpel zusammengeschrumpft, das mir kaum bis über die Knie reichte, als ich hineinsprang und mit einem Schrei landete ich drüben am Ufer der Hauptinsel.

Ein am Meere aufgewachsener Bursche wäre keinen Tag auf Earraid geblieben. Zweimal innerhalb vierundzwanzig Stunden kann man trockenen Fußes, oder zumindest watend, ans andere Ufer gelangen, und nur zur Zeit der Flut ist es eine Insel. Sogar ich, der Flut und Ebbe kommen und gehen sah in der Bai, und auf die Zeit der Ebbe gewartet hatte, um die Muscheltiere leichter zu fangen, sogar ich – hätte ich mich hingesetzt und ruhig nachgedacht, anstatt gegen mein Schicksal zu wüten – wäre bald hinter das Geheimnis gekommen und hätte meine Freiheit wieder erlangt. Kein Wunder, daß mich die Fischer nicht verstanden hatten. Es ist vielmehr ein größeres Wunder, daß sie meine

jammervolle Einbildung erraten und sich die Mühe genommen hatten, wieder zu kommen. Ich hatte auf dieser Insel beinahe hundert Stunden Hunger und Kälte gelitten. Und wären die Fischer nicht gewesen, ich hätte dort aus lauter Dummheit den Tod finden können. Aber auch so, wie es nun gekommen war, habe ich nicht nur durch vergangenes Leiden sondern auch durch meinen gegenwärtigen Zustand meine Dummheit hübsch teuer bezahlen müssen: meine Kleider waren wie die eines Bettlers, ich konnte kaum gehen und mein wunder Hals schmerzte mich sehr.

Ich habe schlechte und dumme Menschen gesehen, und ich glaube, daß sie beide am Ende bezahlen müssen. Aber die Dummen vor allen.

## Kapitel XV

### **Der Bursche mit dem Silberknopf: Auf der Insel Mull**

Der Boden von Mull, den ich nun betreten hatte, war ebenso holperig und unwegsam wie der meiner Insel, die ich eben verlassen hatte, voll Sumpf und Gestrüpp und großen Steinen. Für jene, die das Land genau kannten, mag es dort vielleicht Wege gegeben haben, aber ich für mein Teil hatte keinen besseren Führer als meine eigene Nase, und keinen anderen Wegweiser als den Ben More.

Ich ging so gut ich konnte, auf den Rauch zu, den ich so oft von meiner Insel aus gesehen hatte und kam trotz aller Müdigkeit und Schwierigkeit des Weges gegen fünf oder sechs Uhr abends zu einem Haus am Grunde eines kleinen Tales. Es war niedrig und länglich, das Dach mit Moos bedeckt und die Mauern aus roh aufgeschichteten



Steinen ohne Mörtel. Vor der Tür saß ein alter Herr in der Sonne und rauchte seine Pfeife.

So wenig Englisch er auch konnte, es genügte, um mir begreiflich zu machen, daß meine Schiffsgenossen heil ans Land gekommen wären und in diesem selben Hause einen Tag später mit ihm das Brot gebrochen hätten.

»War einer unter ihnen,« fragte ich, »der wie ein Herr gekleidet war?«

Er sagte, daß sie alle große, grobe Mäntel anhatten, aber der erste von ihnen, der eine, der allein gekommen war, trug allerdings Breeches und Strümpfe, während die anderen lange Matrosenhosen anhatten.

»Ah,« sagte ich, »und der hatte wahrscheinlich auch Federn auf dem Hut?«

Er sagte mir, nein, er wäre barhäutig gewesen wie ich.

Zuerst dachte ich, Alan habe vielleicht seinen Hut verloren, aber dann kam mir der Regen in den Sinn, und ich hielt es für wahrscheinlicher, daß er ihn, wohl um ihn zu schonen, unter seinen großen Mantel genommen hätte.

Da mußte ich lächeln, erstens weil mein Freund gerettet war und zweitens über seine Eitelkeit in bezug auf Kleidung.

Dann schlug sich der alte Herr mit der Hand an die Stirn und rief, ich müsse wohl der Bursche mit dem Silberknopf sein.

»Ja, freilich,« sagte ich einigermaßen verwundert.

»Nun,« sagte der alte Herr, »dann habe ich eine Nachricht für euch: nämlich, daß Ihr eurem Freund in das Land Torosay folgen sollt.«

Dann erkundigte er sich, wie es mir ergangen sei, und ich erzählte ihm meine Geschichte. Ein Südländer hätte sicherlich

gelacht. Aber dieser alte Herr (ich nenne ihn so wegen seines Benehmens, denn was seine Kleider anbelangte, so hingen sie ihm tatsächlich in Fetzen von den Schultern) hörte mich bis zum Schluß mit Ernst und Würde an. Als ich fertig war, nahm er mich an der Hand, führte mich in seine Hütte (es war nichts anderes) und stellte mich seiner Frau vor, als wäre sie die Königin und ich ein Herzog.

Die gute Frau setzte mir Haferbrot vor und kaltes Birkhuhn, klopfte mir freundlich auf die Schulter und lächelte mir immerfort zu, denn sie konnte nicht englisch. Und der alte Herr wollte nicht zurückstehen und braute mir einen starken Punsch. Ich konnte all die Zeit über, während des Essens und auch nachher, als ich den Punsch trank, kaum an mein Glück glauben. Und das Haus, obwohl es voll Rauch war von der Braunkohle und voll Löcher, wie ein Sieb, schien mir ein Palast.

Der Punsch brachte mich stark in Schweiß und machte mich sehr schläfrig. Die guten

Leute ließen mich niederlegen und es war beinahe Mittag, als ich mich am nächsten Tag wieder auf den Weg machte. Mein Hals war bereits viel besser, und ich war frischen Mutes ob der guten Nachrichten und meines Wohlbefindens. Der alte Herr wollte trotz allem Drängen kein Geld nehmen und schenkte mir noch eine Mütze, die ich – ich muß es gestehen – sobald ich nur außer Sehweite war, eifrigst in einem Bache wusch.

Ich sagte mir: »Wenn das die wilden Hochländer sind, so könnte ich nur wünschen, daß meine Landsleute wilder wären.«

Ich begegnete vielen Leuten, die entweder in elenden, kleinen Feldern arbeiteten, von denen keine Katze hätte leben können oder kleine Kühe, ungefähr von der Größe eines Esels, hüteten. Sie schienen in großer Armut zu leben und die Straßen waren von Bettlern belagert. Nur wenige Leute verstanden Englisch und diese wenigen (außer wenn es Bettler waren) fand ich

nicht allzu bereit, mir ihre Kenntnisse zur Verfügung zu stellen. Ich wußte, daß Torosay mein Ziel war und wiederholte ihnen diesen Namen und deutete fragend dazu. Aber anstatt zur Antwort wieder zu deuten, riefen sie mir einige Worte in gälischer Sprache zu, die mich verrückt machten. So war es kein Wunder, daß ich ebenso oft fehl ging als richtig.

Endlich kam ich gegen acht oder neun Uhr abends, schon sehr müde, zu einem einsamen Haus, wo ich Einlaß erbat und abgewiesen wurde, bis ich mich der Macht des Geldes in einem so armen Lande entsann und eines meiner Guineestücke zwischen Zeigefinger und Daumen in die Höhe hielt. Daraufhin fing der Herr des Hauses, der bisher kein Englisch zu verstehen vorgab, und mich durch Zeichen von der Tür gewiesen hatte – plötzlich an, sich ganz gut zu verständigen, willigte ein, mir für fünf Schillinge ein Nachtquartier zu geben und mich nächsten Morgen nach Torosay zu führen.

Ich schlief die Nacht nicht gut, denn ich fürchtete, ausgeraubt zu werden. Aber ich hätte mir die Sorge ersparen können, denn mein Wirt war kein Räuber, nur jämmerlich arm und ein großer Betrüger. Er war nicht allein in all seiner Armut. Denn des anderen Tages mußten wir fünf Meilen weit zu dem Hause eines – wie er sagte – reichen Mannes gehen, um eines meiner Guineestücke zu wechseln. Das war vielleicht für Mull ein reicher Mann, im Süden wäre er kaum dafür angesehen worden. Denn es nahm seinen ganzen Besitz in Anspruch, das ganze Haus mußte umgedreht werden, auch ein Nachbar mußte noch beisteuern, ehe er zwanzig Schillinge in Silber zusammenkratzen konnte. Einen Schilling behielt er für sich, unter dem Vorwande, daß er nicht in der Lage wäre, eine so große Summe Geldes zu »versperren« und liegen zu lassen. Immerhin war er sehr höflich und manierlich, lud uns beide ein, mit seiner Familie zu speisen und braute in einem schönen Chinasilberkessel einen Punsch, was meinen Schelm von einem Führer in so

gute Laune versetzte, daß er sich weigerte aufzubrechen.

Ich wollte eben zornig werden, und wandte mich an den reichen Mann (Hector Maclean war sein Name) um Hilfe, der Zeuge unserer Abmachung und meiner Bezahlung der fünf Schillinge gewesen war, daß er mich unterstütze.

Aber Maclean hatte auch sein Teil gehabt am Punsch und beteuerte, daß keiner seinen Tisch verlassen dürfe, nachdem die Bowle gebraut war. Da war denn nichts zu machen, als sitzen bleiben und Jacobiten-Toaste und gälische Lieder anzuhören, bis alle benebelt waren und zu ihren Betten oder in die Scheune wankten, um auszuschlafen.

Am nächsten Tag, dem vierten meiner Reise, waren wir vor fünf Uhr auf. Aber dieser Lump, mein Führer, machte sich sofort über die Flasche her, und ich brauchte drei Stunden, ehe ich ihn aus dem Hause brachte und auch dann nur (wie Ihr

gleich hören sollt) zu meiner noch größeren Enttäuschung.

Solange wir einen Heideabhang vor Herrn Macleans Haus hinuntergingen, war alles ganz schön. Nur schaute mein Führer immerfort über seine Schultern zurück und grinste nur, wenn ich ihn nach der Ursache fragte. Kaum hatten wir jedoch einen Hügel hinter uns und konnten von den Fenstern des Hauses nicht mehr gesehen werden, da sagte er mir, Torosay liege geradeaus und zeigte mir einen Hügel, nach dem ich mich am besten orientieren könnte.

»Das ist mir ziemlich gleichgültig,« sagte ich, »da Ihr ja mit mir geht.«

Der unverschämte Lump antwortete mir in gälischer Sprache, daß er nicht englisch verstünde.

»Mein feiner Herr,« sagte ich, »ich weiß ganz genau, daß Eure englischen Kenntnisse kommen und schwinden. Sagt



mir, was könnte sie wieder bringen? Wollt Ihr noch Geld?«

»Noch fünf Schillinge,« sagte er, »und ich führe Euch hin.«

Ich überlegte eine Weile und bot ihm dann zwei, was er bereitwillig annahm und darauf bestand, sie sofort in die Hand zu bekommen – »bringt Glück,« sagte er, aber ich glaube, es war eher zu meinem Unglück.

Die zwei Schillinge brachten ihn kaum ebenso viele Meilen weit, dann setzte er sich am Wegesrand nieder und zog seine Holzschuhe aus, wie einer, der Rast zu machen gedenkt.

Jetzt wurde ich wütend. »Ha,« rief ich, »Ihr versteht wohl kein Englisch mehr?«

Er sagte nur unverfroren: »nein.«

Da kochte ich über und hob meine Hand, um nach ihm zu schlagen. Er zog ein

Messer aus seinen Fetzen hervor, sprang zurück, kauerte sich nieder und fletschte die Zähne wie eine wilde Katze. Da vergaß ich alles außer meiner Wut. Ich stürzte auf ihn los, stieß mit der linken Hand sein Messer weg und schlug ihn mit der rechten in die Fratze. Ich war ein starker Bursche und in höchster Wut, und er war nur ein kleiner Mann. Er fiel schwer zu Boden. Zufällig flog ihm dabei das Messer aus der Hand. Ich hob dieses und seine Schuhe auf, wünschte ihm einen guten Morgen und setzte allein meinen Weg fort; ihn ließ ich barfüßig und entwaffnet zurück. Ich freute mich unterwegs, daß ich den Schurken auf so gute Art los geworden war; dessen war ich nämlich aus verschiedenen Gründen sicher: Erstens wußte er, daß er kein Geld mehr haben konnte, außerdem waren die Holzschuhe in dieser Gegend wirklich nur wenige Pfennige wert, und endlich durfte er das Messer, das eigentlich ein Dolch war, dem Gesetz nach garnicht tragen.

Nach ungefähr einer halben Stunde holte ich einen großen, zerlumpten Mann ein, der

zwar ziemlich schnell ging, aber mit einem Stocke vor sich her tastete. Er war ganz blind und erzählte mir, daß er ein Katechet sei, was mir Vertrauen einflößen sollte; aber sein Gesicht war mir zuwider. Er sah finster und gefährlich und unaufrichtig aus, und als wir eine Weile nebeneinander weitergegangen waren, sah ich den Stahlkolben einer Pistole vorne unter der Klappe seiner Manteltasche herausstehen. Ein solches Ding bei sich zu tragen, bedeutete eine Geldstrafe von fünfzehn Pfund Sterling bei einmaliger Übertretung und Deportation nach den Kolonien beim zweitenmal«. Auch konnte ich nicht gut begreifen, wozu ein Religionslehrer bewaffnet umhergehen sollte, oder was ein blinder Mann mit einer Pistole anfangen könne.

Ich erzählte ihm von meinem Führer, denn ich war stolz auf meine Tat und meine Eitelkeit gewann diesmal die Oberhand über meine Klugheit. Bei Erwähnung der fünf Schillinge schrie er so laut auf, daß ich mich entschloß von den anderen zwei

nichts mehr zu sagen und froh war, daß er nicht sehen könne, wie ich errötete.

»War es zu viel?« fragte ich zögernd.

»Zuviel?« rief er. »Nun ich will Euch für einen Schluck Brantwein nach Torosay führen und Euch noch das Vergnügen meiner Gesellschaft (der ich ein gebildeter Mann bin) mit in den Kauf geben.«

Ich sagte, ich könne nicht begreifen, wie ein blinder Mann ein Führer sein sollte. Aber da lachte er und sagte, sein Stock wäre Auges genug, er sähe wie ein Adler.

»Wenigstens auf der Insel Mull,« sagte er, »wo ich jeden Stein und Heidebusch auswendig kenne. Seht nur,« sagte er und schlug rechts und links mit dem Stock auf, wie um sich zurecht zu finden, »hier unten fließt ein Bach und an dessen Quelle steht ein kleiner Hügel, und oben ist ein großer Stein darauf gestülpt und knapp am Fuß des Hügels läuft der Weg nach Torosay vorbei, und dieser Weg hier ist glatt getreten, weil

es ein Herdenweg ist, und er führt  
grasbewachsen durch die Heide.«

Ich mußte zugeben, daß er mit allem recht  
hatte und sprach meine Verwunderung  
darüber aus.

»Ach!« sagte er, »das ist nichts. Wollt Ihr  
mir glauben, daß ich – ehe die Vorschrift  
herauskam, und als man noch Waffen  
tragen durfte hier – schießen konnte? Ja,  
das könnt ich!« ruft er und dann seitwärts  
schielend: »Hättet Ihr so etwas wie eine  
Pistole bei Euch, ich würde Euch zeigen,  
wie ich es mache.«

Ich sagte ihm, daß ich nichts dergleichen  
bei mir trüge und gab ihm damit freieren  
Spielraum. Wenn er gewußt hätte, daß seine  
Pistole ganz deutlich aus seiner Tasche  
hervorschaute und die Sonne sich auf dem  
Stahlkolben spiegelte! Aber  
glücklicherweise wußte er nichts davon und  
glaubte, daß alles gut zugedeckt und  
verborgen läge.

Dann fing er an, mich schlau auszufragen, woher ich käme, ob ich reich wäre, ob ich ihm ein Fünf-Schillingstück wechseln könnte (das er in diesem Augenblick in seiner Tasche zu haben vorgab) und die ganze Zeit bemühte er sich, nahe an mich heran zu kommen und ich, ihm auszuweichen. Wir gingen jetzt auf einem Wiesenpfad, einer Art Herdenweg, der über die Hügel nach Torosay führte, und wir tanzten von einer Seite auf die andere, immerfort Platz tauschend. Ich hatte so offenkundig die Oberhand, daß ich ganz vergnügt wurde und wirklich Vergnügen daran fand, mit dem blinden Mann Bindekuh zu spielen. Aber der Katechet wurde immer zorniger und zorniger, begann schließlich in gälischer Sprache zu schimpfen und mit seinem Stock nach meinen Beinen zu schlagen.

Da sagte ich ihm, daß ich so gut wie er eine Pistole in der Tasche hätte, und wenn er sich nicht geradewegs südwärts über die Hügel davon mache, ich ihm eine Kugel durch den Kopf schießen werde.

Er wurde sofort sehr höflich und nachdem er vergebens eine Weile versucht hatte mich zu beruhigen, rief er mir noch einen gälischen Fluch nach und bog vom Wege ab.

Ich blickte ihm nach, wie er an Sumpf und Gestrüpp vorbeischnitt, mit seinem Stock vor sich hertastend, bis er hinter einem Hügel meinen Augen entschwand. Dann machte ich mich wieder auf den Weg in der Richtung nach Torosay, froh wieder allein zu sein, anstatt die Reisegesellschaft dieses gebildeten Mannes zu genießen. Das war ein Unglückstag, und diese beiden, deren ich mich dieserart entledigt hatte, waren die zwei übelsten Menschen, denen ich im Hochland begegnet war.

In Torosay, am Sund von Mull, mit dem Blick auf das Festland Morven, befand sich ein Wirtshaus mit einem Wirt, der anscheinend ein Maclean aus einer sehr hohen Familie war. Denn ein Wirtshaus zu besitzen gilt im Hochland sogar für noch vornehmer als bei uns; vielleicht wegen der

Gastfreundschaft, vielleicht auch, weil es ein mit Müßiggang und Trunksucht gepaartes Gewerbe ist. Der Wirt sprach gut Englisch und da er mich für etwas wie einen Gelehrten hielt, prüfte er mich erst im Französischen, worin er mich leicht schlug, dann lateinisch, und ich weiß nicht, wer von uns beiden darin die größeren Kenntnisse besaß. Diese heitere Gegnerschaft brachte uns bald auf freundschaftlichen Fuß, und ich saß und trank Punsch mit ihm (oder genau gesagt, saß und sah ihm zu, Punsch trinken), bis er so benebelt war, daß er, an meine Schulter gelehnt, weinte.

Ich versuchte es, wie zufällig, mit Alans Knopf bei ihm, aber es war klar, daß er ihn niemals gesehen oder davon gehört hatte. Er trug sogar einen gewissen Groll gegen die Familie oder die Anhänger Ardshiels, und ehe er betrunken war, las er mir eine Schmähschrift vor, die er gegen ein Mitglied dieses Hauses abgefaßt hatte, in sehr guten lateinischen Versen zwar, aber in sehr böser Absicht, was den Inhalt betraf.



Als ich ihm von meinem Katecheten erzählte, schüttelte er den Kopf und sagte mir, es wäre ein Glück für mich, daß ich ihn so gut losgeworden wäre. »Das ist ein sehr gefährlicher Mann«, sagte er. »Duncan Mackiegh heißt er. Er kann nach dem Gehör einige Ellen weit schießen und war schon oft wegen Straßenräuberei angeklagt, und einmal sogar wegen Mord.«

»Die Creme davon ist,« sagte ich, »daß er sich einen Katecheten nannte.«

»Warum auch nicht?« sagte er, »das ist er ja. Maclean von Duart machte ihn dazu, weil er blind war. Aber vielleicht war das schade,« sagte mein Wirt, »denn er ist immer unterwegs; er geht von einem Ort zum anderen, um das junge Volk in Religion zu unterrichten, und das ist zweifellos eine große Versuchung für einen armen Mann.«

Endlich, als mein Wirt nicht mehr trinken konnte, führte er mich zu meinem Bett, und ich legte mich sehr zufrieden nieder. Ich

hatte den größten Teil dieser ausgebreiteten und an Windungen so reichen Insel Mull in vier Tagen durchwandert – von Earraid bis Torosay sind es fünfzig Meilen Luftlinie, und ich hatte zu Fuß beinahe hundert zurücklegen müssen – ohne große Ermüdung. Und ich war wirklich am Schlusse dieser langen Wanderung körperlich und seelisch in weit besserer Verfassung als zu Beginn.

# Kapitel XVI

## **Der Bursche mit dem Silberknopf: Quer durch Morven**

Zwischen dem Festlande von Torosay und Kinlochaline verkehrt regelmäßig eine Überfuhr. Das Land zu beiden Ufern des Sundes gehört dem mächtigen Clan der Macleans, und die Leute, die mit mir zusammen in der Überfuhr saßen, waren beinahe alle Angehörige dieses Clan. Der Schiffsbesitzer wieder hieß Neil Roy Macroby; und da Macroby einer der Namen von Alans Clansmännern war, und Alan selbst mich an diese Überfuhr gewiesen hatte, war ich sehr begierig, allein mit Neil Roy zu sprechen.

In dem vollen Boot war dies natürlich unmöglich, und die Überfahrt ging nur langsam von statten. Es war kein Wind, und da das Boot elend ausgestattet war, konnten wir bloß an einer Seite mit zwei Rudern

arbeiten und nur mit einem an der anderen. Die Männer aber halfen mit gutem Willen nach und die Passagiere lösten einander ab, um sie bei der Arbeit zu unterstützen. Die ganze Gesellschaft aber gab mit gälischen Schiffsliedern den Takt dazu. Dies alles als Ganzes genommen – die Lieder und die Seeluft, die gute Laune und freundliche Gesinnung aller Mitbeteiligten und das schöne Wetter – konnte die Überfahrt ein hübsches Erlebnis genannt werden.

In Kinlochaline nahm ich Neil Roy am Ufer beiseite und sagte, ich wüßte, daß er einer von Appins Leuten wäre.

»Und was ist's, wenn nicht?« sagte er.

»Ich suche jemanden«, sagte ich, »und da fiel mir ein, daß Ihr vielleicht Nachrichten von ihm habt. Alan Breck Stewart ist sein Name.« Und anstatt ihm den Knopf zu zeigen, wollte ich ihm dummerweise einen Schilling in die Hand drücken.

Daraufhin zog er sie zurück.

»Ihr beleidigt mich ernstlich,« sagte er,  
»und das ist nicht die Art, wie sich ein  
Gentleman gegen einen anderen benehmen  
sollte. Der Mann, nach dem Ihr mich fragt,  
ist in Frankreich, aber trüge ich ihn auch in  
meiner Tasche und wären Eure Säcke voll  
Schillinge, so wollt ich doch kein Haar an  
seinem Haupte krümmen.«

Ich sah ein, daß ich die Sache falsch  
angepackt hatte und ohne viel Zeit auf  
Entschuldigungen zu vergeuden, zeigte ich  
ihm den Knopf, der in meiner hohlen Hand  
lag.

»Nun also,« rief Neil, »ich dachte, Ihr hättet  
besser damit anfangen. Aber wenn Ihr  
der Bursche mit dem Silberknopf seid, so  
ist schon alles gut und ich habe Auftrag,  
Euch heil durchzubringen. Aber wenn Ihr  
mir erlauben wollt, aufrichtig zu sprechen,«  
sagte er, »es gibt einen Namen, den Ihr nie  
im Munde führen sollt, und das ist der  
Name Alan Brecks; und es gibt ein Ding,  
das Ihr nie tun sollt, und das ist, irgend

einen Gentleman im ganzen Hochland Euer schmutziges Geld anbieten.«

Es war nicht sehr einfach, eine Entschuldigung vorzubringen. Denn die Wahrheit konnte ich ihm wohl nicht sagen, daß ich nämlich niemals gedacht hätte (ehe er es mir sagte), daß er Anspruch erhebe, für einen Gentleman gehalten zu werden. Neil hatte seinerseits kein Verlangen, sich näher mit mir einzulassen. Er wollte seinen Auftrag erledigen und dann nichts weiter mit der Sache zu tun haben. So beeilte er sich, mir meine Route anzugeben. Und zwar sollte ich in einem Wirtshaus in Kinlochaline übernachten, am nächsten Tag über Morven bis Ardgour gehen und die Nacht im Haus eines John von Claymore verbringen, der von meinem Kommen bereits verständigt wäre; am dritten Tag sollte ich mich bei Corran und ein zweitesmal bei Balachulish übersetzen lassen und dann meinen Weg nach dem Hause James von Glens in Aucharn in Duror von Appin erfragen. Es waren hübsch viele Überfahrten dabei, wie Ihr

seht, da das Meer in dieser ganzen Gegend tief ins Gebirg einschneidet und sich eng um den Fuß des Gebirges schlängelt.

Neil gab mir noch einige andere Ratschläge; ich sollte mit niemand unterwegs reden, den Whigs und Campbells ausweichen, insbesondere aber den »roten Soldaten«, sollte die Straße verlassen und in einem Busch liegen, wenn ich einen von ihnen kommen sähe, »denn es wäre niemals gut, mit ihnen zusammenzutreffen«, kurz mich wie ein Räuber oder Jakobitenunterhändler benehmen, wofür mich Neil vielleicht hielt.

Das Wirtshaus in Kinlochaline war der erbärmlichste, armseligste Verschlag, in den man nur je Schweine gesteckt hat, voll Rauch und Ungeziefer und schweigsamen Hochländern. Ich war nicht nur unzufrieden mit meiner Unterkunft, sondern auch mit mir selber, wegen meines ungeschickten Benehmens Neil gegenüber und dachte, daß ich es so ziemlich am schlechtesten getroffen hätte. Aber ich hatte unrecht, wie

ich bald sehen sollte. Denn noch war ich keine halbe Stunde im Wirtshaus (ich stand meistens auf der Türschwelle, weil mich der Rauch in den Augen schmerzte), als ein Gewitter ausbrach und der Bach einen Teil des kleinen Hügels wegschwemmte, auf dem das Wirtshaus stand. Eine Seite des Hauses wurde zu fließendem Wasser. In jenen Tagen waren die Wirtshäuser in ganz Schottland schlecht genug, aber dieses war sogar für mich eine Überraschung. Als ich vom Herd zu meinem Bett gelangen wollte, mußte ich bis über die Schuhe durchs Wasser waten.

Nächsten Tages überholte ich noch ziemlich zu Anfang meiner Wanderung einen kleinen, starken, ernst aussehenden Mann, der sehr langsam mit auswärts gedrehten Zehen dahinschritt und bald in einem Buche las, bald die Stelle darin mit dem Finger bezeichnete. Er war anständig und einfach gekleidet und trug eine Art kirchliches Gewand.



Dies war, wie ich bald herausfand, wieder ein Katechet, aber eines anderen Ordens als der blinde Mann von Mull. Er war einer von denen, die vom Edingburgher Verein für die Verbreitung des Christentums ausgeschickt worden waren, um in den wilden Gegenden des Hochlandes das Evangelium zu lehren. Er hieß Henderland. Er sprach den breiten südlichen Dialekt, nach dessen Klang ich mich zu sehnen anfang. Aber nicht nur waren wir Landsleute, sondern es verband uns noch ein anderes gemeinsames Interesse. Mein guter Freund, der Geistliche von Essendean, hatte in seiner freien Zeit eine Anzahl Hymnen und frommer Sprüche ins Gälische übersetzt, die Henderland bei seiner Arbeit benützte und sehr hoch schätzte. Und eine von diesen hatte er eben, als wir einander begegneten, gelesen.

Wir kamen sofort ins Gespräch und wanderten, da wir bis Kingairloch einen gemeinsamen Weg hatten, zusammen weiter. Unterwegs blieb er fortwährend stehen und sprach mit allen

Vorübergehenden und Arbeitern, denen wir begegneten. Und obwohl ich natürlich nicht verstand, was sie zusammen redeten, schloß ich doch, daß Herr Henderland in der Gegend sehr beliebt sein müsse, denn die Leute zogen ihre Schnupftabakdosen hervor und boten ihm eine Prise.

Ich erzählte ihm soviel von meinen Angelegenheiten, als ich für klug hielt, das heißt also soviel, als es meine und nicht Alans Angelegenheiten waren. Ich gab Balachulish als das Ziel meiner Reise an, wo ich einen Freund treffen wollte. Denn ich glaubte Aucharn oder sogar Duror wäre eine zu genaue Angabe und könnte ihn auf die Spur führen.

Er erzählte mir seinerseits viel von seiner Arbeit und den Leuten, unter denen er arbeitete, auch viele andere Eigenarten der Zeit und des Landes. So fiel es mir ein, ihn über den »Rotfuchs« und die Pächter von Appin auszufragen, Fragen, die, wie ich glaubte, im Munde eines Mannes, der in

dieses Land reiste, ziemlich selbstverständlich erschienen.

Er sagte, das wäre eine böse Geschichte. »Es ist wunderbar,« sagte er, »woher die Pächter das Geld nehmen; denn ihr Leben ist nichts als Entbehrung. Diese Pächter werden zum Teil sicherlich dazu gezwungen. James Stewart in Duror (das ist der, den sie James von Glens nennen) ist ein Halbbruder Ardshiels, des Clans-Oberhauptes. Und er ist ein angesehener Mann und versteht es, seine Sache zu betreiben. Und dann ist einer, den nennen sie Alan Breck.«

»Ah!« rief ich, »was ist's mit dem?«

»Er ist da und dort; heute hier und morgen wieder fort: eine echte Heidelandskatze. Er könnte leicht aus jenem Ginsterstrauch jetzt auf uns beide spähen! Das würde mich nicht wundern. Alan Breck ist ein kühner, verzweifelter Geselle und wohlbekannt als James' rechte Hand. Sein Leben hat er bereits verwirkt und würde vor nichts

zurückschrecken. Und zögerte etwa ein Pächter einmal, es wäre leicht möglich, daß ihm Alan den Dolch in den Leib stieße.«

»Ihr macht eine recht armselige Geschichte daraus, Herr Henderland«, sagte ich.

»Wenn es auf beiden Seiten nur Furcht ist, so will ich nichts weiter davon hören.«

»Nein,« sagte Herr Henderland, »es ist auch Liebe dabei und Selbstverleugnung, die eures- und meinesgleichen beschämen könnten. Es ist etwas Schönes daran, nicht vielleicht im christlichen, aber im menschlichen Sinn Schönes. Sogar Alan Breck ist, nach allem, was ich höre, einer, der Achtung verdient. Und manch einer, der in den Augen der Welt hochangesehen ist, mag ein weit schlechterer Mann sein, Herr Balfour, als jener irreführte Vergießer von Menschenblut. Ja, ja, wir könnten von ihnen manches lernen. Ihr werdet vielleicht der Ansicht sein, daß ich zu lange im Hochland gelebt habe?« fügte er lächelnd hinzu.

Ich sagte ihm nein, nicht im mindesten. Ich hätte selbst viel Bewunderungswürdiges bei den Hochländern gesehen, und wenn er das wolle, Herr Campbell selbst sei ja ein Hochländer.

»Ja,« sagte er, »das ist wahr. Das ist ein edles Blut.«

»Und wie steht es mit dem Bevollmächtigten des Königs?« fragte ich.

»Colin Campbell?« sagte Henderland. »Der steckt seinen Kopf in einen Bienenstock!«

»Er will die Pächter mit Gewalt vertreiben, wie ich höre?« sagte ich.

»Ja,« sagte er, »aber die Sache ist erst wieder zurück und dann wieder vorwärts gegangen. Erst ritt James von Glens nach Edinburgh und brachte irgend einen Rechtsgelehrten, (einen Stewart wahrscheinlich – sie hängen alle zusammen wie ein Wespenschwarm) und das Verfahren wurde eingestellt. Und dann kam

wieder Colin Campbell und gewann die Oberhand und jetzt, höre ich, sollen morgen die ersten Pächter auswandern. Es soll in Duror anfangen, gerade vor den Fenstern dieses James, was meiner bescheidenen Meinung nach nicht klug zu sein scheint.«

»Werden sie kämpfen? Glaubt Ihr?« fragte ich.

»Sie sind entwaffnet – oder sollten es wenigstens sein,« sagte Henderland, denn es liegt noch hübsch viel kaltes Eisen an verborgenen Plätzen. Und dann hat Colin Campbell die Soldaten kommen lassen. Aber immerhin, wäre ich seine Gattin, ich könnte nicht froh werden, ehe ich ihn wieder daheim hätte. Sie sind merkwürdige Gesellen, diese Stewarts aus Appin.«

So sprachen und wanderten wir den größten Teil des Tages über, bis Herr Henderland mir endlich vorschlug – nachdem er seiner Freude an meiner Gesellschaft Ausdruck gegeben hatte und seine höchste Zufriedenheit, mit einem Freund des Herrn

Campbell zusammengetroffen zu sein (»den ich«, sagte er, »so kühn sein will, jenen süßen Sänger unseres gelobten Landes Zion zu nennen«) – er schlug mir also vor, eine kurze Rast zu machen und die Nacht in seinem Hause zu schlafen, das ein wenig oberhalb von Kingairloch liege. Um die Wahrheit zu sagen, war ich überglücklich, denn ich hatte keine große Sehnsucht nach John von Clapmore; nach meinen beiden Mißgeschicken, erst mit dem Führer und dann mit dem Schiffer, hatte ich eine große Angst vor fremden Hochländern. So schlug ich ein, um das Geschäft abzuschließen und gelangte im Laufe des Nachmittags zu einem kleinen Haus, das einsam am Ufer des Linnhe-Lochs stand. Die Sonne war bereits hinter den öden Bergeskette von Ardpour verschwunden, aber beleuchtete noch die fernen Spitzen von Appin. Der Loch lag so still wie ein See, nur die Möven schrieten an den Ufern und der ganze Ort machte einen feierlichen und unheimlichen Eindruck.

Sobald wir gegessen hatten (Suppe und Käse, war das Beste von des guten Mannes täglicher Kost), machte er ein ernstes Gesicht und sagte, er hätte eine Pflicht gegen Herrn Campbell zu erfüllen, und das wäre, sich um mein Seelenheil zu kümmern. Ich war geneigt, über ihn zu lächeln, aber er hatte noch nicht lange gesprochen, da stiegen mir die Tränen in die Augen. Es gibt zwei Dinge, deren die Menschen nie müde werden sollten: Güte und Demut. Wir finden niemals genug davon in dieser rohen Welt und unter kalten, stolzen Menschen; aber Herr Henderland führte ihr Wort im Munde. Und obwohl ich mir nicht wenig einbildete, ob all meiner Abenteuer, und daß ich sozusagen mit heiler Haut davon gekommen war, hatte er mich doch bald neben sich auf den Knien – neben einem armen, alten Mann – und ich war froh und stolz dort zu sein.

Ehe wir zu Bett gingen, bot er mir Sixpence an, um mir auf dem Weg weiter zu helfen. Er nahm sie aus einem Geheimfach in der



Mauer. Ich wußte nicht, was tun ob dieses  
Übermaßes von Güte. Aber er wurde zuletzt  
so ernst, daß ich es für höflicher erachtete,  
ihm seinen Willen zu tun, und ließ ihn  
solcherart ärmer zurück als ich selbst war.

# Kapitel XVII

## Rotfuchsens Tod

Nächsten Tages fand mir Herr Henderland einen Mann, der ein eigenes Boot befaß und am selben Nachmittag noch den Linnhe-Loch übersetzen wollte, um in Appin zu fischen. Er brachte ihn dazu, mich mitzunehmen, es war einer von seiner Herde. So ersparte ich eine ganze Tagesreise und zwei andere Überfahrten, die ich sonst hätte bezahlen müssen.

Gegen Mittag machten wir uns auf den Weg. Es war ein finsterer Tag, der Himmel stark bewölkt und die Sonne konnte nur stellenweise durchdringen. Das Meer war hier sehr tief und ruhig, kaum eine Welle war darauf zu sehen. Ich mußte das Wasser an meine Lippen führen, ehe ich glauben konnte, daß es wirklich salzig war. Die Berge an beiden Ufern waren kahl und steinig, und sahen im Schatten der Wolken

schwarz und düster aus, nur dort, wo die Sonne hinschien, glitzerten kleine Bäche wie Silberbänder auf. Es schien mir seltsam, daß man dieses rauhe Land so lieben könne, wie Alan es tat.

Endlich kamen wir, als wir in den Loch-Leven einfahren wollten, so nahe an die Landzunge heran, daß ich bat, ans Ufer gesetzt zu werden. Mein Bootsmann, der ein ehrlicher Kerl und seines Versprechens wohl eingedenk war, wollte mich bis nach Balashulis bringen. Aber da mich dies von meinem geheimen Bestimmungsort nur weiter entfernt hätte, bestand ich darauf und wurde ans Ufer gesetzt, und zwar unterhalb des Waldes von Lettermore, in Alans Lande Appin.

Das war ein Birkenwald, der an einer steilen, felsigen Bergwand stand, die überhängend ins Meer ragte. Er hatte zahlreiche Lichtungen und farnbewachsene Abhänge. Mittendurch führte nord- und südwärts ein Weg oder Saumpfad, an dessen Rande ich mich neben einer Quelle

niederließ, um ein Stück Brot, das ich von Herrn Henderland hatte, zu verzehren und meine Lage zu überdenken.

Hier saß ich nun, nicht nur von einer Wolke Mücken bedrängt, sondern weit mehr noch von Zweifeln, die mein Herz bedrückten. Was ich tun sollte? Warum ich einem Geächteten, einem angeblichen Mörder, folgte? Ob ich nicht lieber wie ein vernünftiger Mensch handeln und in südlicher Richtung zurückwandern sollte? Und schließlich, was Herr Campbell oder sogar Herr Henderland von mir dächten, wenn sie jemals meine Torheiten erführen: dies waren die Zweifel, die mich nun stärker als je zuvor überkamen.

Als ich so saß und überlegte, hörte ich Menschen und Pferde durch den Wald näherkommen und kurz darauf sah ich vier Reisende um eine Wegkrümmung einbiegen. Der Weg war dort eben so schlecht und schmal, daß sie einzeln gingen und die Pferde am Zügel führten. Der erste war ein großer, rothaariger Herr, von

gebieterischer Mine, der seinen Hut in der Hand hielt und sich damit fächelte, denn es schien ihm glühend heiß zu sein. Den zweiten schätzte ich nach seiner schlichten, schwarzen Tracht und der weißen Perrücke richtig als Rechtsgelehrten ein. Der dritte war ein Diener. Sein Pferd hatte einen hübsch großen Mantelsack umgeschnallt und ein Netz voll Zitronen am Sattelbogen hängen (um Punsch zu brauen), wie dies bei vornehmen Reisenden in diesen Gegenden gebräuchlich war.

Der vierte, der zuletzt kam, war, wie ich sogleich wußte, da ich seinesgleichen schon zuvor gesehen hatte, ein Gerichtsvollzieher.

Kaum hatte ich diese Leute erblickt, entschloß ich mich kurz (ich wüßte heute den Grund nicht anzugeben), mein Abenteuer zu Ende zu führen, und als der erste herankam, erhob ich mich aus meinen Farnen und fragte ihn um den Weg nach Aucharn.

Er blieb stehen und sah mich, wie es mir schien, ein wenig seltsam an. Dann wendete er sich an den Rechtsgelehrten: »Mungo,« sagte er, »mehr als einer hielte dies wohl zumindest für eine Warnung. Hier bin ich nun auf meinem Weg nach Duror, Ihr wißt wozu; und hier kommt plötzlich ein Bursche aus den Farnen hervor und spioniert, ob ich auf dem Weg nach Aucharn bin.«

»Glenure«, sagte der andere, »das ist nicht zum Spassen.«

»Und was suchst du in Aucharn?« fragte Colin Roy Campbell von Glenure, er, den sie den Rotfuchs nannten, denn er war es, den ich angehalten hatte.

»Den Mann, der dort wohnt«, sagte ich.

»James von Glens«, sagte Glenure nachdenklich und dann zum Rechtsgelehrten: »Glaubt Ihr, daß er seine Leute sammelt?«

»Jedesfalls,« sagte jener, »täten wir besser daran, zu bleiben wo wir sind und hießen die Soldaten sich um uns sammeln.«

»Wenn Ihr um meinetwillen beunruhigt seid,« sagte ich, »ich gehöre weder seinen noch Euren Leuten an, sondern ich bin ein ehrlicher Untertane König Georgs, der niemand fürchtet und niemandem etwas schuldig ist.«

»Ja, ganz gut,« antwortete des Königs Bevollmächtigter. »Aber wenn ich so frei sein darf zu fragen, was tut der ehrliche Mann so weit von seinem Lande? Und wozu kommt er den Bruder Ardshiels aufzusuchen? Ich besitze hier Macht, muß ich dir sagen. Ich bin des Königs Bevollmächtigter über einige dieser Besitzungen hier und habe zwölf Abteilungen Soldaten hinter mir. Hättest du mich an irgend einem anderen Tag um den Weg nach James Stewarts Hause gefragt, ich hätte dir Bescheid gegeben und dir Glück auf den Weg gewünscht. Aber heute

– eh Mungo?« und wieder wendete er sich diesem zu.

Da, eben als er sich umdrehte, krachte weiter oben ein Schuß, und im selben Augenblicke fiel Glenure zu Boden.

»Oh, ich bin tot!« rief er mehreremale hintereinander.

Der Rechtsgelehrte hatte ihn aufgefangen und hielt ihn in seinen Armen, der Diener beugte sich über ihn und umklammerte seine Hände. Jetzt blickte der Verwundete mit stieren Augen von einem zum anderen und seine Stimme hatte sich so verändert, daß es einem zu Herzen ging.

»Gebt auf Euch selbst acht,« sagte er, »ich bin tot.«

Er versuchte sein Gewand zu öffnen, als wollte er nach seiner Wunde greifen, aber seine Finger glitten von den Knöpfen ab. Da tat er einen tiefen Seufzer, sein Kopf rollte auf seine Schulter und er verschied.



Der Rechtsgelehrte sprach kein einziges Wort, sein Gesicht war so spitz wie eine Feder und so weiß wie das eines Toten. Der Diener brach in ein großes Geschrei aus und weinte wie ein Kind. Ich für mein Teil starrte voll Entsetzen auf sie nieder. Der Gerichtsvollzieher war sofort, als der Schuß ertönte, zurück gelaufen, um die nachkommenden Soldaten anzutreiben.

Endlich legte der Rechtsgelehrte den Toten in seinem Blute auf den Boden nieder und stand auf; er taumelte ein wenig.

Ich glaube, durch seine Bewegung kam ich wieder zur Besinnung. Denn kaum hatte er das getan, kletterte ich den Hügel hinauf und schrie: »Der Mörder! Der Mörder!«

Es war inzwischen so wenig Zeit vergangen, daß – als ich auf die Höhe des ersten Abhangs gekommen war, so daß ich einen Teil des Berges frei übersehen konnte – ich den Mörder noch gar nicht weit von uns erblickte. Es war ein großer Mann in einem schwarzen Mantel mit

Metallknöpfen, der eine lange Vogelflinte trug.

»Hier!« schrie ich, »ich sehe ihn!«

Daraufhin warf der Mörder schnell einen Blick über seine Schulter zurück und fing zu laufen an. Im nächsten Augenblick war er zwischen den Birken verschwunden. Dann kam er weiter oben wieder hervor, und ich sah ihn, wie einen Affen hinaufklettern, denn dieser Teil war wieder sehr steil, dann verschwand er hinter einem Bergrücken und ich sah ihn nicht mehr.

Ich selbst war die ganze Zeit weitergelaufen und inzwischen hübsch hoch gekommen, als mir eine Stimme zurief, stehen zu bleiben.

Ich war am Rande des oberen Waldes und sah daher, als ich zurück blickte, den ganzen unteren Teil des Hügels vor mir.

Der Rechtsgelehrte und der Gerichtsvollzieher standen gerade oberhalb

der Straße und winkten und riefen mir zu, doch herunterzukommen und links tauchten die Rotröcke, Muskete in der Hand, einzeln aus dem unteren Wald hervor.

»Warum soll ich zurückkommen?« rief ich.  
»Kommt ihr herauf!«

»Zehn Pfund, wenn ihr den Burschen fangt!« rief der Rechtsgelehrte. »Er ist mitschuldig. Er hielt hier Wache, um uns im Gespräch aufzuhalten.«

Bei diesen Worten (die ich ganz deutlich hören konnte, obwohl er sie den Soldaten, nicht mir zurief), fühlte ich, wie mir das Herz im Halse schlug, mit einer mir ganz neuen Empfindung von Entsetzen. Wahrlich es ist eine andere Sache in Lebensgefahr zu stehen, oder Leben und guten Ruf zugleich zu verlieren. Außerdem war die Sache so plötzlich gekommen, wie ein Blitzschlag aus klarem Himmel, so daß ich ganz bestürzt und hilflos war.

Einige der Soldaten fingen nun an zu laufen, andere hoben ihre Flinten und zielten. Und ich stand immer noch regungslos still.

»Duck dich hier unter die Bäume!« sagte eine Stimme dicht neben mir.

Ich wußte wirklich kaum, was ich tat, aber ich gehorchte. Im selben Augenblick hörte ich Schüsse krachen und die Kugeln durch die Birken zischen.

Gleich hinter den schützenden Bäumen fand ich Alan Breck, der eine Angelrute trug. Er begrüßte mich nicht, wir hatten wahrhaftig keine Zeit für Höflichkeiten. »Komm!« sagte er nur und rannte längs des Berges in der Richtung nach Balachulisch davon; ich wie ein Schaf hinterdrein.

Bald rannten wir zwischen Birken, bald bückten wir uns hinter große Vorsprünge der Berglehne, bald krochen wir auf allen vieren, zwischen Heidegestrüpp. Das Tempo war mörderisch. Mein Herz schien

an meinen Rippen bersten zu wollen. Ich hatte weder Zeit zum Denken, noch Atem zum sprechen. Ich erinnere mich nur voll Verwunderung bemerkt zu haben, daß sich Alan hin und wieder zu seiner vollen Höhe aufrichtete und zurückblickte. Und jedesmal antwortete weit hinten das Jauchzen und Rufen der Soldaten.

Eine Viertelstunde später hielt Alan still, warf sich flach in die Heide und wendete sich an mich.

»Jetzt,« sagte er, »wird's ernst. Tue, was ich tue, wenn dir dein Leben lieb ist.«

Und mit der größten Eile, aber jetzt mit unendlich größerer Vorsicht gingen wir wieder zurück längs der Berglehne, denselben Weg, den wir gekommen waren, nur vielleicht etwas höher, bis sich Alan endlich im oberen Teil des Waldes von Lettermore, wo ich ihn zuerst gefunden hatte, zu Boden warf. Er lag mit dem Gesicht in den Farnen und keuchte wie ein Hund.

Mir selbst tat alles so weh – mir brummte  
der Kopf, ich hatte Seitenstechen, die  
Zunge hing mir vor Hitze und Trockenheit  
aus dem Mund – daß ich wie tot neben ihm  
lag.

## Kapitel XVIII

### Ich spreche mit Alan im Wald von Lettermore

Alan war der erste, der sich wieder erholte. Er stand auf, ging bis an den Waldesrand, guckte ein wenig hinaus, kam dann zurück und setzte sich wieder.

»Na, David,« sagte er, »daß war ein heißes Rennen.«

Ich sagte nichts und hob nicht einmal den Kopf. Ich war Zeuge eines Mordes gewesen und hatte mitangesehen, wie ein großer, starker, frischer Mensch in einem Augenblick ums Leben gebracht worden war. Der Jammer dieses Anblickes war noch frisch in mir, und doch war das nur ein Teil dessen, was mich betroffen hatte. Der Mann, der hier ermordet worden war, war der Mann, den Alan haßte. Und hier im Walde lag Alan im Hinterhalt und lief vor

Soldaten davon. Und ob es nun seine Hand gewesen sein mochte, die den Schuß abgefeuert hatte oder sein Kopf, der es befohlen – das galt mir gleich. So wie ich es sah, war der einzige Freund, den ich in diesem wilden Lande hatte, des Mordes schuldig. Ich verabscheute ihn. Ich konnte ihm nicht ins Gesicht sehen. Ich wäre lieber allein im Regen auf meiner kalten Insel gelegen, als in diesem warmen Wald neben einem Mörder.

»Bist du noch erschöpft?« fragte er wieder.

»Nein,« sagte ich, noch immer das Gesicht in den Farnen »nein, ich bin jetzt nicht mehr erschöpft und kann sprechen. Wir müssen uns trennen, Alan, du und ich. Ich liebte dich sehr, Alan, aber deine Wege sind nicht die meinen, und es sind auch nicht Gottes Wege. Kurz und gut, wir müssen uns trennen.«

»Ich will mich nicht von dir trennen, David, ohne irgend einen Grund dafür zu wissen,« sagte Alan sehr ernst. »Wenn du etwas



weiß, was gegen meinen guten Ruf ist, so ist das wenigste, was du unserer alten Freundschaft schuldig bist, daß du es mir sagst; und wenn du nur einfach meiner Gesellschaft überdrüssig geworden bist, dann wird es mir zukommen, darüber zu urteilen, ob ich mich beleidigt fühle oder nicht.«

»Alan,« sagte ich, »was hat das alles für einen Sinn? Du weißt ganz genau, daß jener Campbell dort in seinem Blute auf der Straße liegt.«

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: »Hast du je die Geschichte vom Mann und den guten Geistern gehört?«

»Nein,« sagte ich, »und ich will sie auch nicht hören.«

»Mit Eurer Erlaubnis, Herr Balfour, werde ich sie Euch doch erzählen,« sagte Alan.  
»Der Mann, müßt Ihr wissen, war auf einen Felsen im Meere verschlagen worden, zu dem die guten Geister zu kommen pflegten,

um dort auf ihrem Weg nach Irland zu rasten. Der Name dieses Felsens ist Skerryvore, und er liegt nicht weit von der Stelle, wo wir Schiffbruch gelitten haben. Nun der gute Mann scheint so bitterlich geweint und geschrien zu haben, daß er sein Kind noch einmal sehen möchte, ehe er sterbe, bis der König der guten Geister sich seiner erbarmte und einen ausschickte, der hinflog und das Kind in einem Sack herbrachte, den er neben den schlafenden Mann legte. Als der Mann erwachte, erblickte er den Sack neben sich und sah, daß sich etwas darin bewegte. Nun scheint er einer von jenen gewesen zu sein, die immer das Schlimmste vermuten, und so stieß er, der Sicherheit halber, seinen Dolch in den Sack, ehe er ihn öffnete und da fand er sein Kind tot. Ich denke mir eben Herr Balfour, daß Ihr mit dem Manne viel Ähnlichkeit habt.«

»Willst du damit sagen, daß du deine Hand nicht mit im Spiel hattest?« rief ich und setzte mich auf.

»Zuerst will ich Euch in aller Freundschaft sagen, Herr Balfour von Shaws,« sagte Alan, »wollte ich einen von jenen Edelleuten töten, so tat ich es sicher nicht in meinem Heimatlande, um nicht Unheil über meinen Clan zu bringen. Auch ging ich nicht ohne Schwert oder Büchse mit einer langen Angelrute einher.«

»Ja,« sagte ich, »das ist wahr!«

»Und nun,« fuhr Alan fort, zog einen Dolch heraus und legte die Finger auf die Klinge, »schwöre ich bei dem heiligen Stahl, ich hatte weder Kenntniss davon, noch Teil daran, nicht an der Tat und nicht an dem Plan.«

»Ich danke Gott dafür,« rief ich und reichte ihm die Hand.

Er schien es nicht zu bemerken.

»Und es wird da, scheint mir, viel Aufhebens gemacht um eines Campbell

willen!« sagte er. »Es sind ihrer doch nicht so wenige, soviel ich weiß!«

»Du kannst mir wenigstens keinen Vorwurf machen,« sagte ich, »nach all dem, was du mir an Bord erzählt hast. Aber in Versuchung kommen und die Tat auch wirklich vollbringen, ist zweierlei, und ich danke Gott noch einmal dafür. Wir könnten alle in Versuchung geraten, aber kalten Blutes einem Menschen das Leben nehmen, Alan!« Ich konnte für den Augenblick nichts weiter sagen.

»Weißt du, wer es getan hat,« fügte ich noch hinzu. »Kennst du jenen Mann im schwarzen Mantel?«

»Ich weiß nicht genau, was er für einen Mantel trug,« sagte Alan schlaun, »aber es kommt mir so vor, als wäre er blau gewesen.«

»Blau oder schwarz, hast du ihn gekannt?« fragte ich.

»Ich könnte nicht schwören,« sagte Alan.  
»Es ist wahr, er kam dicht an mir vorbei,  
aber ich habe merkwürdigerweise gerade  
meine Schuhe zugeschnürt.«

»Kannst du schwören, daß du ihn nicht  
kennst?« rief ich halb ärgerlich, halb  
lachend über seine Art, mir auszuweichen.

»Jetzt nicht,« sagte er, »aber ich habe eine  
große Fähigkeit zu vergessen, David.«

»Und doch habe ich eines deutlich  
bemerkt,« sagte ich, »und zwar, daß du dich  
und mich absichtlich in Gefahr gebracht  
hast, um die Soldaten irre zu führen und  
ihre Aufmerksamkeit auf uns zu lenken.«

»Das ist höchstwahrscheinlich,« sagte Alan,  
»und das hätte jeder getan. Du und ich  
waren ja unschuldig an dieser Tat.«

»Umsomehr Grund, da wir fälschlich  
verdächtigt wurden, fort zu kommen,« rief  
ich. »Der Unschuldige sollte doch vor dem  
Schuldigen kommen.«

»Warum, David,« sagte er, »der Unschuldige hat doch die Chance vor Gericht freigesprochen zu werden. Aber der Bursche, der die Kugel abschoß, für den ist, denke ich, die Heide der beste Platz. Diejenigen, die sich noch in keinerlei Schwierigkeiten eingelassen haben, sollten derer nicht vergessen, die es bereits getan haben. Und das ist das wahre Christentum. Denn wäre es umgekehrt gewesen, und steckte der Bursche – dessen Gesicht ich nicht genau sehen konnte – in unserer Haut, wir wären, glaube mir, hübsch froh und ihm gar sehr verbunden, wenn er uns die Soldaten vom Halse schaffte.«

Da gab ichs auf. Alan sah die ganze Zeit so unschuldig drein, und war so überzeugt von dem, was er sagte, und so bereit, sich für das, was er für seine Pflicht hielt, zu opfern, daß er mich damit mundtot machte. Ich erinnerte mich der Worte Herrn Henderlands: daß wir von diesen wilden Hochländern selbst gar manches lernen könnten. Nun, und hier hatte ich mein Teil gelernt. Alans Moralbegriffe waren ganz

verkehrt; aber so wie sie nun einmal waren, fand ich ihn stets bereit, sein Leben für sie zu lassen.

»Alan,« sagte ich. »ich will nicht sagen, daß dies das wahre Christentum sei, so wie ich es verstehe, aber es ist doch gut. Und hier biete ich dir zum zweitenmal meine Hand.«

Da reichte er mir seine beiden hin und sagte, ich hätte ihn sicherlich verzaubert, denn mir könne er alles verzeihen. Dann wurde er sehr ernst; wir hätten nicht viel Zeit zu verlieren, sondern müßten beide aus diesem Land fliehen: er, weil er ein Deserteur sei und ganz Appin jetzt wie ein Haus durchsucht werden würde und jeder gezwungen, genaue Rechenschaft über sich abzulegen; und ich, weil ich sicher in diese Mordgeschichte verwickelt wäre.

»Oh,« sagte ich, in der Absicht, ihm eine Lektion zu geben, »ich fürchte die Gerechtigkeit meines Landes nicht.«

»Als ob das dein Land wäre!« sagte er.  
»Oder ob deine Sache hier in einem Lande  
der Stewarts ordentlich untersucht werden  
würde!«

»Es ist doch alles Schottland!« sagte ich.

»Mensch, ich muß mich über dich  
wundern,« sagte Alan. »Der hier getötet  
wurde, ist ein Campbell. Die Sache wird in  
Inverara, dem Hauptsitz der Campbells  
untersucht werden, und fünfzehn  
Campbells werden zu Gericht sitzen und  
der größte Campbell von allen (das ist der  
Herzog) wird an ihrer Spitze sitzen.  
Gerechtigkeit, David? Dieselbe  
Gerechtigkeit, die Glenure vor einer Weile  
auf der Straße fand.«

Das erschreckte mich ein wenig, gebe ich  
zu, und hätte mich noch weit mehr  
erschreckt, hätte ich gewußt, wie nahe  
Alans Vermutungen der Wirklichkeit  
kamen. Er hatte tatsächlich nur in dem  
einen Punkt übertrieben, daß bloß elf  
Campbells zu Gericht saßen.



»Na, na,« sagte er, »wir sind im Hochland, David, und wenn ich dir sage: lauf davon, dann folge mir und lauf. Es ist zweifellos eine üble Sache, sich in der Heide verstecken zu müssen und Hunger zu leiden, aber es ist noch schlimmer, gefesselt in einem Gefängnis der Rotröcke zu liegen.«

Ich fragte ihn, wohin wir fliehen sollten und als er mir sagte »ins Flachland« war ich schon eher geneigt, mit ihm zu gehen; denn ich sehnte mich wirklich schon darnach, zurück zu kommen und meinen Onkel unterzukriegen. Außerdem stellte Alan es als so sicher hin, daß in dieser Sache nicht nach Gesetz und Recht geurteilt werden würde, daß ich anfang zu fürchten, er könnte Recht haben. Von allen Todesarten, wäre mir der Tod auf dem Galgen, der am wenigsten erwünschte gewesen, und das Bild dieses gefährlichen Instrumentes stand plötzlich mit ungewöhnlicher Deutlichkeit vor meinen Augen.

»Ich will es wagen, Alan,« sagte ich. »Ich gehe mit dir.«

»Aber merk dir wohl,« sagte Alan, »es ist keine leichte Sache. Du wirst oft hart und bloß und hungrig liegen müssen. Das Versteck des Heidehuhns wird dein Lager sein und dein Leben das des gehetzten Wildes, und du wirst lernen müssen zu schlafen, die Waffen in der Hand. Ja, Mensch, und manche wundgelaufenen Füße wird es kosten, ehe wir durchkommen. Ich sage dir dies, zu aller Anfang, denn ich kenne dies Leben gar wohl. Aber fragst du mich, welche andere Wahl dir bleibt, so antworte ich dir: keine. Entweder du wählst mit mir die Heide oder du hängst.«

»Und die Wahl ist leicht getroffen,« sagte ich, und wir schüttelten einander die Hände.

»Jetzt wollen wir noch einmal nach den Rotröcken gucken,« sagte Alan, und er führte mich zum nordöstlichen Rande des Waldes.

Alan sah den Soldaten lächelnd nach.

»Ja,« sagte er, »die werden hübsch müde sein, ehe sie ihr Ziel erreichen! Und so können wir David, du und ich, hier noch ein wenig sitzen bleiben, einen Bissen essen, ein wenig ausschnauften und noch einen Schluck aus der Flasche trinken. Dann machen wir uns nach Aucharn auf, zum Hause meines Anverwandten, James von Glens, wo ich meine Kleider und Waffen holen muß und Geld, damit wir uns weiter helfen können. Und dann wollen wir »Glück auf!« rufen und uns in das Heideland stürzen!«

So setzten wir uns wieder nieder und aßen und tranken und konnten von unserem Platz aus die Sonne untergehen sehen, inmitten dieser großen, wilden, häuserarmen Gebirgsgegend, die ich nun mit meinem Genossen zu durchwandern verdammt war. Wir erzählten einander, zum Teil während dieser Rast, zum Teil auf dem Wege nach Aucharn, alle unsere Abenteuer und ich will hier so viel von Alans Geschichte

niederschreiben, als mir bemerkenswert oder notwendig erscheint.

Er scheint, so bald die große Welle vorüber war, ans Bollwerk gelaufen zu sein, sah mich, verlor mich wieder aus den Augen, sah mich wieder, wie ich in den Fluten herumgewirbelt wurde, und dann schließlich noch einmal, wie ich an der Segelstange hing. Dies gab ihm die Hoffnung, daß ich schließlich vielleicht doch ans Land gelangen könnte und veranlaßte ihn, mir diese Botschaften und Anhaltspunkte zu hinterlassen, die mich (wohl um meiner Sünden willen) in dieses unglückliche Land Appin gebracht haben.

Inzwischen hatten jene, die noch auf dem Schiff waren, das Boot hinunter gelassen, und es waren bereits ein oder zwei von ihnen schon darin, als jene zweite Welle – noch größer als die erste – kam, das Schiff in die Höhe hob, und es sicherlich in den Grund gebohrt hätte, wäre es nicht an einem hervorstehenden Riff aufgeschlagen und festgehangen. Als das Schiff zum

erstenmal aufschlug, war es mit dem Bug voran gewesen, so daß das Steuer bisher zu unterst gewesen war. Jetzt aber wurde das Steuer in die Luft gehoben, und der Bug kam unters Wasser und damit begann das Wasser zur Vorderdeckluke einzudringen wie der Bach eines Mühldammes.

Alan wurde beim bloßen Wiedererzählen des Folgenden ganz blaß. Es waren noch zwei Männer hilflos auf ihren Pritschen geblieben und als die das Wasser eindringen sahen und dachten, das Schiff wäre gescheitert, fingen sie laut an zu brüllen, und zwar stießen sie so gellende Schreie aus, daß alle an Deck, einer nach dem anderen, in das Boot stürzten und über die Ruder herfielen. Sie waren keine zweihundert Ellen weit, als eine dritte große Welle kam. Die hob das Schiff glatt über das Riff, die Segel blähten sich einen Augenblick und es schien ihnen in voller Fahrt nachzujagen, sank aber fortwährend und plötzlich wurde es hinuntergezogen, hinunter, hinunter, als ob eine Hand es

gefaßt hätte – und die Wogen schlossen sich über der Covenant von Dysart.

Sie sprachen kein einziges Wort, während sie ans Ufer ruderten, noch betäubt von den entsetzlichen Schreien. Aber kaum hatten sie Fuß ans Land gesetzt, als Hoseason wie aus tiefen Gedanken erwachte, und ihnen befahl, Hand an Alan zu legen. Sie zögerten, als hätten sie wenig Lust zu der Sache, aber Hoseason war wie der Teufel und schrie, daß Alan allein stehe, daß er eine große Summe Geldes bei sich habe, daß er Schuld daran sei, daß das Schiff untergegangen und alle ihre Kameraden ertrunken seien, und daß man hier mit einem Schlage Rache und Reichtum träfe. Sie waren sieben gegen einen. Auch war kein Fels da, daß Alan sich hätte den Rücken decken können, und die Matrosen fingen an, sich zu verteilen und hinter ihn zu kommen.

»Und da,« sagte Alan, »der kleine Mann mit dem roten Kopf – ich habe seinen Namen vergessen.«

»Riach«, sagte ich.

»Ah,« sagte Alan, »Riach! Also der war es, der für mich Partei ergriff und die Leute fragte, ob sie sich denn vor keiner Vergeltung fürchteten und rief er: ›Mein Gott, ich will dem Hochländer da selbst den Rücken decken!‹ Das ist kein so übler Kerl dieser kleine Mann mit dem roten Kopf,« sagte Alan. »Der hat noch einen Funken Anständigkeit im Leibe.«

»Ja,« sagte ich, »er war in seiner Art auch zu mir gut.«

»Und auch zu Alan,« sagte er, »und bei meiner Ehre, ich fand seine Art die richtige! Aber siehst du, David, der Untergang des Schiffes und das Schreien der armen Burschen drückten schwer auf den Mann, und ich glaube, das war der Grund.«

»Ja, ich glaube auch,« sagte ich, »denn anfangs war er genau so gierig hinterher, wie die anderen. Aber wie nahm es Hoseason auf?«

»Es kommt mir vor, daß er es sehr übel nahm«, sagte Alan. »Aber der kleine Mann rief mir zu, zu laufen, und ich fand, daß es wirklich ein guter Rat sei, und lief. Zuletzt sah ich noch, daß sie alle in einem Knäuel zusammensteckten wie Leute, die sich nicht gerade sehr gut vertragen.«

»Was willst du damit sagen?« fragte ich.

»Nun die Fäuste flogen,« sagte Alan »und einer ging nieder, sah ich, wie ein Sack. Aber ich dachte, es wäre besser, nicht zu warten. In diesem Teil der Insel Mull ist ein Strich der Campbells, weißt du, und das ist nicht eben die beste Gesellschaft für meinesgleichen. Wäre es nicht das gewesen, so hätte ich gewartet und mich selbst nach dir umgesehen und wäre dem kleinen Mann beigestanden.« (Es war komisch, wie Alan auf Herrn Riachs Gestalt versessen war, denn, um die Wahrheit zu sagen, der eine war nicht viel kleiner als der andere.) »So«, fuhr er fort, »machte ich mich, so schnell ich konnte, davon, und so oft mir einer begegnete, rief ich ihm zu, es



läge ein Wrack am Ufer. Ja, Mensch, die blieben nicht stehen, um mich zu belästigen. Du hättest sehen sollen, wie die ans Ufer rannten, einer nach dem anderen! Und als sie hinkamen, fanden sie, daß sie das Vergnügen gehabt hatten, zu laufen, was für einen Campbell ganz gut ist. Ich glaube, es war eine Vergeltung an dem Clan, daß das Schiff in Bausch und Bogen unterging und nicht am Ufer scheiterte. Aber für dich wieder war es schlimm. Denn wäre irgendwo ein Wrack ans Ufer gekommen, so hätten sie weit und breit herum gejagt und hätten dich bald gefunden.«

# Kapitel XIX

## Das Haus des Schreckens

Während wir wanderten, wurde es langsam Nacht, und die Wolken, die nachmittags aufgestiegen waren, wurden immer schwärzer, so daß es für diese Jahreszeit ganz außergewöhnlich dunkel war. Wir schritten über viele Berghänge, und obwohl Alan mit größter Sicherheit vorwärts führte, konnte ich unmöglich begreifen, wie er sich zurecht fand.

Endlich gegen halb elf Uhr abends gelangten wir auf eine Höhe und konnten Lichter unter uns sehen. Ein Haustor schien offen zu stehen, so daß der Lichtschimmer des Herdfeuers und der Kerzen herausfiel. Rings um Haus und Scheune liefen fünf oder sechs Leute hin und her, die alle Lichter trugen.

»James muß den Verstand verloren haben«, sagte Alan. »Stünden hier Soldaten statt unser, es gäbe eine schöne Bescherung! Aber wahrscheinlich hat er eine Wache auf der Straße aufgestellt und weiß genau, daß kein Soldat den Weg finden würde, den wir gekommen sind.«

Dann pfiff er dreimal auf ganz besondere Art. Es war lustig zu sehen, wie beim ersten Pfiff alle Lichter stillstanden, als ob die Träger erschreckt wären und wie beim dritten das Durcheinanderlaufen von neuem begann.

Nachdem wir die Leute so beruhigt hatten, gingen wir den Hang hinunter und wurden am Hofeingang von einem großen, hübschen Mann von über fünfzig Jahren empfangen, der Alan etwas in gälischer Sprache zurief.

»James Stewart,« sagte Alan, »ich muß dich bitten schottisch zu reden, denn es ist hier ein junger Herr mit mir, der das andere nicht versteht. Das ist er,« fügte er hinzu

und nahm mich unter den Arm, »ein junger Herr aus dem Flachland ein Gutsbesitzer, aber ich glaube, es ist besser für ihn, wenn wir seinen Namen nicht erwähnen.«

James von Glens wandte sich einen Augenblick zu mir, begrüßte mich sehr höflich, und dann wendete er sich gleich wieder Alan zu.

»Das ist ein schreckliches Unglück,« rief er, »das wird Unheil über das ganze Land bringen.« Und er rang die Hände.

»Ta, ta«, sagte Alan. »Man muß das Böse mit dem Guten nehmen, mein Lieber. Colin Roy ist tot, und dafür müssen wir dankbar sein.«

»Ja,« sagte James, »bei meiner Ehre, ich wollte, er wäre noch am Leben! Es ist ganz schön, vorher damit zu prahlen und groß zu tun, aber jetzt, wo es geschehen ist, Alan, auf wen wird die Schuld fallen? Die Tat geschah in Appin – merk es dir Alan –

Appin wird dafür bezahlen müssen, und ich bin Familienvater.«

Ich sah während dieses Gespräches den Knechten zu. Einige standen auf Leitern; sie durchstöberten das Strohdach des Hauses und der Scheune, und brachten Gewehre und Schwerter und verschiedenes Kriegsgerät hervor; andere schafften die Waffen fort und ich vermutete – den Hacken- und Spatenschlägen nach, die man von weiter unten hörte – daß man sie eingrub. Obwohl alle sehr fleißig bei der Arbeit waren, herrschte eigentlich keine Ordnung, weil keiner die Arbeit leitete. Sie zogen am selben Gewehr und liefen mit ihren brennenden Lichtern gegeneinander, und James drehte sich immer wieder um, während er mit Alan sprach, und rief ihnen Befehle zu, die sie anscheinend nie verstanden. Ihre Gesichter glichen beim flackernden Scheine der Lichter denen von Leuten, die sich in höchster Eile und Furcht befinden. Und obwohl sie alle nur im Flüstertöne sprachen, klangen ihre Reden ängstlich und ärgerlich zugleich.

Da kam ein Mädchen aus dem Haus, das ein Bündel trug. Oft schon habe ich darüber gelächelt, wie Alans Instinkte bei dessen bloßem Anblick erwachten.

»Was trägt das Mädels da?« fragte er.

»Wir bringen nur das Haus in Ordnung, Alan«, sagte James verängstigt und erschreckt. »Sie werden ganz Appin durchsuchen und durchleuchten, und da müssen wir alles in Ordnung haben. Wir vergraben die paar Gewehre und Schwerter ins Moos, weißt du, und das da wird, glaube ich, deine eigene französische Uniform sein.«

»Meine französische Uniform eingraben?« rief Alan. »Nein, wahrhaftig nicht!« Und er ergriff das Packet und zog sich in die Scheune zurück, um sich umzukleiden. Inzwischen empfahl er mich der Obhut seines Anverwandten.

James führte mich hierauf in die Küche, setzte sich mit mir in den Tisch, und

lächelte und redete anfangs höflich und freundlich. Aber bald kehrte seine düstere Laune wieder. Er saß stirnrunzelnd da und kaute an seinen Fingernägeln und erinnerte sich meiner nur mehr dann und wann. Er warf bloß ein oder zwei Worte hin, lächelte recht trübselig und gab sich wieder seiner eigenen Sorge und Angst hin. Seine Frau saß am Fenster und weinte, das Gesicht in den Händen begraben; der älteste Sohn hockte auf dem Boden und durchsuchte und überflog einen großen Stoß Papiere, zündete hin und wieder eines davon an, und verbrannte es sorgfältig. Eine Magd mit rotem Gesicht lief die ganze Zeit in blinder Angst und Eile durchs Zimmer, wirtschaftete immerfort herum und jammerte dabei. Von Zeit zu Zeit steckte einer von den Männern den Kopf herein und fragte irgend etwas.

Endlich hielt es James nicht länger auf seinem Stuhle aus und entschuldigte sich wegen seiner Unhöflichkeit, im Zimmer auf und ab zu gehen. »Ich bin heute kein guter Gesellschafter, Herr,« sagte er, »aber ich

kann nicht anders, immer wieder kommt mir dieses schreckliche Geschehnis in den Sinn und all das Unheil, das es wahrscheinlich über ganz unschuldige Leute bringen wird.«

Kurz darauf bemerkte er, wie sein Sohn ein Papier verbrannte, das er aufgehoben haben wollte, und da verlor er vollständig jede Selbstbeherrschung; es war peinlich mitanzusehen. Er schlug seinen Sohn wiederholt und rief:

»Bist du verrückt geworden? Willst du deinen Vater an den Galgen bringen?« und meine Anwesenheit vollkommen vergessend, fuhr er eine lange Zeit fort, mit ihm gälisch zu reden. Der junge Mann antwortete nichts, nur die Frau warf bei dem Worte Galgen ihre Schürze über das Gesicht und schluchzte noch lauter als zuvor.

Das war für einen Fremden, wie ich es war, natürlich jämmerlich, mitanzusehen zu müssen. So war ich sehr froh als Alan



zurückkam, der in seinen schönen, französischen Kleidern wieder so wie sonst aussah, obwohl sie eigentlich schon zu abgenutzt und verschossen waren, um den Namen »schön« zu verdienen. Nun wurde ich meinerseits von einem anderen Sohn hinausgeführt, um mich umzukleiden, was ich schon lange dringend benötigte, auch bekam ich ein Paar Bergschuhe aus Wildleder, die mir anfangs etwas ungewohnt waren, sich aber bald als sehr bequem erwiesen.

Als ich wieder eintrat, mußte Alan inzwischen wohl seine Geschichte erzählt haben, denn es wurde als selbstverständlich angenommen, daß ich mit ihm fliehen solle, und alle waren um unsere Ausrüstung bemüht. Sie gaben jedem von uns Pistolen und ein Schwert, obwohl ich versicherte, ich könne nicht damit umgehen; und mit diesen und einiger Munition, einem Beutel voll Hafermehl, einer eisernen Pfanne und einer Flasche voll echten, französischen Schnapses waren wir für die »Heide« bereit. Nur Geld fehlte. Ich hatte noch

ungefähr zwei Guineen übrig. Und Alan, der Vertrauenswürdige Bote, hatte, da sein Gürtel von anderer Hand weiter befördert worden war, nicht mehr als siebzehn Pfennige in seinem ganzen Vermögen. James schien sich mit Reisen nach Edinburgh und Gerichtskosten für die Sache der Pächter so heruntergebracht zu haben, daß er nur mühsam drei Schillinge und fünfeinhalb Pfennig – größtenteils in Kupfer – zusammenkratzen konnte.

»Das wird nicht reichen«, sagte Alan.

»Du mußt irgendwo in der Nähe ein sicheres Plätzchen finden und mir eine Botschaft zukommen lassen«, sagte James. »Jetzt ist nicht Zeit, sich wegen ein oder zwei Guineen aufzuhalten. Sie werden sicher bald Wind von dir bekommen, werden dich suchen, und so wie ich es sehe, dir die Schuld der heutigen Tat beimessen. Fällt der Verdacht auf dich, so fällt er auch auf mich, der ich dein Anverwandter bin und dir Obdach gab, so oft du im Lande warst. Und fällt der Verdacht auf mich ...«

er hielt inne, biß sich in die Finger und sein Gesicht war weiß. »Es wäre schrecklich für unsere Freunde, wenn ich gehängt würde,« sagte er.

»Es wäre ein schlimmer Tag für Appin«, sagte Alan.

»Das ist ein Tag, der mir in den Gliedern liegen wird«, sagt James. »Oh, Mensch, Mensch, Alan! Wir beide haben wie zwei Narren gesprochen!« rief er und schlug mit den Fäusten gegen die Wand, daß das Haus davon dröhnte.

»Ja, das ist wahr,« sagte Alan, »und mein Freund hier (er nickte mir zu) hat mir manch gutes Wort zur Warnung gesagt, hätte ich nur auf ihn gehört.«

»Aber schau her,« sagte James wieder ruhiger, »nach all dem, was ich dir gesagt habe und was du gesagt hast, wird der Verdacht schwer auf uns lasten, verstehst du das? Du wirst also, wenn du mich richtig verstehen willst, einsehen, daß ich selbst

gegen dich die Anzeige machen muß. Ich muß eine Belohnung auf deinen Kopf setzen, ja, das werde ich tun! Es ist eine böse Sache zwischen zwei so guten Freunden, aber wenn mich die Schuld dieser schrecklichen Tat trifft, muß ich für mich selbst kämpfen. Siehst du das ein?«

Er sprach mit beschwörendem Ernst und faßte Alan vorne am Rock.

»Ja,« sagte Alan, »das sehe ich ein.«

»Und du mußt glatt aus dem Lande sein, Alan – ja aus ganz Schottland – du und dein Freund auch. Denn ich muß auch gegen deinen Freund die Anzeige machen, Alan, siehst du – sag, daß du es einsiehst!«

Mir schien es, als ob Alan ein wenig rot wurde. »Das fällt mir schwer, James, da ich ihn doch hergebracht habe«, sagte er und warf den Kopf zurück. »Es schaut aus, als wäre ich ein Verräter!«

»Aber Alan, Mensch!« ruft James. »Sieh doch den Dingen ins Gesicht! Er wird auf jeden Fall angezeigt werden. Mungo Campbell wird ihn sicher anzeigen. Was tuts, ob ich ihn auch noch anzeige? Und dann Alan, ich bin Familienvater.« Und dann nach einer kleiner Pause auf beiden Seiten: »Und Alan, die Campbells werden ja zu Gericht sitzen«, sagte er.

»Ja, es ist nur eines,« sagte Alan nachdenklich, »niemand kennt seinen Namen.«

»Es soll ihn auch niemand kennen, Alan, hier meine Hand darauf,« ruft James, als ob er ihn tatsächlich gekannt hätte und sich eines Vorteils begäbe. »Nur gerade seinen Anzug und wie er aussah und sein Alter und dergleichen. Weniger kann ich nicht tun.«

»Ich wundere mich über deines Vaters Sohn«, rief Alan ernst. »Willst du den Burschen durch ein Geschenk verkaufen? Gibst du ihm erst andere Kleider und verrätst ihn dann?«

»Nein, nein, Alan«, sagte James. »Nein, nein, die Kleider, die er ablegte – die Kleider, in denen Mungo ihn sah.« Aber er schien ganz niedergeschlagen und klammerte sich tatsächlich an jeden Strohhalm; all die Zeit über sah er sicherlich im Geiste die Gesichter seiner Erbfeinde und den Galgen im Hintergrunde.

»Nun, Herr«, sagte Alan zu mir. »Was sagst du dazu? Du stehst hier unter dem Schutze meiner Ehre und es ist meine Sache, darauf zu sehen, daß nichts geschieht, als was du willst.«

»Ich habe nur ein Wort zu bemerken,« sagte ich, »denn ich stehe diesem ganzen Streite vollkommen fremd gegenüber. Der einfachste Menschenverstand müßte doch erkennen, daß man den Verdacht dahin leiten soll, wo die Schuld liegt, das heißt also, auf den Mann, der geschossen hat. Zeigt ihn an, wie ihr es nennt, und laßt unschuldige Leute offen ihr Gesicht zur Schau tragen.«

Aber daraufhin schrieen Alan und James voll Entsetzen auf und hießen mich schweigen, denn an dergleichen wäre nicht zu denken; und das alles mit so ernster und unschuldiger Miene, daß ich die Hände sinken ließ und aller weiteren Argumentation entbehrte.

»Gut denn,« sagte ich, »zeigt mich an, wenn Ihr wollt, oder Alan oder König Georg! Wir sind alle drei unschuldig, und das scheint mir das einzig Erforderliche zu sein! Und ich, mein Herr, bin doch wenigstens Alans Freund,« sagte ich zu James, meinen kleinen Unwillen unterdrückend, »und wenn ich Freunden helfen kann, will ich die Gefahr nicht scheuen.«

Ich erachtete es für das Klügste, zu meiner Einwilligung gute Miene zu machen, denn ich sah Alan bedrückt und außerdem (dachte ich im Stillen), sobald ich den Rücken gedreht habe, werden sie mich doch anzeigen, wie sie es nennen, ob ich nun einwillige oder nicht. Aber damit hatte

ich Unrecht, wie ich bald sah. Denn kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, als Frau Stewart von ihrem Stuhl aufsprang und auf mich zugelaufen kam, erst an meinem, dann an Alans Halse weinte und Gott segnete für unsere Güte gegen ihre Familie.

»Was dich anbelangt, Alan, so war es nicht mehr als deine verfluchte Pflicht«, sagte sie. »Aber dieser Bursche, der erst hergekommen ist und uns in unserem äußersten Elend kennen lernte und den armen Mann da flehen sah, als wäre er ein Bettler, er, der von Rechts wegen Befehle erteilen sollte wie ein König – was dich anbelangt, mein Bursche,« sagt sie, »mein Herz, ist traurig, deinen Namen nicht zu kennen, aber ich kenne dein Antlitz und ich will es behalten solange mir mein Herz im Leibe schlägt und deiner gedenken und dich segnen.«

Und damit küßte sie mich und brach nochmals in Schluchzen aus, daß ich beschämt daneben stand.



»Ja, ja«, sagte Alan und sah gar dumm darein. »Der Tag bricht zeitig an im Monat Juli und morgen wird es hübsch viel zu tun geben in Appin, die Dragoner werden reiten und die Rotröcke werden rennen und es ziemt dir und mir, möglichst bald zu verschwinden.«

So sagten wir denn Lebewohl und machten uns wieder auf den Weg, uns östlich haltend. Die Nacht war schön und mild, und unser Weg führte so ziemlich über gleichen Boten wie vorher.

# Kapitel XX

## Die Flucht über die Heide: Die Felsen

Zeitweise gingen wir, zeitweise liefen wir, und je näher der Morgen kam, um so weniger gingen wir, und um so mehr liefen wir. Trotz aller Eile aber, begann es zu tagen, als wir noch weit entfernt waren von irgend einem schützenden Versteck. Der Tag fand uns in einem großen Tal, das mit Felsblöcken dicht besät war, und durch das ein schäumender Fluß wild brauste. Rings standen kahle Berge, weder gras- noch baumbewachsen.

»Das ist kein geeigneter Ort für dich und mich«, sagte Alan stirnrunzelnd. »Das ist ein Ort, den sie zu bewachen pflegen.«

Und damit lief er schneller als je, zum Wasser hinunter, an eine Stelle, wo der Fluß durch drei Felsblöcke in die Hälfte geteilt war. Mit schrecklichem Brausen stürzte das

Wasser hindurch, daß mir das Zwerchfell zitterte.

Alan sah nicht rechts und nicht links, sondern sprang glatt auf den mittleren Felsen, wo er auf Hände und Knie fiel, um sich fest zu klammern, denn der Felsen war nicht groß, und er hätte leicht auf der anderen Seite hinunterfallen können. Ich hatte kaum Zeit, die Entfernung abzuschätzen oder mir der Gefahr bewußt zu werden, ehe ich ihm auch schon nachgesprungen war und er mich bereits aufgefangen und aufgehalten hatte.

So standen wir denn Seite an Seite auf einem kleinen, von schäumender Gischt schlüpferigen Felsen, inmitten des tobenden Flusses, einen weit größeren Sprung vor als hinter uns. Als ich sah, wo ich mich befand, überfiel mich eine tödliche Angst, und ich bedeckte meine Augen mit den Händen. Alan schüttelte mich und ich sah, daß er zu mir sprach, aber ich konnte in dem Brüllen des Wasserfalles und meinem verwirrten Geisteszustand nicht ein einziges Wort

verstehen. Ich sah nur, daß sein Gesicht rot vor Zorn war, und daß er mit den Fuß auf den Felsen stampfte. Ich sah auch die Wassermassen vorbeitoben und die Nebel des spritzenden Wassers in der Luft hängen; da legte ich nochmals die Hände vor die Augen und zitterte.

Im nächsten Augenblick hatte mir Alan die Schnapsflasche an die Lippen gesetzt und zwang mich, eine Viertelpinte zu trinken; das Blut stieg mir zu Kopf. Dann legte er seine Hände an den Mund und seinen Mund an mein Ohr und schrie, »hängen oder ertrinken!« drehte mir den Rücken, sprang über den breiteren Arm des Flusses und landete heil und sicher am drüberen Ufer.

Ich stand nun allein auf dem Felsen, wodurch ich etwas mehr Platz gewonnen hatte. Die Ohren klangen mir vom Branntwein. Ich hatte das gute Beispiel frisch vor meinen Augen und noch eben genug klaren Menschenverstand um zu erkennen, daß ich, wenn ich nicht gleich springe, niemals springen werde. Ich ging

tief in die Knie und warf mich vor mit der ganzen Macht, die mir Wut und Verzweiflung gab – eine Kraft, die mir schon manchesmal mangelnden Mut ersetzt hatte. Immerhin reichten nur meine Hände weit genug, ich rutschte ab, faßte wieder Halt, rutschte wieder und glitt wieder in das Wasser zurück, als mich Alan faßte, erst an den Haaren, dann am Kragen und mich mit großer Anstrengung ans Land zog.

Er sprach kein einziges Wort, sondern rannte sofort weiter, um sein Leben, und ich mußte auf die Füße krabbeln und ihm nachrennen. Ich war schon vorher müde gewesen, jetzt aber war ich elend und zerschlagen und halb betrunken. Ich stolperte immerfort, während des Laufens, ich empfand ein Stechen, das mich beinah übermannt hätte, und als Alan wieder stehen blieb – unter einem großen Felsen, der da inmitten vieler anderer stand – war es keineswegs zu früh für David Balfour.

Ich sagte ein großer Felsen, aber eigentlich waren es zwei, die mit den Spitzen gegen

einander lehnten, beide einige zwanzig Fuß hoch und auf den ersten Anblick unbesteigbar. Sogar Alan (obwohl man von ihm ruhig behaupten kann, er hätte so gut wie vier Hände), bemühte sich zweimal vergeblich, sie zu erklettern. Erst beim dritten Versuch – und dann nur mit Hilfe meiner Schultern, auf die er stieg und von wo aus er mit solcher Gewalt in die Höhe sprang, daß ich meinte, er breche mir das Schlüsselbein – gelang es ihm, uns eine Zuflucht zu sichern. Einmal oben, ließ er seinen Ledergürtel herunter und mit dessen Hilfe und einigen seichten Vertiefungen im Stein, so daß ich mit den Füßen etwas Halt fassen konnte, kletterte ich zu ihm hinauf.

Dann erst erkannte ich, wozu wir hier heraufgekommen waren. Die beiden Felsen waren nämlich oben etwas ausgehöhlt und gegeneinander geneigt, so daß sie eine Art Schüssel bildeten, wo etwa drei oder vier Männer versteckt hätten liegen können.

Während der ganzen Zeit hatte Alan kein Wort gesprochen, war immer gelaufen und

geklettert, in so wilder, wortloser, wahnsinniger Eile, daß ich wohl wußte, er sei in Todesangst und fürchte ein Mißlingen seines Vorhabens. Sogar jetzt, da wir auf dem Felsen waren, sagte er nichts, sondern warf sich flach nieder, guckte nur mit einem Auge über den Rand unseres Versteckes und spähte scharf nach allen Seiten. Es war nun heller Tag geworden. Wir konnten den steinigen Abhang bis ins Tal hinunter sehen, er war ganz mit Felsen besät, und den Fluß von einem Ende zum anderen mit seinen weißen Wasserfällen verfolgen. Aber nirgends war der Rauch irgend eines Hauses oder ein lebendes Wesen zu erblicken, nur einige Adler kreisten schreiend um eine Felsenzacke.

Jetzt endlich lächelte Alan.

»Ja,« sagte er, »jetzt haben wir eine Chance,« dann sah er mich an und lächelte vergnügt: »Kein sehr wackerer Springer, wie?« sagte er.

Bei diesen Worten wurde ich wohl zornrot, denn er fügte gleich hinzu: »Na, na! Dich trifft keine Schuld! Sich zu fürchten und es doch zu tun – das werden die tapfersten Männer! Und außerdem war Wasser dort und Wasser ist etwas, was sogar mich erschreckt. Nein, nein,« sagte Alan, »es ist nicht deine, es ist meine Schuld.«

Ich fragte ihn warum. »Weil ich mich heut' nachts wie ein Dummkopf benommen habe. Denn erstens bin ich einen falschen Weg gegangen – und das in meinem Heimatlande Appin – so daß uns der Tag an einem Orte überrascht hat, wo wir niemals hätten sein sollen, und dank dessen liegen wir hier nicht ganz ungefährdet und ziemlich unbequem. Und außerdem (was das Schlimmere von beiden ist, für einen, der solange in der Heide gelebt hat wie ich) habe ich keine Wasserflasche, und so werden wir hier einen ganzen Sommertag lang liegen müssen, mit nichts anderem als reinem Schnaps. Du glaubst vielleicht, das sei nicht so schlimm, aber wir sprechen noch darüber bevor es Abend wird, David!«



Ich wollte gerne meinen guten Ruf wieder herstellen und bot ihm an, hinunterzulaufen und die Flasche beim Fluß zu füllen, wenn er den Schnaps ausgießen wollte.

»Ich möchte auch den guten Branntwein nicht vergeuden«, sagte er. »Er war dir heute nacht ein guter Freund, denn meiner Meinung nach, säßest du ohne ihn jetzt noch auf diesem Stein. Und überdies könntest du bemerkt haben (der du doch ein Mann von so durchdringendem Verstande bist), daß Alan Breck Stewart vielleicht etwas schneller als gewöhnlich ging.«

»Du!« rief ich, »du bist wie ein Rasender gelaufen.«

»Wirklich?« sagte er. »Na, dann kannst du dich darauf verlassen, daß keine Zeit zu verlieren war. Und jetzt haben wir genug gesprochen. Leg' dich schlafen, mein Junge, und ich werde Wache halten.«

So legte ich mich denn nieder, um zu schlafen. Oben auf dem Felsen war ein

Stückchen moosbewachsene Erde, wo auch einige Farenkräuter wuchsen, und dies diente mir als Bett. Das letzte, was ich hörte, war das Schreien der Adler.

Ich glaube, es dürfte gegen neun Uhr morgens gewesen sein, als mich Alan plötzlich weckte, indem er mir seine Hand fest auf den Mund preßte.

»Psst!« flüsterte er, »du hast geschnarcht.«

»Ja«, sagte ich erstaunt über seine ängstliche und finstere Miene, »und warum nicht?«

Er guckte vorsichtig über den Rand des Felsens und winkte mir, dasselbe zu tun.

Es war jetzt heller Tag, keine Wolke zu sehen und sehr heiß. Das ganze Tal lag so klar vor uns wie ein Bild. Ungefähr eine halbe Meile oberhalb des Wassers war ein Soldatenlager. Ein großes Feuer brannte in der Mitte, und Soldaten standen daran und kochten ihr Essen. Nicht weit davon, auf

einem Felsen, der beinahe ebenso hoch war wie der unsrige, stand ein Posten, dessen Waffen in der Sonne glitzerten. Die ganze Strecke entlang, den Fluß abwärts, waren andere Posten aufgestellt, bald dichter, bald weiter von einander entfernt.

Ich tat nur einen Blick auf sie und duckte mich gleich wieder in mein Versteck. Es war auch wirklich seltsam, dieses Tal, das noch vor kurzem so einsam im Dämmerlicht gelegen hatte, jetzt von Waffen blitzend und mit roten Röcken und Hosen gesprenkelt zu sehen.

»Siehst du,« sagte Alan, »davor habe ich mich gefürchtet, Davie: daß sie das Wasser bewachen würden. Vor zwei Stunden fingen sie an langsam herein zu rücken, aber Mensch, bist du ein Schläfer! Viel Platz haben wir hier nicht. Wenn sie den Hang hinauf gehen, können sie uns leicht mit einem Glas entdecken, aber wenn sie nur unten im Tal bleiben, dann geht es vielleicht doch. Die Posten stehen flußabwärts nicht

so dicht, und wenn die Nacht einbricht,  
könnten wir versuchen, durchzukommen.«

»Und was sollen wir inzwischen tun?«  
fragte ich.

»Hier liegen,« sagte er »und abbrennen.«

Und »abbrennen« war wirklich unsere einzige Beschäftigung für den ganzen langen Tag. Man muß bedenken, daß wir auf dem kahlen Felsen lagen wie Kuchen auf dem Roste. Die Sonne schien erbarmungslos auf uns nieder, der Stein wurde so heiß, daß man ihn kaum berühren konnte, und das kleine Fleckchen Erde und Faren, das kühler blieb, war nur für einen groß genug. Wir lagen abwechselnd auf dem bloßen Fels, was der Stellung eines Märtyrers gleichkam, der auf dem Roste gebraten wird. Es kam mir in den Sinn, wie seltsam es sei, daß ich im Laufe weniger Tage so grausam erst Kälte – auf meiner Insel – und jetzt Hitze – auf diesem Felsen – leiden mußte.

Wir hatten die ganze Zeit kein Wasser zu trinken, nur puren Branntwein, was schlechter war als garnichts. Aber wir gruben die Flasche, so gut es ging, in die Erde ein, um sie möglichst kühl zu halten, und feuchteten uns dann Brust und Schläfen an.

Die Soldaten blieben den ganzen Tag unten im Tal, wechselten ihre Posten ab und patrouillierten in kleinen Abteilungen zwischen den Felsen. Deren gab es ringsherum so viele, daß dort einen Menschen suchen ungefähr so viel hieße, wie eine Nadel in einem Bündel Heu finden. Da dies nun eine so hoffnungslose Aufgabe war, wurde sie mit der geringstmöglichen Sorgfalt unternommen. Wir konnten jedoch sehen, wie Soldaten ihre Bajonette hin und wieder in einen Heidebusch stießen, wobei es mich eiskalt überlief, oder sich um unseren Felsen herumtrieben, daß wir nicht zu atmen wagten.

Je weiter der Tag fortschritt, um so unerträglicher wurde die Langeweile und Qual dieser Stunden, denn der Felsen wurde immer heißer, und die Sonne brannte immer stärker.

Endlich gegen zwei Uhr war es nicht mehr auszuhalten, auch hatten wir jetzt nicht nur Qualen auszustehen, sondern Versuchungen zu widerstehen. Denn die Sonne stand nun ein Stückchen weiter westlich, und so fiel auf die östliche, von den Soldaten abgewendete Seite unseres Felsens ein wenig Schatten.

»Ein Tod ist so gut wie der andere,« sagte Alan und glitt hinüber auf die schattige Seite.

Ich folgte ihm sofort und fiel augenblicklich der Länge nach nieder, so müde und schwindlig war ich. Hier lagen wir also ein oder zwei Stunden lang, ganz schwach und mit schmerzenden Gliedern, frei vor den Blicken der Soldaten, wären sie diesseits des Weges gekommen. Aber

keiner kam vorbei, alle gingen an der anderen Seite vorüber, so daß unser Fels uns auch in dieser neuen Stellung als Schutz diene.

Endlich kamen wir langsam wieder ein wenig zu Kräften, und da die Soldaten jetzt näher am Flusse lagen, machte Alan den Vorschlag, einen Aufbruch zu wagen. Ich fürchtete in diesem Augenblick nur eines auf der ganzen Welt: noch länger auf diesem Felsen liegen zu müssen. Alles andere war mir erwünscht. So machten wir uns sofort marschbereit und schlüpfen einer hinter dem anderen von Fels zu Fels, bald krochen wir im Schatten flach auf dem Bauch, bald rannten wir Hals über Kopf.

Da die Soldaten diesen Teil des Tales in ihrer Art abgesucht hatten und auch vielleicht von der schwülen Nachmittagsluft müde waren, hatten sie ihre Wachsamkeit sehr verringert und standen schläfrig auf ihren Posten oder behielten eigentlich nur das Flußufer im Auge, so daß, wenn wir uns in der Richtung

des Flusses an der Bergseite hielten, wir uns ständig von ihnen entfernten. Aber es war ein ziemlich ermüdendes Unternehmen. Ein Mann hätte tausend Augen bedürft, um in dieser unebenen Gegend, in Rufweite so vieler verstreut stehender Posten verborgen zu bleiben. Mußten wir an einer freien Stelle vorbei, so war nicht nur höchste Schnelligkeit notwendig, sondern auch rasche Beurteilung und richtige Erkenntnis des Terrains, sowohl in bezug auf die ganze Gegend, als auch jedes einzelnen Steines, auf den wir unseren Fuß setzen wollten. Denn es herrschte nun eine so vollkommene, tiefe Nachmittagsstille, daß ein rollendes Steinchen einen Lärm gleich einem Pistolenschuß verursacht hätte, der von allen Seiten laut widerhallt wäre.

Um die Zeit des Sonnenunterganges hatten wir trotz dem langsamen Vorwärtskommen eine hübsche Strecke zurückgelegt, wenngleich der Wachposten auf dem Felsen noch immer deutlich zu sehen war. Aber jetzt erblickten wir etwas, das jede Spur



von Angst verscheuchte, das war ein tiefer, rauschender Bach, der sich hier durchwand, um in den Fluß zu münden. Kaum hatten wir ihn erblickt, so stürzten wir zu Boden und tauchten Kopf und Schultern in das Wasser, und ich weiß nicht, ob es die Kühle des Stromes, der sich über uns ergoß, oder die Lust des Trinkens war, die uns erquickender schien.

Wir lagen dort vom Uferrand geschützt und tranken wieder und immer wieder und badeten unsere Brüste und ließen die Handgelenke ins fließende Wasser hängen, bis uns die Kälte schmerzte. Endlich zogen wir, herrlich gestärkt, unser Mehlsäckchen hervor und machten uns in der Eisenpfanne einen Haferbrei, der zwar nur ein Gemisch von kaltem Wasser und Hafermehl ist, aber für einen hungrigen Mann eine ganz gute Mahlzeit bildet. Und wenn man keine Möglichkeit hat, ein Feuer anzuzünden, oder wie in unserem Falle seine guten Gründe dafür, es nicht zu tun, so ist es der Hauptbehelf jener, die sich für die Heide entschieden haben.

Sobald die Schatten der Nacht sich herabsenkten, machten wir uns wieder auf den Weg, anfangs mit derselben Vorsicht wie bisher, später aber wurden wir kühner und schritten aufrecht und ziemlich schnell vorwärts. Der Weg führte versteckt und hin- und hergewunden, an der Steilseite des Abhanges entlang und um vorstehende Felsen herum. Mit der Dämmerung waren Wolken aufgestiegen, die Nacht war finster und kühl, und ich ging ohne große Ermüdung, aber in ständiger Angst, niederzufallen und den Berg hinunterzurollen ohne jede Ahnung von unserer Richtung.

Endlich stieg der Mond auf und fand uns immer noch auf der richtigen Fährte. Er war in seinem letzten Viertel und lange Zeit stark von Wolken verdeckt. Aber schließlich verschwanden auch diese, und der Mond schien hell am Himmel, spiegelte sich tief unten in einer schmalen Meeresbucht, während sich oben die Berggipfel finster abhoben gegen die Helle.

Wir hielten beide bei diesem Anblick inne:  
ich, überrascht so hoch und wie es schien  
über Wolken zu wandern; Alan, um sich  
genau zurecht zu finden.

Er schien sehr befriedigt und hielt uns  
zweifelloos außer Hörweite der Feinde, denn  
während des ganzen restlichen  
Nachtmarsches verkürzte er uns den Weg  
durch Pfeifen; da gab es allerhand  
Melodien: kriegerische, fröhliche, traurige,  
Marschlieder, die den Fuß im Takte hielten,  
Lieder meines südlicheren Heimatlandes,  
die mir die Sehnsucht, heim zu kommen,  
im Herzen weckten – und all dies, einsam  
in den großen, dunklen, öden Bergen, die  
auf uns herabsahen.

# Kapitel XXI

## Die Flucht über die Heide: Das Moor

Obwohl es im Juli früh zu tagen beginnt, gelangten wir doch noch zur Zeit der Dunkelheit an unseren Bestimmungsort. Es war eine Schlucht: das Wasser stürzte zwischen hohen Bergwänden nieder, und auf der einen Seite befand sich eine enge Höhle. Ein kleines, hübsches Birkenwäldchen, das höher oben zu einem Fichtenwald wurde, stand dicht daran. Der Bach war voll Forellen, der Wald voll Ringeltauben. Es war die Schlucht von Corrynakiegh, und obwohl sie wegen ihrer hohen Lage und der Nähe des Meeres meist im Nebel lag, war es doch ein sehr schöner Ort, und die fünf Tage, die wir dort verbrachten, vergingen sehr angenehm.

Wir schliefen in der Höhle, machten uns aus Heidekraut, das wir zu diesem Zwecke abschnitten, ein Lager zurecht und deckten

uns mit Alans großem Mantel zu. An einer verborgenen, tief gelegenen Stelle zündeten wir sogar manchmal ein Feuer an, so daß wir, wenn der Nebel einfiel, uns wärmen konnten, eine heiße Suppe kochten und die kleinen Forellen brieren, die wir mit unseren Händen unter den Steinen und den überhängenden Ufern gefangen hatten. Das war unser Hauptvergnügen und unsere Hauptbeschäftigung. Und nicht nur um unser Mehl für schlimmere Zeiten zu sparen, auch aus sportlichem Vergnügen und Ehrgeiz verbrachten wir den größten Teil des Tages am Wasser, und tappten nur halb bekleidet nach den Fischen. Die größten, die wir fingen, waren vielleicht ein Viertel Pfund schwer, aber das Fleisch war schmackhaft und auf den Kohlen geröstet, schienen sie uns köstlich; nur ein bißchen Salz hätten wir benötigt.

In der übrigen Zeit lehrte mich Alan mein Schwert führen, denn meine Unkenntnis hatte mich beschämt und bekümmert. Auch dürfte Alan, da ich beim Fischen manchesmal größere Erfolge hatte, nicht

ungehalten gewesen sein, sich einer Beschäftigung zuzuwenden, bei der er mir so überlegen war. Er machte mir die Sache etwas saurer als notwendig gewesen wäre, denn er schimpfte und schrie während der Stunden ununterbrochen auf mich los und stürmte so hart auf mich ein, daß auf mich los und stürmte so hart auf mich ein, daß ich oft davon überzeugt war, er werde mir das Schwert durch den Leib rennen. Gar oft geriet ich in Versuchung, davon zu laufen, behauptet aber doch stets meinen Platz und lernte in diesen Stunden ziemlich viel – und wäre es auch nur gewesen, mit ruhiger Miene dazustehen und auf meiner Hut zu sein, was oft das Wichtigste ist. Obwohl ich es meinem Lehrer niemals recht machen konnte, war ich mit mir selbst nicht unzufrieden. Inzwischen aber vergaßen wir auch unseren Hauptzweck, nämlich fortzukommen, nicht.

In mir tauchte zwar der Gedanke auf, daß ich sicherer wäre, wenn ich mich von Alan trennen könnte, da seine Kleider allein ihn schon verrieten, während ich meiner

eigenen Sache offen hätte nachgehen können. Auch war das noch nicht alles. Gesetzt auch den Fall, ich würde allein angehalten, so spräche doch wenig gegen mich. Aber wäre ich in Gesellschaft des berüchtigten Mörders aufgegriffen worden, dann erst wäre mein Fall bedenklich geworden. Großmut jedoch hinderte mich, meine Ansicht über diesen Punkt offen auszusprechen, aber ich dachte doch immer daran. Auch hatte Alan, da er bis Frankreich, ich hingegen nur bis Queensferry gelangen mußte, verhältnismäßig weniger Geld als ich; so daß seine Gesellschaft nicht nur eine Lebensgefahr für mich, sondern auch eine Belastung meines Geldbeutels war.

Aber in dem ehrlichen Kopfe meines Freundes war kein Gedanke an dergleichen. Er glaubte, daß er mir Hilfe und Schutz gewähre. Was konnte ich da anderes tun, als schweigen, mich ärgern und abwarten?

Wir machten uns also wieder auf den Weg, und mehr als elf Stunden ununterbrochenen

Wanderns brachte uns zeitlich in der Früh an das Ende einer Bergkette. Vor uns lag ein Stück tief liegendes, ödes Land, das wir zu durchschreiten hatten. Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen und schien uns gerade in die Augen. Ein schwacher, dünner Nebel stieg von dem Moorland wie Rauch empor, so daß (wie Alan sagte) zwanzig Schwadronen Soldaten dort hätten liegen können, ohne daß wir sie gesehen hätten.

Wir setzten uns also nieder und warteten, bis sich der Nebel hob, machten uns einen Haferbrei und hielten Kriegsrat.

»David,« sagte Alan, »das Heikle an der Sache ist, ob wir hier bis abends liegen sollen oder unsere Wanderung fortsetzen?«

»Na,« sagte ich, »ich bin zwar müde, aber ich könnte schon noch einmal so weit gehen, wenn es sein müßte.«

»Ja, aber das ist nicht alles, nicht einmal die Hälfte,« sagte Alan. »Die Sache steht so:



Appin bedeutet für uns beide den Tod. Südlich ist alles voll Campbells, also ist nicht daran zu denken. Nördlich – ja nördlich haben wir nichts zu suchen, weder du, der nach Queensferry will, noch ich, der nach Frankreich soll. Also könnten wir östlich wandern.«

»Also auf nach Osten,« sagte ich ganz vergnügt, aber im Stillen dachte ich: »Oh Mensch! wolltest du dich nur für eine Himmelsrichtung entscheiden und mich eine andere wählen lassen, das wäre für uns beide das Beste.«

»Ja aber im Osten, siehst du, da ist das Moor«, sagte Alan. »Einmal draußen, ist es nur mehr ›Kopf oder Schrift‹ für uns! Dort in diesem kahlen, nackten, flachen Land, wo sollte man sich da verstecken? Kommen die Rotröcke um einen Hügel herum, können sie dich meilenweit sehen und würden dich bald niederreiten mit den Hufen ihrer Pferde. Das ist kein günstiges Terrain, David, und ich muß gestehen, es ist bei Tageslicht schlimmer als im Finsternen.«

»Alan,« sagte ich, »höre mich an: Appin bedeutet für uns beide den Tod. Wir haben weder zu viel Geld noch zu viel Mehl. Je länger sie uns suchen, um so eher werden sie erraten, wo wir sind. Eine Gefahr ist überall. Und so stimme ich dafür, vorwärts zu gehen, bis wir umfallen.«

Alan war begeistert. »Es gibt Augenblicke,« sagte er, »da du allzu besonnen bist und nichts als ein Whig, nicht die geeignete Gesellschaft für einen Herrn meiner Art. Aber dann kommen wieder Augenblicke, wo du dich mutsprühend zeigst und dann, David, liebe ich dich wie einen Bruder.«

Der Nebel hob sich und schwand dahin, und enthüllte uns dieses Land, das öde wie das Meer vor uns lag. Nur Sumpfvögel flogen schreiend darüber hin, und weit hinten im Osten bewegten sich einige Stück Rotwild, wie kleine Flecken. Nie sah ein Mensch eine ödere oder traurigere Gegend. Aber wenigstens waren seine Truppen zu sehen, und das war für uns die Hauptsache.

So gingen wir also hinab in die Einöde und begannen die mühsame und von unserem eigentlichen Ziele abweichende Reise in östlicher Richtung. Rings ragten die Spitzen der Berge empor, nicht zu vergessen! von denen aus wir jeden Augenblick gesehen werden konnten. So mußten wir uns hauptsächlich in den tiefer gelegenen Teilen des Moorlandes halten, und bogen diese von unserer Richtung ab, mußten wir mit unendlicher Vorsicht über die flache Oberfläche hinkriechen. Oft mußten wir eine halbe Stunde lang von einem Heidebusch zum anderen schleichen, wie Jäger, die dem Wilde hart auf der Spur sind. Der Tag war wieder klar und die Sonne brannte hell. Das Wasser in unserer Schnapsflasche war bald verbraucht, und hätte ich gewußt, was es heißt, die halbe Zeit auf dem Bauche kriechen, und den größten Teil der übrigen beinahe knietief im Sumpfe waten – ich hätte ein so mörderisches Unternehmen nie begonnen.

Wir plagten uns und rasteten und plagten uns wieder während des ganzen Vormittags.

Gegen Mittag legten wir uns in ein dichtes Gebüsch, um zu schlafen. Alan übernahm die erste Wache, und mir schien es, als hätte ich eben erst die Augen geschlossen, als er mich schüttelte und weckte, damit ich meinerseits wache. Wir hatten keine Uhr, nach der wir uns hätten richten können, und so steckte Alan einen Zweig in den Boden, daß ich am Schatten, den er warf, die Zeit erkennen könne, um ihn zu wecken. Ich war aber so müde, daß ich zwölf Stunden in einem Zuge hätte schlafen können. Der Schlaf steckte mir in der Kehle. Von Zeit zu Zeit gab ich mir einen kleinen Ruck, aber ich schlief doch immer wieder ein.

Als ich das letztmal aufwachte, hatte ich das Gefühl, aus weiter Ferne zurückzukommen. Die Sonne schien mir ein hübsches Stück weit am Himmel vorgerückt zu sein. Ich sah nach dem Zweig in der Erde, und da hätte ich beinahe laut aufgeschrien, denn ich sah, daß ich Alans Vertrauen mißbraucht hatte. Ich war halb verrückt vor Angst und Scham. Als ich aber weiter um mich blickte, über das vor uns

liegende Moor, da stand mir das Herz vor Schrecken stille. Es war, zweifellos während ich schlief, eine Abteilung berittener Soldaten herangekommen, die sich uns vom Südosten her näherten und, sich fächerförmig ausbreitend, in den tiefer gelegenen Teile des Moores hin- und herritten.

Als ich Alan weckte, warf er erst einen Blick auf die Soldaten, dann auf das Zeichen und die Stellung der Sonne, runzelte die Stirne, warf mir plötzlich einen bösen und ängstlichen Blick zu – und das war alles, was ich an Vorwurf von ihm zu hören bekam.

»Was sollen wir jetzt machen,« fragte ich.

»Wir werden wie die Hasen laufen müssen,« sagte er. »Siehst du dort den Berg?« und er zeigte auf einen am nordöstlichen Horizont.

»Ja,« sagte ich.

»Dorthin müssen wir zu kommen trachten,«  
sagte er. »Er heißt Ben Alder; es ist ein  
wilder, kahler Berg, voll Felsen und  
Höhlen, und erreichen wir ihn vor  
Morgengrauen, so könnten wir noch  
davonkommen.«

»Aber Alan,« rief ich, »das führt uns ja den  
herankommenden Soldaten mitten über den  
Weg.«

»Ich kenne das zur Genüge,« sagte er, »aber  
jagen sie uns nach Appin zurück, so sind  
wir so gut wie tot. Also, David, mein Junge,  
mach schnell.«

Und damit fing er an, mit unglaublicher  
Geschwindigkeit auf Händen und Knien  
vorwärtszulaufen, als wäre dies seine  
natürliche Gangart. Auch wand er sich die  
ganze Zeit durch die tiefer gelegenen Teile  
des Moorlandes, wo wir am besten  
versteckt waren. Unser Gesicht war so nahe  
dem Boden, daß der feine, rauchartige  
Staub, den wir aufwirbelten, uns in Nase,  
Mund und Augen stieg. Wir hatten schon

längst kein Wasser mehr, und in dieser Stellung zu laufen, auf Händen und Knien nämlich, ist so über alle Maßen anstrengend und ermüdend, da einen alle Gelenke schmerzen, und insbesondere die Handgelenke unter der Last des eigenen Gewichtes zu versagen scheinen.

Hin und wieder mußten wir auch wirklich, wenn wir einen größeren Busch erreichten, keuchend ein wenig inne halten. Als wir die Blätter zurückbogen, um nach den Soldaten zu sehen, fanden wir, daß sie uns noch nicht erspäht hatten, denn sie hielten genau ihre Richtung bei. Ich war noch gerade im richtigen Augenblick aufgewacht; ein wenig später und wir hätten vor ihnen davonlaufen müssen, statt seitlich zu entschlüpfen. Aber auch so konnte uns noch das kleinste Mißgeschick verderben. Und wenn hin und wieder ein Haselhuhn die Flügel schlagend vom Boden aufflog, so lagen wir regungslos in der Heide und wagten nicht zu atmen.

Schmerz und Schwäche, das Klopfen meines Herzens, meine wunden Hände und das Brennen im Hals und in den Augen, von dem fortwährend aufsteigenden Staub und Rauch, wurden bald so unerträglich, daß ich gerne alles aufgegeben hätte. Nur die Angst vor Alan flößte mir genügend Mut (eine falsche Art Mut) ein, um fortzufahren. Was ihn selbst anbelangte ( und man muß bedenken, daß er noch einen großen Mantel zu tragen hatte), so war er erst purpurrot im Gesicht geworden, aber mit der Zeit kamen auch weiße Flecken heraus; sein Atem ging pfeifend und zischend zwischen seinen Lippen und seine Stimme klang nicht mehr menschlich, wenn er mir, während der kurzen Rasten, eine Bemerkung ins Ohr flüsterte. Aber er schien in keiner Weise niedergedrückt oder entmutigt, oder seine Energie im geringsten vermindert, so daß ich die Ausdauer dieses Mannes zu bewundern anfang.

Endlich, bei Einbruch der Dunkelheit, hörten wir einen Trompetenstoß und durch die Heidebüsche zurückblickend sahen wir,



daß die Truppen sich zu sammeln begannen. Kurz nachher hatten sie ein Feuer angezündet und für die Nacht ein Lager aufgeschlagen, ungefähr in der Mitte der Ebene.

Da bat und flehte ich, daß wir uns auch hinlegten und schliefen.

»Heute Nacht gibt es keinen Schlaf«, sagte Alan. »Von jetzt ab werden deine faulen Dragoner von den Bergen aus Wache halten über das Moorland, und keiner wird mehr aus Appin herauskommen, außer den Vögeln in der Luft. Wir kamen noch eben im letzten Augenblick durch, und sollten wir jetzt aufs Spiel setzen, was wir gewonnen? Nein, nein, kommt der Morgen, so soll er dich und mich in einem fernen Winkel des Ben Alders finden.«

»Alan,« sagte ich, »es ist nicht guter Wille, an dem es mir fehlt, mir fehlt die Kraft. Könnte ich, so wollte ich auch. Aber so wahr ich lebe, ich kann nicht mehr!«

»Gut also,« sagte Alan, »dann werde ich dich tragen.« Ich sah ihn an, denn ich glaubte, er mache einen Scherz. Aber nein, der kleine Mann war toternst und der Anblick so großer Entschlossenheit beschämte mich.

»Geh voran!« sagte ich. »Ich folge.«

Er warf mir einen Blick zu, als wollte er sagen: »Bravo, David, gut gesprochen!« und vorwärts lief er so schnell er konnte.

Es wurde kühler und sogar etwas dunkler – aber nicht sehr viel – je weiter die Nacht vorrückte. Der Himmel war wolkenlos. Es war Anfang Juli und wir befanden uns ziemlich weit im Norden. Es hätte guter Augen bedurft, um lesen zu können, aber ich habe immerhin schon dunklere Wintertage gesehen, als diese Sommernacht. Es fiel nun ein starker Tau, der wie Regen das Moorland tränkte und mich ein wenig erfrischte. Hielten wir einen Augenblick an, um Atem zu schöpfen, so daß ich ein wenig um mich sehen konnte,

so erfüllte mich Bewunderung beim  
Anblick der Klarheit und Schönheit der  
Nacht, der dunklen wie im Schläfe  
ruhenden Gestalten der fernen Berge und  
des hinter uns aufflackernden und  
hinschwindenden Feuers, wie ein heller  
Fleck inmitten des dunklen Moores. Und  
wilde Wut überkam mich plötzlich, daß ich  
mich hier zu Tode quälen müsse und Staub  
fressen wie ein Wurm.

Nach all dem was ich in Büchern gelesen,  
glaube ich, daß wohl keiner von denen, die  
je eine Feder geführt, wirklich jemals müde  
gewesen sein dürfte; sonst hätten sie mehr  
darüber geschrieben. Mir war mein Leben  
gleichgültig geworden, das vergangene  
sowie das zukünftige, und ich erinnerte  
mich kaum noch eines Jünglings namens  
David Balfour. Ich dachte nur voll  
Verzweiflung an jeden einzelnen Schritt,  
von dem ich mit Sicherheit annahm, es  
wäre mein letzter, und ich haßte Alan, der  
Schuld daran war. In all diesen Stunden  
kam es mir nie in den Sinn, daß ich freie  
Wahl hätte; nur daß ich zu gehorchen hätte,

solange ich eben konnte, um dann  
gehorsam zu sterben.

Der Tag brach an, nach Jahren wie es mir schien. Um diese Zeit hatten wir die größte Gefahr hinter uns, und durften wie Menschen auf unseren Füßen gehen anstatt wie Tiere zu kriechen. Aber du lieber Himmel! Wir müssen ein nettes Paar gewesen sein. Wir stolperten gleichsam wie Urgroßväter und kleine Kinder in einer Person, und unsere Gesichter waren bleich, wie die von Leichen. Keiner sprach ein Wort, jeder kniff den Mund zusammen und stierte vor sich hin; wir hoben die Füße wie eine Zentnerlast. Die ganze Zeit über schrieen die Vögel in der Heide »Piep« und im Osten wurde es immer heller und heller.

Ich darf wohl sagen, es ging Alan genau so wie mir. Nicht etwa, daß ich ihn einen Augenblick lang angesehen hätte, ich hatte genug damit zu tun, meine Füße zu heben. Aber es ist klar, daß er ebenso blöde war vor Müdigkeit wie ich selbst und ebenso wenig achtgab, wohin wir gingen, sonst

wären wir nicht wie Blinde in einen Hinterhalt geraten.

Das geschah folgendermaßen: Wir gingen einen Abhang hinunter, Alan voran, ich ein oder zwei Schritte hinterdrein, wie der Spielmann mit seiner Frau. Da raschelte es plötzlich im Heidegras und drei oder vier zerlumpfte Kerle sprangen hervor. Im nächsten Augenblick lagen wir auf dem Rücken, jeder einen Dolch an der Kehle.

Ich glaube, es war mir alles gleichgültig: meine früheren Schmerzen überwogen noch bei weitem die Schmerzen, die mir diese rohe Behandlung verursachte. Und ich war nur allzu froh, nicht mehr weiter gehen zu müssen, als daß mir an einem Dolch etwas gelegen wäre. Ich lag und sah dem Manne, der ihn hielt, gerade ins Gesicht. Ich erinnere mich, daß sein Gesicht sehr sonnverbrannt war und seine Augen leuchteten, aber ich hatte keine Angst vor ihm. Ich hörte Alan mit einem anderen in gälischer Sprache flüstern, aber was sie sprachen, war mir ganz gleichgültig.

Dann entfernten sie die Dolche, nahmen uns unsere Waffen ab und Alan und ich saßen einander in der Heide gegenüber.

»Das sind Clunys Leute,« sagte Alan. »Wir hätten es nicht leicht besser treffen können. Wir müssen nur hier bei ihren vordersten Posten warten, bis sie ihrem Hauptmann die Nachricht meiner Ankunft überbracht haben.«

Cluny Macpherson, der Hauptmann des Clans Vourish, war vor sechs Jahren einer der Führer des großen Aufstandes gewesen. Es war eine Belohnung auf sein Leben gesetzt worden und ich glaubte, er wäre längst in Frankreich. So müde ich auch war, hätte ich doch wahrscheinlich noch weiter gefragt, aber Alan machte ein Ende und sagte: »Ich bin sehr müde und möchte gern schlafen.« Und ohne noch ein Wort zu verlieren, drehte er sich um, legte das Gesicht ins Heidegras und schien im selben Augenblick auch schon zu schlafen. Bei mir war nichts dergleichen möglich.

Als die Posten zurückkamen und meldeten, daß Cluny sich sehr freuen würde, uns zu empfangen, mußten wir wieder auf die Beine und weiter wandern.

Alan war in bester Laune und Verfassung. Ich für mein Teil aber verspürte – so schwer mir vorher alle meine Glieder waren – jetzt eine schreckliche Art von Leichtigkeit, die mich am Gehen hinderte.

Ich sah, wie Alan die Stirn runzelte, und glaubte, er wäre zornig und das verursachte mir eine kindische Angst. Ich erinnerte mich auch, daß ich lächelte und nicht aufhören konnte zu lächeln, so sehr ich mich auch bemühte, denn ich hielt es nicht für angemessen. Aber mein braver Geselle hatte nur Gutes im Sinn, und im nächsten Augenblick faßten mich zwei Männer an den Armen und trugen mich, wie es mir schien, sehr schnell davon, obwohl es in Wirklichkeit nur sehr langsam vorwärts ging durch ein Labyrinth von Höhlen und Tälern, bis wir ins Innerste dieses schrecklichen Berges Ben Alders gelangten.





## Kapitel XXII

### Clunys Höhle

Endlich kamen wir zu einem besonders steilen Wald, der einen felsigen Hang hinankroch, und an einem jähem Abgrund lag.

»Hier ist es,« sagte einer der Führer und wir kletterten den Hügel hinauf.

Die Bäume hingen an dem Abhang wie Matrosen an den Schiffstauen, und die Baumstämme waren wie Leitersprossen, auf denen wir hinaufstiegen.

Ganz oben und knapp an der Grenze zwischen Felsenspitze und Laubwerk fanden wir dieses seltsame Haus, das im Lande unter dem Namen »Clunys Höhle« bekannt war. Einige Baumstämme waren mit einander verbunden und dazwischen noch ein paar Holzpfähle zur Verstärkung

in den Boden gesteckt worden, die Erde hinter dieser Barrikade war dann geebnet und als Fußboden flach getreten. Ein Baum, der vom Abhang her in die Höhe wuchs, bildete den natürlichen Mittelpfeiler des Daches. Die Wände aus Ästen und Zweigen und mit Moos bedeckt. Das ganze Haus war eiförmig, halb stand und halb hing es in diesem steilen Dickicht wie ein Wespennest in einem Hagedornbusch.

Innen war es ziemlich geräumig, und fünf oder sechs Menschen konnten bequem darin Obdach finden. Ein vorragender Felsen war sehr schlau als Herd verwendet worden, und da der Rauch gegen eine Felswand von ähnlicher Farbe aufstieg, konnte er von unten nicht gesehen werden.

Als wir vor Clunys Tür kamen, saß er an seinem Felsenkamin und überwachte irgend eine Kocherei. Er war ganz einfach gekleidet, hatte eine gestrickte Nachtmütze über die Ohren gezogen und rauchte eine schmutzige Tonpfeife. Trotz alledem hatte er das Gehaben eines Königs, und es war

ein sehenswerter Anblick, als er sich von seinem Platze erhob und auf uns zukam, um uns zu begrüßen. Es war jedenfalls ein seltsamer Ort und ein seltsamer Gastgeber.

Sobald das Essen fertig war, drückte Cluny noch mit eigener Hand eine Zitronenscheibe über die Schnitzel (denn er war mit Delikatessen wohl versehen) und bat uns, zum Speisen einzutreten.

Kaum waren wir mit dem Essen fertig, brachte Cluny ein altes, fettes abgegriffenes Packet Karten heraus, wie man sie in Spelunken zu bekommen pflegt und seine Äugen leuchteten bei dem Vorschlag, Karten zu spielen.

»Herr,« sagte ich, »ich bin sehr müde und was noch mehr bedeutet – da Ihr doch wahrscheinlich selbst Söhne habt, kann ich es Euch ja gestehen – es ist ein Versprechen, das ich meinem Vater gegeben habe.«

»Sprecht nicht weiter, sprecht nicht weiter,«  
sagte Cluny und wies auf ein Bett aus  
Heidegras in einer Ecke der Höhle.  
Trotzdem war er ziemlich unangenehm  
berührt und sah mich von der Seite an und  
brummte.

Kaum hatte ich mich auf das Bett gelegt,  
verfiel ich in eine Art Trance, in der ich  
beinahe die ganze Zeit meines Aufenthaltes  
in der Höhle blieb. Manchesmal war ich  
vollkommen wach und verstand, was um  
mich vorging; manchesmal hörte ich nur  
Stimmen oder Leute schnarchen, wie das  
ferne Rauschen eines Baches. Ich muß auch  
manchesmal laut gesprochen haben, denn  
ich erinnere mich, öfters erstaunt gewesen  
zu sein, weil man mir antwortete.

Alan und Cluny waren beinahe die ganze  
Zeit bei den Karten und ich weiß, daß Alan  
anfangs gewonnen haben muß. Denn ich  
erinnerte mich, daß, als ich mich aufsetzte,  
ich sie fest bei der Arbeit sah und einen  
glitzernden Haufen von vielleicht sechzig  
oder hundert Guineen auf dem Tische. Es

war seltsam genug, all diesen Reichtum in einem solchen Felsenest zu finden, das in den Zweigen lebender Bäume hing.

Am zweiten Tage mußte sich wohl das Glück gewendet haben. Gegen Mittag wurde ich, wie gewöhnlich, zum Essen geweckt und lehnte, wie gewöhnlich, jede Nahrung ab, worauf man mir einen Schluck Brantwein gab. Die Sonne schien zur offenen Tür herein und blendete mich. Cluny saß am Tisch und mischte die Karten. Alan stand über mein Bett gebeugt, sein Gesicht war dicht vor meinen fieberschweren Augen und da schien es mir unerträglich groß.

Er bat mich, ich möge ihm Geld borgen.

»Wozu?« fragte ich.

»Ah, nur eben borgen,« sagte er.

»Aber warum?« wiederholte ich, »ich verstehe nicht.«

»Ach David, du wirst es mir doch nicht verweigern?«

Ich hätte es doch getan, wenn ich bei Sinnen gewesen wäre. Aber ich dachte damals an nichts anderes, als sein Gesicht von meinem wegzubekommen und so reichte ich ihm das Geld. Am Morgen des dritten Tages, nachdem wir achtundvierzig Stunden in der Höhle gewesen waren, erwachte ich mit einem ganz freien Kopf, fühlte mich zwar noch sehr schwach, aber ich sah die Dinge in ihrer richtigen Größe und Gestalt. Ich hatte auch Lust zum Essen, stand daher allein vom Bett auf und sobald wir gefrühstückt hatten, ging ich an den Eingang der Höhle, setzte mich draußen im Walde nieder und blieb den ganzen Morgen träumend dort sitzen.

Als ich zurückkam, hatten Alan und Cluny die Karten beiseite gelegt, und der Hauptmann sagte mir, es sei ihm gemeldet worden, daß im Süden alles in Ordnung sei, und es wäre nur die Frage, ob ich stark genug sei zu gehen.

Auf dem Tische sah ich Karten aber kein Geld. Nur einen Haufen kleiner, beschriebener Papiere, alle auf Seiten Clunys. Außerdem sah Allan ganz merkwürdig aus, wie einer, der mit sich nicht ganz zufrieden ist, und ich fing an, einen starken Verdacht zu haben.

»Ich weiß nicht, ob ich so stark bin wie ich sein sollte«, sagte ich und sah Alan an, »aber wir haben nur wenig Geld und einen weiten Weg.«

Alan begann an seiner Unterlippe zu kauen und sah zu Boden.

»David,« sagte er, »ich hab's verspielt; das ist die nackte Wahrheit.«

»Mein Geld auch?« fragte ich.

»Dein Geld auch,« sagte Alan mit einem Seufzer. »Du hättest es mir nicht geben sollen. Ich bin unzurechnungsfähig, wenn ich spiele.«

»Ta-ta-ta«, sagte Cluny. »Es ist ja alles Unsinn. Natürlich bekommst du dein Geld zurück, doppelt soviel, wenn du erlaubst. Es wäre doch komisch, wenn ich es behielte. Man wird doch wohl nicht annehmen wollen, daß ich Herren in eurer Lage hindernd im Wege stehen werde. Das wäre eine komische Geschichte!« rief er und fing an mit hochrotem Gesicht Gold aus seiner Tasche herauszuziehen.

Alan sagte nichts, sondern blickte nur zu Boden.

Unter dem Schutze der Nacht wurden dann Alan und ich über den Loch-Earrocht gesetzt und gingen von dort aus am östlichen Ufer zu einem anderen Versteck, zu dem uns einer von Clunys Leuten führte. Dieser Mann trug unser Gepäck und noch Alan's großen Mantel dazu.

Ich war erst vom Krankenlager aufgestanden, und es hatte sich an unserer Lage nichts geändert, was mich ermutigen oder stärken hätte können. So wanderten



wir durch die ödeste Gegend Schottlands,  
unter bewölktem Himmel und Zwietracht  
im Herzen.

Lange Zeit sprachen wir kein Wort; gingen  
mit mürrischen Mienen neben- und  
hintereinander; ich, zornig und stolz, wobei  
ich aus diesen beiden sündhaften Gefühlen  
alle Kraft zu sammeln trachtete, die ich  
nötig hatte; Alan, zornig und beschämt:  
beschämt, weil er mein Geld verspielt hatte  
und zornig, weil ich es ihm übel nahm.

Der Gedanke an eine Trennung ging mir  
immer mehr im Kopfe herum, und je mehr  
Gründe ich dafür fand, um so mehr schämte  
ich mich dieses Gedankens. Es wäre  
vielleicht eine gute, schöne, edle Tat  
gewesen, wäre Alan gekommen und hätte  
gesagt: »Geh! Ich stehe in großer Gefahr  
und meine Gesellschaft verschlimmert  
deine Sache nur.« Aber ich konnte mich  
nicht an den Freund, der mich sicherlich  
liebte, wenden und sagen: »Du stehst in  
großer Gefahr, die meine ist nicht so groß;  
deine Freundschaft ist für mich nur eine

Belastung; geh und trage deine Gefahren und Mißgeschicke allein ...« nein, das war unmöglich, und sogar, daß ich heimlich daran dachte, machte mich erröten.

Und doch hatte sich Alan wie ein Kind benommen und (was noch schlimmer ist), wie ein verräterisches Kind. Mir das Geld abzuschwatzen, während ich halb bewußtlos lag, war nicht viel besser als Diebstahl. Und doch stapfte er neben mir her, ohne einen Pfennig in der Tasche, und nach allem, was ich sehen konnte, lustig bereit von dem Gelde zu schmarotzen, das er mich gezwungen hatte, zurückzuverlangen. Natürlich war ich bereit, es mit ihm zu teilen, aber es machte mich wütend, daß er auf meine Bereitwilligkeit rechnete.

Dies waren die zwei Dinge, die mir am meisten im Kopfe herumgingen; und doch konnte ich von beiden kein Wort sprechen, ohne mich der ärgsten Gemeinheit schuldig zu machen. So tat ich das nächst schlechteste, ich sagte garnichts, sah

meinen Freund nicht einmal an, außer wenn ich ihm einen bösen Blick zuwarf.

Endlich, als wir ein ebenes Stück Weg vor uns hatten, wo das Gehen keinerlei Schwierigkeiten bot, konnte er es nicht länger aushalten und kam dicht an mich heran.

»David,« sagte er, »das ist nicht die richtige Art, wie zwei Freunde ein so kleines Mißgeschick ertragen sollten. Ich sollte dich um Entschuldigung bitten, und das tue ich hiermit. Und wenn du jetzt noch etwas hast, so tätest du besser, es auch zu sagen.«

»Oh,« sagte ich, »ich habe nichts.«

Er schien etwas verlegen, was mir gemeinerweise angenehm war.

»Nein,« sagte er, und seine Stimme zitterte ein wenig, »aber wenn ich dir sage, es war nicht recht von mir?«

»Ja natürlich war es nicht recht von dir,«  
antwortete ich kühl, »und du wirst zugeben,  
daß ich dir niemals einen Vorwurf gemacht  
habe.«

»Nein, niemals,« sagte er, »aber du weißt  
ganz gut, daß du Schlimmeres getan hast.  
Müssen wir uns trennen? Du hast es schon  
einmal gesagt. Willst du es wieder sagen?  
Es liegt genug Heide – und Hügelland  
zwischen uns und den beiden Meeren,  
David, ich muß gestehen, ich bin nicht  
gerne dort, wo man mich nicht haben will.«

Dies war wie ein Dolchstoß für mich und  
schien meine heimliche Untreue  
bloßzulegen.

»Alan Breck,« rief ich da: »Glaubst du, ich  
werde dir in deiner größten Not den Rücken  
kehren? Wagst du es, mir das ins Gesicht zu  
sagen? Mein ganzes Benehmen würde dich  
Lügen strafen. Es ist wahr, daß ich beim  
Moor eingeschlafen bin, aber das geschah  
aus Müdigkeit, und es ist nicht recht von  
dir, daß du es mir vorwirfst ...«

»Was ich auch niemals getan habe,« sagte Alan.

»Aber abgesehen davon,« fuhr ich fort, »was habe ich getan, das dich berechtigt, solches von mir zu glauben? Ich habe noch niemals einen Freund im Stiche gelassen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich bei dir damit anfangen werde. Es gibt Dinge zwischen uns, die ich niemals vergessen könnte, selbst wenn du es könntest.«

»Ich will dir nur das eine sagen, David,« sagte Alan sehr ruhig, »daß ich dir schon lange mein Leben schulde, und jetzt schulde ich dir Geld. Du solltest dich bemühen, mir diese Last leicht zu machen.«

Dies hätte mich rühren sollen und in gewisser Hinsicht tat es das auch, aber nicht so, wie es hätte sein sollen. Ich fühlte, daß ich mich nicht gut benahm, und so wurde ich nicht nur auf Alan böse, sondern auch noch mit mir selbst, und darum wurde ich noch grausamer.

»Du hast verlangt, daß ich sprechen soll,« sagte ich, »gut also, ich will sprechen. Du weißt selbst, daß du mir eine Unannehmlichkeit bereitet hast, und daß ich eine Beschämung hinunterzuschlucken hatte. Ich habe dir keinen Vorwurf gemacht, ich habe die Sache nicht einmal erwähnt, bis du es getan hast. Und jetzt bist du unzufrieden,« rief ich, »weil ich nicht lache und singe, als ob ich mich freuen würde, beschämt worden zu sein. Nächstens werde ich dir noch auf den Knien dafür danken müssen! Du solltest mehr an andere denken, Alan Breck. Würdest du mehr an die anderen denken, würdest du vielleicht auch weniger von dir sprechen. Und wenn ein Freund, der dich liebt, ohne ein Wort eine Beleidigung übergeht, solltest du froh sein, es dabei bewenden zu lassen, statt daraus einen Knüppel zu machen, den du ihm vor die Füße wirfst. Du sagst selbst, daß du Unrecht hattest, dann solltest du nicht hingehen und Streit anfangen.«

»Wohlan,« sagte Alan, »sprechen wir nicht weiter darüber.«

Und wir verfielen wieder in unser  
vorheriges Schweigen. Als wir unsere  
Tagesreise vollendet hatten, aßen wir und  
legten uns schlafen, ohne noch ein Wort mit  
einander zu sprechen».

## Kapitel XXIII

### Die Flucht über die Heide: Der Streit

Nächsten Tages setzte uns einer von Clunys Leuten um die Zeit der Dämmerung über den Loch-Rannoch und gab uns einen guten Rat für unsere weitere Route.

Wir machten uns also, seiner Beschreibung zufolge, auf den Weg und wanderten fast drei Nächte hindurch über luftige Bergeshöhen und an den Quellen wilder Gebirgswässer vorbei, oft im Nebel begraben, beinahe immer durch Wind und Regen und niemals von einem einzigen Sonnenstrahl erquickt. Bei Tag lagen und schliefen wir in der durchnäßten Heide, bei Nacht kletterten wir über halsbrecherische Wege und wilde Klippen. Oft gingen wir irre und oft steckten wir so tief im Nebel, daß wir uns hinlegen mußten und warten, bis es Heller wurde. An ein Feuer war nicht zu denken. Unsere einzige Nahrung war



Haferbrei und ein Stückchen kaltes Fleisch, das wir von der Höhle mitgenommen hatten. Und was das Trinken anbelangte, weiß Gott, wir hatten genug Wasser.

Es war eine schreckliche Zeit, und das trübe Wetter sowie das düstere Land machten die Sache noch schlimmer. Ich fror immerfort, die Zähne klapperten mir im Munde, mein Hals schmerzte mich, wie damals auf der Insel; ich hatte starkes Seitenstechen, und schlief ich in meinem nassen Bette – den peitschenden Regen über mir, und die schlammige Erde unter mir – so durchlebte ich noch einmal in der Erinnerung alle meine schlimmsten Abenteuer: ich sah den Turm bei Shaws, von Blitzen erhellt, sah wie Ransome von den Matrosen in die Kajüte getragen wurde, wie Shuan sterbend auf dem Boden lag oder Colin Campbells letzten Versuch, nach seiner Wunde zu greifen. Aus solch halbem Schlummer wurde ich meist im Dämmerlicht geweckt, um in derselben Pfütze, in der ich gelegen hatte, aufzusitzen und kalten Haferbrei zu essen, während mir der Regen ins Gesicht

peitschte oder eisig den Rücken  
hinunterlief. Der Nebel umschloß uns rings  
wie ein düsteres Zimmer, zerteilte ihn aber  
einmal der Wind, so öffnete sich wie ein  
gährender Schlund irgend ein finsternes Tal  
vor unseren Blicken, worin ein Fluß mit  
lautem Getöse dahinstürzte.

Während dieser ganzen schrecklichen  
Wanderung sprachen wir kaum miteinander.  
Ich sehnte mich wahrhaftig nach meinem  
Grabe, und das war auch die beste  
Entschuldigung für mein Benehmen. Ich  
war außerdem schon immer ein  
unversöhnlicher Charakter gewesen,  
brauchte lange um eine Beleidigung ernst  
zu nehmen, lange um sie zu vergessen. Alan  
war zwei Tage lang unermüdlich freundlich  
gegen mich; auch schweigsam zwar, aber  
immer bereit, mir zu helfen und immer  
hoffend (wie ich wohl sehen konnte), daß  
sich mein Zorn endlich legen würde. Ich  
hingegen hegte und pflegte meine Wut,  
lehnte seine Hilfe grob ab und bemühte  
mich, ihn völlig zu übersehen.

In der zweiten Nacht oder besser gesagt beim ersten Morgengrauen des dritten Tages befanden wir uns auf einem sehr niedrigen Hügel, so daß wir diesmal unserer alten Gewohnheit, uns sofort zum Essen und Schlafen hinzulegen, nicht treu bleiben konnten. Ehe wir eine geschützte Stelle erreicht hatten, war es ziemlich hell geworden, und obwohl es noch immer regnete, waren die Nebel gestiegen. Als Alan mir ins Gesicht sah, verrieten seine Züge heftige Beunruhigung.

»Es wäre besser, wenn du mich deine Sachen tragen ließest«, sagte er vielleicht zum neunten Mal seitdem wir unseren Führer bei Loch-Rannoch verlassen hatten.

»Danke, es geht ganz gut«, sagte ich ablehnend.

Alan wurde sehr rot und sagte: »Ich werde es dir nicht mehr anbieten, ich bin kein sehr geduldiger Mensch, David.«

»Das habe ich auch nie behauptet«, sagte ich, was natürlich die dumme, grobe Sprache eines zehnjährigen Buben war.

Alan erwiderte für den Augenblick nichts, aber sein Benehmen war so gut wie eine Antwort. Von nun an hatte er sich augenscheinlich die ganze Geschichte bei Cluny verziehen. Stülpte sich seinen Hut wieder auf, schritt munter voran, piffte sich ein Liedchen und sah mich von der Seite mit herausforderndem Lächeln an.

Die dritte Nacht sollten wir durch den westlichen Teil des Landes Balquidder wandern. Die Nacht war klar und kalt, es lag wie Frost in der Luft, ein nördlicher Wind verjagte die Wolken und brachte die Sterne hell heraus. Die Flüsse waren natürlich noch angeschwollen und stürzten noch immer brausend zu Tal. Aber der Wetterumschlag war für mich zu spät gekommen. Ich war so lange im Schlamm gelegen, daß mir die Kleider vom Leibe fielen, ich war totmüde, totkrank, von tausend Schmerzen und Schüttelfrösten

geplagt. In diesem jämmerlichen Zustand mußte ich noch alle Quälereien ertragen, mit denen mich Alan gewissermaßen verfolgte.

Er sprach ziemlich viel und niemals ohne Anspielung. »Whig« war noch der freundschaftlichste Name, den er mir gab. »Hier ist,« sagte er wohl, »eine Lache für dich zum Springen, mein Whiggi! Ich weiß, du bist ein guter Springer!« Und so ging es weiter, die ganze Zeit mit höhnischer Miene und in spöttischem Ton.

Ich wußte, daß ich selbst und niemand anderer daran schuld war, aber ich war zu elend, als daß ich es bereut hätte. Ich fühlte, daß ich mich nur noch ein kurzes Stückchen weiter schleppen könne und mich bald würde hinlegen müssen, um auf diesen nassen Bergen zu sterben, wie ein Schaf oder ein Fuchs, und daß meine Gebeine hier bleichen würden wie die eines Tieres. Ich war wohl nicht ganz bei Sinnen, aber ich begann, an dieser düsteren Aussicht Gefallen zu finden; ich weidete

mich an dem Gedanken eines solchen Todes: einsam in der Wüste zu sterben, während die wilden Adler mein Haupt umkreisten. Dann, dachte ich, wird Alan sein Tun bereuen; wenn ich tot sein werde, wird er sich erinnern, wie viel er mir schuldet«, und die Erinnerung wird eine ewige Qual für ihn sein. So fuhr ich fort, wie ein schlechter, dummer, kranker Schulbub in meinem Herzen den Ärger gegen einen Mitmenschen zu nähren statt niederzuknien und Gott um Hilfe anzuflehen. Und bei jeder neuen Stichelei Alans gab ich mir im Stillen einen Ruck und dachte: »Ah, ich habe einen weit besseren Stachel für dich bereit, wenn ich mich hinlegen werde und sterben, dann wirst du es wie einen Faustschlag im Gesichte fühlen! Ah, welche Rache, welche Rache! Ah, wie du deine Undankbarkeit und Grausamkeit bereuen wirst.«

Die ganze Zeit ging es mir immer schlechter und schlechter. Einmal war ich gefallen – die Beine trugen mich einfach nicht mehr – und das hatte Alan für den

Augenblick erschreckt, aber ich war so schnell wieder auf den Beinen und ging unbekümmert weiter, so daß er den Zwischenfall bald wieder vergessen hatte. Bald war mir glühend heiß, bald zitterte ich vor Kälte, das Stechen in der Seite war kaum mehr auszuhalten. Endlich fühlte ich, daß ich mich nicht mehr weiterschleppen könnte, und damit überkam mich plötzlich das Verlangen, mit Alan abzurechnen, meine Wut gegen ihn auszulassen und auf etwas plötzlichere Art meinem Leben ein Ende zu machen. Er hatte mich eben wieder »Whig« genannt. Ich stand still:

»Herr Stewart,« sagte ich mit zitternder Stimme, »Ihr seid älter als ich und solltet Euch daher besser zu benehmen wissen. Haltet Ihr es für klug oder für sehr witzig mir meine politische Gesinnung vorzuwerfen? Ich muß Euch sagen, wenn ich wollte, könnte ich Euch noch ganz anders verhöhnen.«

Alan war mir gegenüber stehen geblieben, den Hut keck auf dem Kopfe, die Hände

tief in den Hosentaschen, den Kopf ein wenig auf die Seite gelegt. Er hörte zu, lächelte spöttisch, so viel ich beim fahlen Schein der Sterne sehen konnte, und fing, als ich fertig war an, die Melodie eines Spottliedes der Jakobiten zu pfeifen.

»Warum wählt Ihr gerade diese Melodie, Herr Stewart?« fragte ich. »Ist es um mir die Tatsache in Erinnerung zu bringen, daß Ihr auf beiden Seiten geschlagen worden seid?«

Alan hörte augenblicklich auf zu pfeifen.  
»David!« rief er.

»Aber es ist endlich Zeit mit diesen Dingen Schluß zu machen,« fuhr ich fort, »und ich will, daß Ihr von nun an ehrerbietig von meinem König und von meinen Freunden, den Campbells spricht.«

»Ich bin ein Stewart«, fing Alan an.

»Oh,« sagte ich, »ich weiß, Ihr tragt eines Königs Namen. Aber Ihr dürft nicht



vergessen, daß ich im Hochland  
umhergewandert und da einer Menge Leute  
dieses Namens begegnet bin. Und das  
wenigste, was ich ihnen nachsagen kann,  
ist, daß es ganz gut für sie wäre, sich etwas  
besser zu waschen.«

»Weißt du, daß du mich beleidigst?« sagte  
Alan sehr leise.

»Das tut mir leid,« antwortete ich, »denn  
ich bin noch nicht fertig und ich fürchte,  
das Folgende wird Euch nicht besser  
gefallen. Ihr seid von den erwachsenen  
Männern meiner Partei im Felde  
geschlagen worden. Da scheint es mir eine  
klägliche Entschädigung, vor einem  
Knaben mit unverschämten Reden groß zu  
tun. Die Campbells sowie die Whigs haben  
Euch geschlagen, sie haben Euch wie einen  
Hasen gejagt. Es ziemt Euch von ihnen wie  
von Leuten zu sprechen, die Euch  
überlegen sind.«

Alan stand ganz still, sein großer Mantel  
flatterte hinter ihm im Winde.

»Das ist sehr schade,« sagte er endlich. »Es wurden Dinge gesagt, die nicht übergangen werden können.«

»Ich habe Euch auch nicht darum gebeten!« rief ich. »Ich bin ebenso bereit wie Ihr.«

»Bereit?« sagte er.

»Bereit«, wiederholte ich. »Ich bin kein Prahlhans und kein Aufschneider wie andere, die ich mit Namen nennen könnte. Komm nur!« Ich zog mein Schwert und nahm Stellung, wie Alan selbst es mich gelehrt.

»David,« rief er, »bist du verrückt? Ich kann mit dir nicht kämpfen, David, es wäre reiner Mord.«

»Es war deine Absicht, als du mich beleidigtest,« sagte ich.

»Das ist wahr!« rief Alan und er stand einen Augenblick wie in größter Ratlosigkeit. »Es ist wirklich wahr«, sagte er und zog sein

Schwert. Aber ehe ich noch seine Klinge mit der meinigen berühren konnte, hatte er es von sich geworfen, und war zu Boden gefallen. »Nein, nein,« rief er immer wieder, »ich kann nicht, ich kann nicht!«

Da schwand der letzte Rest meines Zornes und ich fühlte mich nur mehr krank und elend und traurig und leer und wunderte mich über mich selbst. Ich hätte die ganze Welt darum gegeben, das, was ich gesagt hatte, wieder zurückzunehmen. Aber ein einmal gesprochenes Wort – wer kann es zurücknehmen? Ich erinnerte mich aller Freundlichkeiten und Opferwilligkeiten Alans, wie er mir geholfen und mich ermutigt hatte, wie viel Geduld er stets mit mir gehabt; und dann dachte ich, wie ich ihn beleidigt hatte und glaubte für immer diesen wackeren Freund verloren zu haben. Gleichzeitig schien sich mein körperlicher Zustand zu verschlimmern, ich meinte, augenblicklich ohnmächtig zu werden.

Da kam mir ein Gedanke: keine Entschuldigung könnte das, was ich gesagt

hatte, wieder gut machen. Es war zwecklos, darüber nachzudenken. Aber wo jede Entschuldigung eitel war, würde ein bloßer Hilferuf Alan an meine Seite führen. Ich tat allen Stolz ab: »Alan,« sagte ich, »wenn du mir nicht hilfst, muß ich hier sterben.«

Er setzte sich plötzlich auf und sah mich an.

»Es ist wahr«, sagte ich. »Ich bin fertig. Oh, bring mich unter ein Dach – ich könnte dort leichter sterben.« Ich mußte keinen Vorwand suchen, ich sprach gewollt oder ungewollt in einem weinerlichen Tone, der ein Herz aus Stein erweicht hätte.

»Kannst du gehen?« fragte Alan.

»Nein,« sagte ich, »nicht ohne Hilfe. In dieser letzten Stunde haben mir meine Beine den Dienst versagt, ich habe Seitenstechen, wie wenn mir ein glühendes Eisen im Leibe steckte und ich kann nicht atmen. Wenn ich sterbe, Alan, kannst du mir verzeihen? Im Grunde meines Herzens

liebte ich dich immer, sogar als mein Zorn am größten war.«

»Psst, psst!« rief Alan. »Sag' das nicht! David, mein Junge, du weißt...« Er schwieg, um nicht zu schluchzen. »So will ich meinen Arm um dich legen,« fuhr er dann fort, »so geht es, stütze dich nur fest auf mich. Gott weiß, wo da ein Haus ist. Wir sind in Balwidder, da müßte es Häuser genug geben, und auch Freundes Häuser. Gehst du so leichter, David?«

»Ja,« sagte ich, »so geht es vielleicht«, und ich drückte seinen Arm mit meiner Hand.

Wieder war ihm das Schluchzen nahe. »David,« sagte er, »ich bin wirklich gar kein ordentlicher Mensch. Mir fehlt 's an Verstand und Güte. Ich habe vergessen, daß du noch ein Kind bist, ich habe nicht einmal gesehen, daß du nahe daran warst, vor Erschöpfung zu sterben. David, es wird dir schwer fallen, mir zu verzeihen.«

»Oh, Alan, wir wollen nicht mehr davon sprechen«, sagte ich. »Wir haben einander nichts vorzuwerfen, so ist es. Wir müssen mit einander Nachsicht und Geduld haben, Alan! Oh, dieses Stechen! Ist denn hier kein Haus in der Nähe?«

»Ich werde ein Haus für dich finden, David,« sagte er zuversichtlich, »wir werden den Bach entlang abwärts gehen, da muß ein Haus sein. Mein armer Junge, wäre es nicht besser, ich nähme dich auf den Rücken?«

»Oh, Alan,« sagte ich, »ich bin doch gut zwölf Zoll größer als du.«

»Nein, das bist du nicht«, rief Alan heftig. »Vielleicht um eine Kleinigkeit, ein zwei Zoll etwa. Ich bin zweifellos, ich bin doch sicherlich, was man so einen großen Mann nennt; ich kann wohl sagen ...« fügte er hinzu und seine Stimme ging langsam in ein fröhliches Lachen über, »na, wenn ich es mir richtig überlege, kann ich wohl sagen, du wirst so ziemlich recht haben. Ja

es wird schon so ein Fuß oder beinahe eine Hand oder vielleicht sogar noch mehr sein!«

Es war rührend und lustig zugleich zu beobachten, was Alan aus Angst vor einem neuen Streit alles hinunterschluckte. Ich hätte lachen mögen, hätte mich nicht das Stechen daran gehindert; aber hätte ich gelacht, dann hätte ich auch weinen müssen, glaube ich.

»Alan,« rief ich, »warum bist du so gut zu mir? Warum hast du einen so undankbaren Kerl so lieb?«

»Wirklich, ja ich weiß es nicht,« sagte Alan. »Denn was ich eben am meisten an dir zu lieben glaubte war, daß du niemals gestritten hast – und jetzt liebe ich dich noch mehr!«

Alan klopfte an die Tür des ersten Hauses, zu dem wir kamen, was nicht sehr vorsichtig war, in diesem Teile des Hochlandes. Aber das Glück war uns

günstig, denn es war ein Haus der Maclarens, wo Alan nicht nur um seines Namens willen willkommen war, sondern wo man ihn selbst auch seines Rufes wegen hochschätzte. Hier also wurde ich sofort zu Bett gebracht und es wurde ein Arzt geholt, der mich in einem jämmerlichen Zustand fand. Ob er nun ein so guter Arzt war oder ich ein so junger, starker Bursche – ich lag nicht länger als eine Woche zu Bett, und ehe ein Monat um war, konnte ich mich getrost wieder auf den Weg machen.

Alan wollte mich die ganze Zeit über nicht verlassen, obwohl ich ihn oft sehr darum bat; und wirklich war die Tollkühnheit seines Bleibens der Gegenstand allgemeinen Entsetzens, bei den zwei oder drei Freunden, die in das Geheimnis eingeweiht waren. Bei Tag versteckte er sich in einem kleinen Wäldchen, und bei Nacht, wenn die Luft rein war, pflegte er ins Haus zu kommen, um mich zu besuchen. Ich muß wohl nicht erst sagen, wie ich mich freute, ihn zu sehen! Unserer Wirtin, Frau Maclean, war nichts gut genug



für einen solchen Gast, und da Duncan Dhu (so hieß unser Wirt) ein Paar Pfeifen im Hause hatte und ein großer Freund der Musik war, wurde die Zeit meiner Genesung eine wahre Festeszeit und wir machten die Nacht meist zum Tage.

Die Soldaten ließen uns in Ruhe, obwohl einmal eine Abteilung von zwei Kompagnien und einigen Dragonern unten im Tale vorbeizogen, wo ich sie von meinem Bett aus sehen konnte. Was aber noch viel erstaunlicher war, es kam mir keine Behörde nahe und es wurden mir keine Fragen gestellt, woher ich käme und wohin ich ginge. Ich war in dieser Zeit der Aufregungen so frei von allen Nachforschungen, als ob ich in der Wüste gelegen wäre. Und doch war meine Anwesenheit, bevor ich den Ort wieder verließ, allen Leuten von Balquidder und der Umgebung bekannt gewesen, denn es kamen viele Leute auf Besuch und diese verbreiteten die Neuigkeit unter den Nachbarn. Andere Leute bewahren ein Geheimnis unter zwei oder drei guten

Freunden und es kommt dennoch irgendwie heraus, aber unter diesen Clansleuten spricht man es in einer ganzen Gegend herum, und sie bewahren es ein Jahrhundert lang.

## Kapitel XXIV

### **Ende der Flucht: Wir passieren den Forth**

Der Monat war, wie ich bereits gesagt habe, noch nicht zu Ende, als ich freigesprochen wurde, meine Reise fortzusetzen. Es war schon in der zweiten Hälfte August, das Wetter wundervoll warm und alle Anzeichen einer guten Ernte zu sehen. Unser Geld war nun auf einen solchen Tiefstand herabgesunken, daß wir vor allem an höchste Eile denken mußten. Denn kämen wir nicht bald zu Herrn Rankeillor oder sollte seine Hilfe, wenn wir hinkämen, versagen, so blieb uns nichts anderes, als Hungers zu sterben. Nach Alans Ansicht mußte der Eifer der Verfolgung nun schon sehr nachgelassen haben und die Grenze längs des Forth, ja sogar die Stirling-Brücke, der Hauptübergang, nur noch mit geringer Aufmerksamkeit bewacht werden.

»Der wichtigste Grundsatz bei militärischen Unternehmungen ist,« sagte er, »dort zu gehen, wo man am wenigsten erwartet wird. Der Forth, das ist unsere Sorge. Du kennst die Redensart: Der Forth bändigt den wilden Hochländer. Wenn wir also versuchen wollten, an der Quelle dieses Flusses vorbeizukriechen und bei Kippen oder Balfour herunterkämen, so würden sie uns gerade dort suchen und festnehmen. Aber gehen wir geradewegs auf die Alte Brücke von Stirling los, ich wette, sie lassen uns unbelästigt durch.«

Die erste Nacht gingen wir also auf das Haus eines Maclarens in Strathire zu einem Freunde Duncans, bei dem wir am einundzwanzigsten des Monats schliefen, und von wo aus wir, bei einbrechender Dunkelheit, wieder für einen weiteren leichten Marsch aufbrachen. Am einundzwanzigsten lagen wir in einem Heidebusch an einer Berglehne im Uam Var, eine Herde Rotwild vor uns; das waren die schönsten zehn Stunden Schlafes, die ich nur je im schönen, warmen

Sonnenschein auf beintrocknem Boden  
genossen habe. In dieser Nacht gelangten  
wir bis Allan-Wasser und, stromabwärts  
gehend, kamen wir an den Rand der  
Hügelkette; da sahen wir das ganze  
Marschland von Stirling flach wie einen  
Pfannkuchen zu unseren Füßen liegen,  
Stadt und Festung auf einem Hügel in der  
Mitte, und heller Mondenschein auf den  
Ufern des Forth.

»Jetzt also,« sagte Alan, »ich weiß nicht, ob  
dir etwas daran liegt – bist du wieder in  
deinem Heimatland. Wir haben die Grenze  
des Hochlandes in der ersten Stunde  
überschritten und, wären wir nur erst  
jenseits dieses vielgekrümmten Flusses, so  
könnten wir lustig unsere Mützen in die  
Luft werfen.«

In Allan-Wasser, nahe der Mündung in den  
Forth, fanden wir eine kleine, sandige Insel,  
ganz mit Kletten und ähnlichen niedrigen  
Stauden bewachsen, die uns, wenn wir uns  
flach hinlegten, eben verdeckten. Hier  
schlugen wir unser Lager auf, die Festung

Stirling gerade vor unseren Augen, und wir konnten die Trommeln schlagen hören, als einige Soldaten dort vorbeizogen. Schnitter arbeiteten den ganzen Tag in einem Felde auf der einen Seite des Flusses und wir konnten hören, wie sie mit den Schleifsteinen die Sensen wetzten, hörten die Männer miteinander sprechen, ja verstanden sogar manchmal die Worte. Es war ratsam, still zu liegen. Aber der Sand der kleinen Insel war sonndurchwärmt, die grünen Pflanzen schützten unsere Köpfe, wir hatten genug zu essen und zu trinken, und die Krone all dieser Herrlichkeiten: wir sahen vor uns das Land unserer Rettung.

Sobald die Schnitter ihre Arbeit verlassen hatten und die Dämmerung einbrach, wateten wir ans Land und schlugen die Richtung nach der Brücke von Stirling ein, wobei wir bestrebt waren, uns möglichst nahe den Feldern und den Feldzäunen zu halten.

Die Brücke befindet sich dicht unterhalb des Festungshügels. Es ist eine alte, hohe,

schmale Brücke mit Zinnen längs der Brüstung, und man kann sich denken, mit welch großem Interesse ich sie mir ansah, nicht nur wegen ihrer historischen Bedeutung, sondern weil sie für Alan und mich buchstäblich den Weg zur Seligkeit bedeutete. Als wir hinkamen, war der Mond noch nicht aufgegangen, einige Lichter brannten längs der Festungsmauer und tiefer unten sah man einige erhellte Fenster der Stadt; aber es war alles vollkommen still und es schien keine Wache auf der Brücke zu stehen.

Ich wollte geradewegs weitergehen, aber Alan war vorsichtiger.

»Es sieht ganz ruhig aus,« sagte er, »aber wir wollen trotzdem noch ein bißchen im Graben liegen und warten, um unserer Sache sicher zu sein.«

So lagen wir ungefähr eine Viertelstunde lang, bald flüsternd, bald still horchend, aber es war kein irdisches Geräusch zu hören als das Waschen der Wellen an den

Brückenfeilern. Endlich kam eine alte Frau mit einem Krückstock vorbegehumpelt. Erst blieb sie ganz nahe vor uns einen Augenblick stehen, seufzte und klagte ein wenig über den weiten Weg und setzte sich dann wieder in Bewegung, die steile Böschung der Brücke hinauf. Die Frau war so klein und die Nacht so finster, daß wir sie bald aus den Augen verloren und nur mehr, sich allmählich von uns entfernend, den Klang ihrer Schritte, das Aufschlagen des Stockes und von Zeit zu Zeit ihr Husten hören konnten.

»Jetzt muß sie schon drüben sein«, flüsterte ich.

»Nein,« sagte Alan, »ihre Schritte hallen noch hohl auf der Brücke.«

Eben in diesem Augenblick – »Wer da?« rief eine Stimme und wir hörten das Rasseln eines Gewehrkolbens auf den Steinen. Ich vermute, daß der Posten geschlafen hatte, und hätten wir es versucht, wir wären vielleicht ungeschen



hinübergekommen. Aber jetzt war er aufgewacht und die Chance vorbei.

»Das geht nicht«, sagte Alan. »Das geht für uns beide nicht, David.«

Und ohne noch ein Wort zu verlieren fing er an, durch die Felder davonzukriechen. Eine Weile später, nachdem wir gänzlich außer Sehweite waren, richtete er sich wieder auf und ging einen Weg in östlicher Richtung weiter. Ich konnte sein Vorgehen nicht begreifen; auch war ich durch diese Enttäuschung so hart betroffen, daß ich nicht sehr geneigt war, mit irgend etwas einverstanden zu sein. Vor wenigen Augenblicken hatte ich mich schon wie ein Märchenheld an Herrn Rankeillors Türe klopfen sehen, um mein Erbe zu verlangen; und jetzt stand ich wieder da, ein wandernder, verfolgter Spitzbube, auf der falschen Seite des Forth.

»Nun?« fragte ich.

»Nun,« sagte Alan, »was willst du? Sie sind nicht so dumm, wie ich glaubte. Wir müssen noch immer über den Forth hinüber, Davie –«

»Und warum gehen wir nach Osten?« fragte ich.

»Tja, aufs Geratewohl eben!« sagte er.  
»Wenn wir den Fluß nicht übersetzen können, müssen wir sehen, was sich bei der Mündung machen läßt.«

»Ein Fluß hat manchmal eine Furt, die Meerenge an der Mündung niemals«, sagte ich.

»Ja, natürlich, es gibt eine Furt, und noch dazu eine Brücke,« sagte Alan, »aber was nützt es, wenn sie bewacht sind?«

»Gut,« sagte ich, »aber über einen Fluß kann man schwimmen.«

»Ja, wenn man es kann«, antwortete er.  
»Aber mir kommt vor, als wärest weder du

noch ich sehr geübt in dieser Kunst; ich für mein Teil schwimme wie ein Stein.«

»Im Reden nehme ich es nicht mit dir auf, Alan,« sagte ich, »aber ich sehe nur, daß wir das Schlimme noch schlechter machen. Wenn es schwer ist, einen Fluß zu kreuzen, so ist es doch klar, daß es noch schwerer sein müsse, das Meer zu kreuzen.«

»Aber es gibt so was Ähnliches wie ein Boot,« sagte Alan, »oder ich müßte mich sehr täuschen.«

»Ja, und so was Ähnliches wie Geld«, sagte ich. »Aber für uns, die wir weder das eine noch das andere haben, hätten sie ebensogut nicht erfunden werden müssen.«

»Glaubst du?« sagte Alan.

»Ja, das glaube ich«, sagte ich.

»David,« sagte er, »du bist ein Mensch von geringer Erfindungsgabe und noch geringerer Glaubenskraft. Aber jetzt laß

mich einmal meinen Verstand auf die Probe stellen, und wenn ich kein Boot erbitten, borgen oder auch stehlen kann, so will ich eines machen.«

»Ich glaube, ich verstehe dich«, sagte ich.  
»Und was noch besser ist als das: Wenn wir eine Brücke überschreiten, so kann sie nichts verraten, wenn wir aber die Meerenge übersetzen, so steht das Boot auf dem anderen Ufer – irgend jemand muß es doch hingebracht haben – und die ganze Gegend wird in Aufregung sein.«

»Mensch,« schrie Alan, »wenn ich ein Boot mache, so werde ich auch einen dazu machen, der es zurückführt! Und jetzt plag' mich nicht mehr weiter mit deinem Unsinn, sondern geh lieber – denn das ist alles, was du zu tun hast – und laß Alan für dich denken.«

So wanderten wir die ganze Nacht hindurch auf der nördlichen Seite des Marschlandes und kamen gegen zehn Uhr früh sehr müde und hungrig in dem kleinen Flecken

Limekilns an. Dies ist ein nahe dem Wasser gelegener Ort gerade gegenüber der Stadt Queensferry, und nur durch den Hope von ihr getrennt. Von den Dächern dort – sowie von zahlreichen anderen Dörfern und Bauernhöfen ringsumher – stieg der Rauch empor. Auf den Feldern wurde geerntet, zwei Schiffe lagen vor Anker und Boote kamen und gingen auf dem Hope. Das Ganze war für mich ein wahrhaft schöner Anblick und ich konnte mich an diesen sanften, bebauten Hügeln und den arbeitenden Menschen auf den Feldern und Schiffen nicht satt sehen.

Trotz alledem stand Herrn Rankeillorts Haus am Südufer und ich zweifelte nicht, daß mich dort Glück und Reichtum erwarteten; ich aber stand hier am Nordufer, in gar erbärmlichen und nicht eben landesüblichen Kleidern, mit drei Silberschillingen in der Tasche – alles, was mir von meinem Reichtum geblieben war – auf meinen Kopf stand eine Belohnung und mir zur Seite ein Geächteter, mein einziger Freund.

»Oh, Alan,« sagte ich, »wenn man es bedenkt, dort drüben ist alles, was mein Herz begehrt, und die Vögel fliegen hinüber und die Schiffe fahren hinüber – jeder, der will, kann hinüber, nur ich nicht. Oh, Alan, welch Herzeleid!«

In Limekilns gingen wir in ein kleines Haus – wir erkannten an der Peitsche über der Türe, daß es ein Wirtshaus sei, in dem man auch Pferde wechseln konnte – und kauften ein Stück Brot und Käse von einem freundlichen Mädchen, das dort bediente. Wir nahmen die Sachen mit und wollten sie in einem Wäldchen am Ufer verzehren, das wir etwa eine halbe Meile weit vor uns sahen. Während wir gingen, sah ich immerfort über das Wasser und seufzte dazu. Alan war, ohne daß ich es bemerkt hatte, tief in Gedanken versunken und blieb endlich mitten auf dem Wege stehen.

»Hast du das Mädchen gesehen, von dem wir die Sachen da gekauft haben?« sagte er und tappte auf das Brot und den Käse.

»Ja, natürlich,« sagte ich, »es war ein nettes Mädchen.«

»Meinst du?« rief er, »David, mein Junge, das ist eine gute Botschaft.«

»Um aller Heiligen willen, warum?« fragte ich, »was kann uns das nützen?«

»Ja,« sagte Alan mit einem drolligen Gesicht, »ich hatte eben gehofft, es könnte uns zu einem Boote verhelfen.«

»Wenn du das Gegenteil erwartet hättest, wäre es eher möglich«, sagte ich.

»Das ist alles, was du kannst, siehst du«, sagte Alan. »Ich will ja nicht, daß sich das Mädchen in dich verliebt, sondern daß sie dich bemitleidet, David. Und dazu ist es nicht notwendig, daß sie dich für eine Schönheit hält. Zeig' her«, (und er musterte mich aufmerksam). »Ich wollte, du wärest ein kleines bißchen blässer, aber abgesehn davon, wirst du ganz gut zu meinem Vorhaben taugen – du hast so etwas Gutes,

Ohrenhängendes, Lumpen- und  
Fetzenmäßiges, Klapperdürres an dir.  
Komm nur geradewegs ins Wirtshaus  
zurück um unser Boot.«

Ich folgte ihm lachend.

»David, Balfour,« sagte er, »du bist ein sehr  
komischer Herr in deiner Art und das ist  
sicher eine sehr komische Rolle für dich.  
Trotzdem bitte ich dich, wenn dir dein Hals  
lieb ist (von meinem ganz zu schweigen),  
so gut zu sein, und diese Sache ernst zu  
nehmen. Wir müssen ein wenig Theater  
spielen, was letzten Endes ebenso ernst ist,  
wie der Galgen es für uns beide ist. Also  
vergiß dies Letzte nicht und benimm dich  
danach.«

»Gut, gut,« sagte ich, »es soll geschehen,  
was du willst.«

Als wir in die Nähe des Dorfes kamen, ließ  
er mich seinen Arm nehmen und mich  
darauf stützen, als wäre ich ganz hilflos vor  
Müdigkeit. Als wir zur Türe des



Wirtshauses kamen, schien er mich halb zu tragen. Das Mädchen war sehr verwundert (und mit vollem Recht) über unsere baldige Rückkehr, aber Alan nahm sich keine Zeit, ihr die Sache zu erklären, half mir zu einem Stuhl, bestellte ein Glas Schnaps und gab es mir in kleinen Schlückchen ein; dann brach er das Brot und den Käse an und gab mir davon kleine Bissen zu essen, wie eine Krankenpflegerin. Er tat dieses alles mit so ernster, besorgter, liebevoller Miene, daß er jeden Kenner gefoppt hätte. Kein Wunder, daß das Mädchen von diesem Anblick eines kranken, überanstrengten Burschen mit seinem überaus zärtlichen Genossen gerührt zu sein schien. Sie kam ganz nahe heran und stand, mit dem Rücken gegen den Nachbartisch gelehnt, vor uns.

»Geht es ihm schlecht?« fragte sie endlich.

Alan drehte sich zu meiner größten Verwunderung wütend nach ihr um.

»Schlecht?« rief er. »Der hat mehr Hundertmeilen-Märsche hinter sich, als Haare an seinem Kinn, und öfters in der

nassen Heide geschlafen als in einem trockenen Bett. Schlecht, sagt sie! Schlecht genug, glaub' ich! Schlecht, fürwahr!« Und er brummte noch weiter, während er mich fütterte, wie einer, der sehr ärgerlich ist.

»Er ist noch jung für dergleichen«, sagte das Mädchen. »Viel zu jung«, sagte Alan, ihr den Rücken zukehrend.

»Er sollte lieber reiten«, sagte sie.

»Und wo soll ich ein Pferd für ihn hernehmen?« rief Alan, sich wieder wütend nach ihr umkehrend. »Soll ich es vielleicht stehlen?«

Ich dachte, daß sie uns auf diese Grobheit hin unwillig stehenlassen würde. Sie aber begnügte sich damit, eine Weile nichts zu reden. Mein Freund wußte genau, was er tat; und so einfach er sonst manche Dinge im Leben anpackte, so verschlagen konnte er bei derlei Gelegenheiten sein.

»Ihr braucht es mir nicht erst sagen,« fing das Mädchen endlich wieder an – »ihr seid Leute von Stand.«

»Nun,« sagte Alan, durch diese ungekünstelte Erklärung etwas besänftigt (gegen seinen Willen glaube ich), »und wenn auch? Habt Ihr schon je gehört, daß der Stand den Leuten Geld in die Taschen zaubert?«

Da seufzte sie, als wäre sie selbst irgend eine enterbte, vornehme Dame. »Nein,« sagte sie, »das ist wahr.«

Ich war die ganze Zeit, wütend über die Rolle, die ich zu spielen hatte, und zum Schweigen verurteilt, halb beschämt, halb belustigt dagesessen. Aber jetzt konnte ich aus irgend einem Grunde nicht mehr länger an mich halten und bat Alan, mich nun in Ruhe zu lassen, da ich mich bereits besser fühle. Ich sprach nur mit halber Stimme, denn ich haßte das Lügen; aber meine Verlegenheit paßte gut zu dieser Komödie, denn das Mädchen suchte den Grund

meiner Heiserkeit in meiner Krankheit und Müdigkeit.

»Hat er denn kein« Angehörigen?« fragte sie mit tränenvoller Stimme.

»Doch, die hat er«, rief Alan. »Wenn wir nur zu ihnen gelangen könnten! – Angehörige, und noch dazu reiche Angehörige; genug Betten zum Schlafen und Speisen zum Essen, und Ärzte, ihm zu helfen – und hier muß er durch den Kot stapfen und in der Heide liegen, wie ein Bettler.«

»Und warum das?« fragte das Mädchen.

»Meine Liebe,« sagte Alan, »das kann ich dir nicht gut sagen, aber ich weiß etwas anderes, ich werde dir ein Liedchen pfeifen.« Er lehnte sich weit über den Tisch und pfiß leise, kaum hörbar, und doch mit wundervollem Gefühl ein paar Takte von »  
Charlie is my darling«.

»Pst!« sagte sie und sah über die Schultern zurück nach der Türe.

»Das ist es«, sagte Alan.

»Und noch dazu so jung!« rief das Mädchen.

»Alt genug zum ...« und Alan fuhr mit dem Zeigefinger über seinen Nacken, um anzudeuten, daß ich alt genug wäre, meinen Kopf zu verlieren.

»Das wäre eine Sünde«, rief sie, heftig errötend.

»Und doch wird es geschehen,« sagte Alan, »außer, wenn wir es gescheiter anstellen.«

Bei diesen Worten drehte sich das Mädchen um und lief hinaus und ließ uns allein: Alan in ausgezeichnete Laune wegen der guten Aussichten seines Planes und ich unwillig, ein Jacobite genannt und wie ein Kind behandelt zu werden.

»Alan,« rief ich, »ich kann das nicht länger aushalten.«

»Dann wirst du es eben austragen müssen, Davie«, sagte er. »Denn wenn du den Topf jetzt umstürzest, so kannst du vielleicht noch dein eigenes Leben aus den glühenden Kohlen zusammenkratzen, aber Alan Breck ist ein toter Mann.«

Das war so wahr, daß ich nur stöhnen konnte, und sogar mein Stöhnen diente Alans Zwecken, denn das Mädchen hatte es gehört, als sie eben wieder hereingestürzt kam mit einer Schüssel Würste und einer Flasche Bier.

»Armer Kerl!« sagte sie, stellte das Essen vor uns hin und strich mir dann freundlich über die Schulter, als wollte sie mich aufmuntern. Dann sagte sie, wir sollten uns übers Essen machen, es wäre nichts dafür zu bezahlen, denn das Wirtshaus gehöre ihr oder doch wenigstens ihrem Vater, und der wäre für den ganzen Tag nach Pittencrieff gegangen. Wir warteten nicht auf eine

zweite Aufforderung, denn Käse und Brot sind nur ein kalter Trost und die Würste dufteten herrlich. Während wir dasaßen und aßen, nahm sie wieder den alten Platz am Nebentisch ein, war tief in Gedanken versunken, runzelte die Stirne und drehte ihre Schürze mit den Händen zu einem Strick zusammen.

Endlich sagte sie zu Alan: »Solltet nicht so schwatzhaft sein, glaub' ich!«

»Ja,« sagte Alan, »aber Ihr seht, ich weiß, mit wem ich spreche.«

»Ich würde euch nie verraten, wenn Ihr das meint.«

»Nein,« sagte er, »Ihr gehört nicht zu den Leuten. Aber ich werde Euch sagen, was Ihr gerne tätet: helfen.«

»Ich könnte nicht«, sagte sie kopfschüttelnd. »Nein, ich könnte nicht.«

»Nein,« sagte er, »aber wenn Ihr könntet?«

Sie antwortete nicht.

»Schau, mein Mädel,« sagte Alan, »es gibt Boote hier, denn ich sah unten am Ufer nicht weniger als zwei, als ich durch den Ort ging. Nun, hätten wir ein Boot zur Verfügung, um im Schutze der Nacht nach Lothian zu gelangen, und einen verlässlichen, verschwiegenen Mann, der das Boot zurückbrächte und die Sache für sich behielte, so wären zwei Seelen gerettet – meine, aller Wahrscheinlichkeit nach – seine, mit tödlicher Sicherheit. Bekommen wir das Boot nicht, so bleiben uns auf dieser ganzen Welt nur noch drei Schillinge, und wohin wir gehen sollen, was wir machen sollen, was es für uns überhaupt noch anderes gibt, als die Stricke des Galgens – ich gebe Euch mein Ehrenwort, ich weiß es nicht! Werden wir das Boot nicht bekommen, mein Mädel? Wirst du in deinem warmen Bett liegen und an uns denken, wenn der Wind im Rauchfang heult und der Regen auf den Dächern peitscht? Willst du beim Scheine des flackernden Feuers am Herde sitzen



und dein Essen verzehren und meines armen und kranken Burschen hier gedenken, der im feuchten Moor sitzt und sich vor Kälte und Hunger in die Fingerspitzen beißt? Ob gesund, ob krank – er muß wandern, und wenn ihm der Tod schon im Nacken sitzt, muß er sich noch fortschleppen auf dem weiten Weg; und wenn er sein Ende erwartet auf einem Haufen kalter Steine, wird keiner seiner Freunde bei ihm sein, nur ich und Gott.«

Ich konnte wohl sehen, daß das Mädchen in großer Herzensnot war, als Alan so an ihr Mitleid appellierte. Sie stand in Versuchung uns zu helfen und gleichzeitig in Angst, daß sie vielleicht Übeltätern helfe. Und so entschloß ich mich jetzt, selbst einzugreifen und ihre Bedenken durch einen Teil der Wahrheit zu zerstreuen.

»Habt Ihr jemals«, fragte ich, »von Herrn Rankeillor in Ferry gehört?«

»Rankeillor, der Notar?« sagte sie, »ja, sicherlich.«

»Nun, zu dem eben will ich gehen«, sagte ich, »und Ihr könnt danach beurteilen, ob ich ein Missetäter bin. Ich will Euch noch mehr gestehen, daß nämlich, obwohl mein Leben durch einen verhängnisvollen Irrtum in Gefahr steht, König Georg keinen treueren Freund in ganz Schottland hat als mich.«

Ihr Gesicht erhellte sich bei diesen Worten, während sich das Alands verfinsterte.

»Das ist mehr als ich verlangt hätte«, sagte sie. »Herr Rankeillor ist ein wohlbekannter Mann.« Und sie hieß uns unsere Mahlzeit beenden, so bald als möglich den Ort verlassen und uns in dem Wäldchen am Ufer verstecken. »Ihr könnt euch auf mich verlassen,« sagte sie, »ich werde schon irgend ein Mittel finden, euch hinüberzuschaffen.«

Da warteten wir nicht länger, schüttelten ihr die Hand, machten mit den Würsten schnell fertig, verließen Limekilns so schnell als möglich und schritten auf jenes Wäldchen

zu. Es war nicht groß, ein paar Erlen und Eschen und einige Hagedornbüsche, nicht dicht genug, uns vor den Blicken Vorübergehender auf der Straße oder am Ufer zu verbergen. Doch mußten wir hier liegen bleiben und freuten uns, so gut es ging, des warmen Wetters und der guten Hoffnung auf eine baldige Rettung und machten Pläne, was wir zuerst unternehmen sollten.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu; der Abend kam klar und schön; dann wurde es Nacht. In den Häusern und Hütten wurden Lichter angezündet und mit der Zeit wurde eines nach dem andern wieder ausgelöscht. Es war jetzt elf Uhr vorbei, und Ungeduld und Angst plagten uns schon lange, ehe wir das Knirschen der Ruder in den Angeln hörten. Wir sahen hinaus und erblickten das Mädchen, das selbst in einem Boot auf uns zugerudert kam. Sie hatte unsere Sache keinem anvertraut, nicht einmal ihrem Schatz – wenn sie einen hatte – sondern, sobald ihr Vater schlafen gegangen war, hatte sie durch ein Fenster das Haus

verlassen, eines Nachbarn Boot gestohlen und war allein zu unserer Rettung gekommen.

Ich war beschämt und wußte keine Worte zu finden, um meine Dankbarkeit auszudrücken; aber sie war nicht minder verlegen bei dem Gedanken, sie anhören zu müssen. Sie bat uns, keine Zeit und keine Worte zu verlieren, und so hatte sie uns gar bald am Ufer von Lothian abgesetzt, uns die Hände geschüttelt und war schon wieder draußen auf dem Wasser, auf Limekilns lossteuernd, ehe noch ein Wort gesprochen worden war, weder über ihre Hilfe noch über unsere Dankbarkeit.

Sogar nachdem sie schon fort war, wußten wir nicht, was sprechen, auch war wirklich nichts gut genug für so viel Freundlichkeit und Güte. Alan stand nur eine lange Zeit am Ufer und schüttelte den Kopf.

»Das ist ein sehr feines Mädels«, sagte er endlich. »David, das ist ein sehr feines Mädels.« Und ungefähr eine Stunde später,

als wir am Strand in einer Grube lagen und ich schon ein wenig geschlafen hatte, brach er wieder in Lobpreisungen aus. Ich für mein Teil konnte nichts sagen. Sie war ein so einfaches Geschöpf, daß mein Herz von Reue und Angst erfüllt war: Reue, weil wir ihre Unwissenheit ausgenützt hatten, Angst, daß wir sie in der Lage, in der wir uns befanden, mit in Gefahr verwickelt hätten.

## Kapitel XXV

### Ich komme zu Herrn Rankeillor

Am nächsten Tage wurde vereinbart, daß Alan sich allein bis abends durchbringen müsse und nach Einbruch der Dunkelheit in den Feldern an der Straße, in der Nähe von Newhalls, liegen solle und ruhig warten, bis er mich pfeifen höre.

Er lehrte mich zu diesem Zwecke ein Stückchen von einem Lied, das mir von diesem Tage bis auf den heutigen im Gedächtnis geblieben ist und es wahrscheinlich bis an das Ende meiner Tage bleiben wird. Jedesmal, wenn es mir einfällt, erinnere ich mich jenes letzten Tages der Unsicherheit, wie Alan in der Grube aufrecht saß, pfiff und mit den Fingern den Takt schlug, und das fahle Licht der Morgendämmerung allmählich sein Gesicht erhellte.

Ehe die Sonne aufgegangen war, befand ich mich in der Hauptstraße von Queensferry. Als der Morgen langsam fortschritt und in den Häusern die Feuer angezündet und die Fenster geöffnet wurden, als die Leute auf der Schwelle ihrer Häuser erschienen, da wuchsen meine Unruhe und mein Kleinmut immer mehr. Ich sah nun, daß ich keinen festen Boden unter den Füßen hatte, meine Ansprüche nicht nachweisen könne, ja nicht einmal meine Identität. Wenn vielleicht alles nur Täuschung wäre, war ich wahrhaftig grausam betrogen und in einer traurigen Lage. Selbst wenn die Dinge sich so verhielten wie ich annahm, würde es höchstwahrscheinlich eine Zeit in Anspruch nehmen, um meine Sache durchzufechten, und wie viel Zeit konnte ich warten, mit weniger als drei Schillinge in der Tasche und einem verurteilten, verfolgten Mann auf dem Hals, der aus dem Lande geschafft werden mußte. Wahrlich, wenn meine Hoffnungen mich täuschten, konnten wir noch jetzt an den Galgen kommen. Und wie ich so auf und ab ging und sah, wie die Leute auf der Straße mich von der Seite

anblickten oder aus den Fenstern sahen und einander zunickten oder lächelten, da kam mir eine neue Besorgnis: daß es vielleicht keine leichte Sache sein dürfte, auch nur eine Unterredung mit Herrn Rankeillor zu erlangen, viel weniger ihn von der Wahrheit meiner Geschichte zu überzeugen.

Ich hätte nicht um mein Leben den Mut aufgebracht, irgend einen dieser ehrenwerten Bürger anzusprechen; ich schämte mich in diesem Haufen Fetzen auch nur mit ihnen zu reden, und ich glaubte, wenn ich sie gar nach dem Hause eines Mannes wie Herr Rankeillor fragen wollte, sie würden mir ins Gesicht lachen. So ging ich auf und ab durch die Straßen und zum Hafen hinunter, wie ein Hund, der seinen Herrn verloren hat, ein seltsames Nagen in meinem Innern, und alle Augenblicke ein Verzweiflungsanfall. Endlich wurde es heller Tag, etwa neun Uhr vormittags; ich war ganz erschöpft von diesem Herumirren und blieb zufällig vor einem sehr schönen Haus stehen, einem Haus mit großen, sauberen



Spiegelscheiben, Blumenstöcken auf den Fenstersimsen, frisch getünchten Mauern und einem Wächterhund, der gähnend auf der Schwelle saß, wie einer der hier zu Hause ist. Ich beneidete im Augenblick sogar dieses stumpfe Tier, als die Tür aufging und ein Mann von klugem, gutmütigem, freundlichem und ordentlichem Aussehen heraustrat, mit einer schönen, weißen Perücke auf dem Kopfe und einer großen Brille auf der Nase. Ich befand mich in einem jämmerlichen Zustand, daß jeder, der mich zufällig erblickte, noch einmal genauer hinsah. Diesem Herrn aber fiel meine Erscheinung so sehr auf, daß er geradewegs auf mich zukam und mich fragte, was ich da mache.

Ich erzählte ihm, daß ich in Geschäften nach Queensferry gekommen sei und, auf seine Freundlichkeit hin Mut fassend, bat ich ihn, mir das Haus des Herrn Rankeillor zu zeigen.

»Wie?« sagte er. »Das Haus, aus dem ich eben gekommen bin, ist sein Haus, und ich

bin zufällig der Mann selbst.«

»Dann, Herr, muß ich Euch um eine Unterredung bitten.«

»Ich kenne Euren Namen nicht und auch Euer Gesicht ist mir fremd.«

»Mein Name ist David Balfour«, sagte ich.

»David Balfour?« wiederholte er höchst überrascht. »Und woher kommt Ihr, Herr David Balfour?« fragte er und sah mich sehr kühl an.

»Ich komme von gar vielen abenteuerlichen Orten, Herr,« sagte ich, »aber ich möchte Euch das Wie und Woher lieber in vertraulichem Gespräch mitteilen.«

Er schien eine Weile zu überlegen, fuhr sich mit der Hand übers Kinn und sah bald auf mich, bald die Straße hinunter.

»Ja,« sagte er, »das wird zweifellos das Beste sein.« Und er führte mich ins Haus zurück, rief irgend jemandem, den ich nicht

sehen konnte, zu, er werde den ganzen Vormittag beschäftigt sein und brachte mich in ein kleines, düsteres Zimmer, das mit Büchern und Schriften angeräumt war. Er setzte sich nieder und bat mich, Platz zu nehmen, obwohl er etwas betrübt von seinem sauberen Stuhl auf meine schmutzigen Fetzen zu sehen schien. »Und jetzt,« sagte er, »wenn Ihr mir etwas Bestimmtes zu sagen habt, faßt Euch bitte kurz und kommt möglichst schnell zur Sache. – Nec germino bellum Trojanum orditur ab ovo – versteht Ihr das?« sagte er mit einem durchdringenden Blick.

»Ich will tun wie Horaz sagt, Herr, und Euch in *medias res* führen.« Er nickte zufrieden, denn er hatte die lateinischen Brocken hingeworfen, um mich zu prüfen. Trotz alledem und obwohl ich schon etwas Mut gefaßt hatte, stieg mir das Blut ins Gesicht, als ich hinzufügte: »Ich habe Gründe anzunehmen, daß ich einige Ansprüche habe auf den Besitz der Shaws.«

Er nahm ein Notizbuch aus seinem Schreibtisch und legte es offen vor sich hin. »Nun?« sagte er.

Aber ich hatte meinen Pfeil abgeschossen und saß stumm da.

»Weiter, weiter, Herr Balfour,« sagte er, »Ihr müßt fortfahren. Wo seid Ihr geboren.«

»In Essendean, Herr,« sagte ich, »im Jahre 1734, am 12. März.«

Er schien diese Angabe mit den Aufzeichnungen seines Notizbuches zu vergleichen, aber ich wußte nicht, was dies zu bedeuten hätte. »Vater und Mutter?« fragte er.

»Mein Vater war Alexander Balfour, Schullehrer des Ortes,« sagte ich, »und meine Mutter Grace Pitarrow, ich glaube, sie stammt aus Angus.«

»Habt Ihr irgend welche Papiere, die Eure Identität beweisen?« fragte Herr Rankeillor.

»Nein, Herr,« sagte ich, »die sind in Händen des Herrn Campbell, des Geistlichen, und könnten sehr leicht beschafft werden. Herr Campbell könnte meine Aussagen auch bestätigen, und was das anbelangt, glaube ich nicht, daß mich mein Onkel verleugnen würde.«

»Damit meint Ihr Herrn Ebenezer Balfour?« fragte er.

»Ja, Herr«, antwortete ich.

»Seid Ihr jemals einem Mann namens Hoseason begegnet?« fragte Herr Rankeillor.

»Ja, Herr, wohl um meiner Sünden willen,« sagte ich, »denn mit seiner Hilfe wurde ich auf Veranlassung meines Onkels aus dem Hafen dieser Stadt entführt, aufs Meer verschleppt, habe dann Schiffbruch gelitten und flehe heute nach Abenteuern aller Art in dieser jämmerlichen Verfassung vor Euch.«

»Ihr sagt, Ihr habt Schiffbruch gelitten,«  
sagte Herr Rankeillor, »wo war das?«

»In der Nähe des Südendes der Insel Mull«,  
antwortete ich. »Die Insel, auf die ich  
verschlagen wurde, heißt Erraid.«

»Ah!« sagte er lächelnd, »in Geographie  
seid Ihr mir überlegen. Aber so weit kann  
ich auch sagen, stimmt alles ziemlich genau  
mit den Informationen überein, die ich  
bekommen habe. Doch Ihr sagt, Ihr wäret  
entführt worden, inwiefern?«

»Im wahrsten Sinne des Wortes, Herr«,  
sagte ich. »Ich war auf dem Wege zu Euch,  
als ich, an Bord des Schiffes gelockt, dort  
niedergeschlagen wurde und nichts mehr  
von mir wußte, bis wir weit draußen auf  
dem Meere waren. Ich sollte nach den  
Plantagen geschafft werden, ein Schicksal,  
dem ich durch Gottes Fügung entronnen  
bin.«

»Das Schiff ist am 27. Juni untergegangen«,  
sagte er, in sein Büchlein blickend, »und

heute haben wir den 24. August. Das ist eine lange Pause, Herr Balfour, beinahe zwei Monate. Die Sache hat Euren Freunden schon eine Unmenge Mühe gekostet und ich gestehe, ich will nicht ruhen, ehe sie nicht vollständig aufgeklärt ist.«

»Ja, Herr,« sagte ich, »diese Lücke von zwei Monaten ist gar leicht ausgefüllt; aber ehe ich meine Geschichte erzähle, möchte ich doch gerne wissen, ob ich zu einem Freunde spreche.«

»Das ist ein *circulus vitiosus*«, sagte der Rechtsgelehrte. »Ich kann nicht überzeugt sein, ehe ich Euch angehört habe. Ich kann nicht Euer Freund sein, ehe ich genügend unterrichtet bin. Es stünde Euren Jahren besser an, vertrauensvoller zu sein. Ihr wißt, Herr Balfour, wir haben hier ein Sprichwort, das heißt: Missetäter sind mißtrauisch.«

»Ihr dürft nicht vergessen, Herr,« sagte ich, »daß ich durch meine Vertrauensseligkeit

schon viel habe leiden müssen, und daß ich von ebendemselben Mann (der, wenn ich die Sache richtig verstehe, Euer Arbeitsgeber ist), verschifft wurde, um als Sklave verkauft zu werden.«

Die ganze Zeit über gewann ich bei Herrn Rankeillor sichtlich immer festeren Boden und, im gleichen Verhältnis, selbst immer mehr Zutrauen. Aber bei diesem Ausfall, bei dem ich selbst lächeln mußte, lachte er laut auf.

»Nein, nein,« sagte er, »so schlimm ist es noch nicht, *fui, non sum*. Ich habe tatsächlich einmal die Geschäfte Eures Onkels geführt; aber zur Zeit als Ihr (*imberbis juvenis custode remoto*) im fernen Westen herumgesegelt seid, ist hübsch viel Wasser ins Meer geflossen, und wenn Euch die Ohren nicht geklungen haben, so geschah es wahrlich nicht darum, weil man zu wenig von Euch gesprochen hat. Gerade an dem Tage, da Ihr Schiffbruch littet, schritt Herr Campbell in mein Kontor und verlangte Euch aus allen



Himmelsrichtungen zurück. Ich hatte nie zuvor von Eurer Existenz gehört, aber ich habe Euren Vater gekannt und nach meinen früheren Erfahrungen (von denen ich später sprechen werde) war ich geneigt, das Schlimmste zu fürchten. Herr Ebenezer gab zu, Euch gesehen zu haben, erklärte (was unglaublich schien), Euch eine beträchtliche Summe Geldes übergeben zu haben und daß Ihr Euch nach dem Festlande Europas aufgemacht habt, um dort Eure Erziehung zu vollenden (was wiederum wahrscheinlich und lobenswert erschien). Darum befragt, warum Ihr Herrn Campbell noch keine Zeile habt zukommen lassen, gab er an, daß Ihr den Wunsch gezeigt habt, mit Eurem vergangenen Leben zu brechen. Weiter befragt, wo Ihr Euch augenblicklich aufhieltet, schützte er Unkenntnis vor, glaubte aber, Ihr wäret in Leyden. Das ist in kurzen Worten seine Aussage. Ich weiß nicht, ob ihm irgend jemand etwas davon glaubte«, fuhr Herr Rankeillor lächelnd fort, »und insbesondere erweckten einige meiner Worte so sehr sein Mißfallen, daß er mir, mit einem Worte, die

Tür wies. Damit waren wir auf einem toten Punkt angelangt; denn wie groß unser Verdacht auch immer war, so hatten wir doch keinen Schatten eines Beweises. In diesem Augenblick trifft Kapitän Hoseason mit der Nachricht ein, daß Ihr ertrunken wäret. Und damit war die ganze Sache erledigt ohne weitere Folgen, als Kummer und Sorge für Herrn Campbell, einige Verluste für meine Tasche und auf Eures Onkels Ehre ein neuer Schandfleck, was diese schwerlich noch vertragen konnte. Und jetzt, Herr Balfour,« sagte er, »versteht Ihr wohl den ganzen Zusammenhang dieser Geschichte und könnt selbst beurteilen, wie weit Ihr mir Euer Vertrauen schenken könnt.«

Er war in seinen Auseinandersetzungen in Wirklichkeit noch weit pedantischer als ich es darzustellen vermag und flocht auch noch mehr lateinische Phrasen in seine Rede ein. Aber er brachte alles mit so herzlichem Frohsinn in Blick und Benehmen vor, daß er jedes Mißtrauen in mir leicht besiegte. Ich konnte überdies

auch erkennen, daß er mich nunmehr ganz so behandelte, als wär ich zweifellos ich selbst, so daß meine Identität vollkommen anerkannt schien.

»Herr,« sagte ich, »wenn ich Euch meine Geschichte erzähle, gebe ich das Leben meines Freundes in Eure Hände und erbitte daher Eure Verschwiegenheit. Gebt mir Euer Wort, und es soll mir heilig sein; und was mich betrifft, so verlange ich keine andere Garantie, als Euer gutes Gesicht.«

Er gab mir mit sehr ernster Miene sein Wort und sagte: »Das ist eine beunruhigende Einleitung, und wenn in Eurer Erzählung vielleicht Verstöße gegen das Gesetz vorkommen, so will ich Euch bitten, nicht zu vergessen, daß ich als Mann des Gesetzes nicht leicht darüber hinweggehen kann.«

Daraufhin erzählte ich ihm meine Geschichte vom Anfang an. Er hörte mir zu mit hinaufgeschobener Brille und geschlossenen Augen, so daß ich manchmal

glaubte, er schlief. Aber davon war keine Rede! Er hörte jedes Wort, wie ich nachher merkte, faßte so schnell auf und erinnerte sich mit solcher Genauigkeit der Einzelheiten, daß ich mich noch oft darüber wunderte. Sogar seltsame, ausländische, gälische Namen, die er nur dieses eine Mal gehört hatte, merkte er sich und wiederholte sie mir oft viele Jahre später. Doch als ich Alan Brecks Namen voll nannte, ereignete sich eine merkwürdige Szene. Alans Name war natürlich durch ganz Schottland gegangen, im Zusammenhang mit dem Mord in Appin und der Belohnung, die auf seinem Kopf stand. Kaum war er mir entschlüpft, als sich Herr Rankeillor aufrichtete auf seinem Stuhle und die Augen öffnete.

»Ich würde keine unnötigen Namen nennen, Herr Balfour,« sagte er, »vor allem nicht von Bewohnern des Hochlandes, deren viele dem Gesetze nach straffällig sind.«

»Nun gut, ich hätte den Namen lieber verschweigen sollen,« sagte ich, »aber da er mir nun einmal ent schlüpft ist, kann ich ebenso gut fortfahren.«

»Nicht im geringsten«, sagt Herr Rankeillor. »Ich bin etwas schwerhörig, wie Ihr wohl schon bemerkt haben dürft und bin gar nicht sicher, ob ich den Namen richtig verstanden habe. Wir wollen Euren Freund, bitte, Herrn Thomson nennen. Und in Zukunft möchte ich mit allen Bewohnern des Hochlandes, die Ihr noch zu erwähnen habt – tote oder lebende –, ähnlich verfahren.«

Daran sah ich, daß er den Namen nur allzu gut gehört hatte und bereits erraten hatte, daß ich zu dem Mord kommen könnte. Wenn er diese Rolle des Unwissenden spielen wollte, ging es mich weiter nichts an; so lächelte ich, sagte, daß der Name nicht eben sehr hochländisch klänge und war einverstanden. Für den ganzen Rest meiner Erzählung hieß Alan Herr Thomson,

was mich um so mehr unterhielt, da es ein Stück seiner eigenen Politik war.

»Nun gut,« sagte der Rechtsgelehrte, als ich ganz fertig war, »das ist ein großes Epos, eine große Odyssee. Ihr seid weit herumgekommen, *quae regio in terris* – welche Gemeinde Schottlands, um es in unsere heimatliche Sprache zu übersetzen, habt Ihr nicht durchwandert? Ihr habt eine eigentümliche Geschicklichkeit bewiesen, einerseits in eine schiefe Lage zu kommen und anderseits Euch im großen und ganzen gut aus der Affäre zu ziehen. Dieser Herr Thomson scheint mir ganz vorzügliche Eigenschaften zu besitzen, obwohl er vielleicht ein wenig zu blutdürstig ist. Es wäre mir trotz alledem nicht unangenehm, wenn er (mit all seinen Verdiensten) tief in der Nordsee läge, denn, Herr David, der Mann ist eine schreckliche Verlegenheit für uns. Ihr habt zweifellos ganz recht, ihm zugetan zu sein, wie er ja auch unzweifelhaft Euch zugetan scheint, er war Euer guter Kamerad; nun diese Tage sind zum Glück vorbei und ich glaube (vom

menschlichen Standpunkte aus gesprochen)  
daß die Zeit Eurer Not zu Ende sein  
dürfte.«

Während er solcherart seine Betrachtungen über meine Abenteuer anstellte, sah er mich so gütig und freundlich an, daß ich meine Freude kaum zurückhalten konnte. Ich war so lange unter Ausgestoßenen herumgeirrt, hatte mein Bett so oft im Walde und unter freiem Himmel gemacht, daß die Tatsache allein, wieder einmal in einem sauberen, anständigen Hause zu sitzen und freundschaftlich mit einem wohlgekleideten Herrn zu sprechen, schon ein höchst erhebliches Gefühl für mich war. Als ich dies eben überlegte, fiel mein Blick zufällig auf meine zerlumpten Kleider und ich fühlte mich wieder beschämt und verwirrt. Aber Herr Rankeillor verstand mich. Er erhob sich, rief über die Stiege, man möge noch ein Gedeck auflegen, da Herr Balfour zum Essen bliebe und führte mich in ein Schlafzimmer im oberen Stockwerk des Hauses. Hier stellte er mir Wasser, Seife und einen Kamm zur Verfügung, legte

einige Kleider seines Sohnes für mich  
heraus und überließ mich hier meiner  
Toilette.



# Kapitel XXVI

## Auf der Suche nach meiner Erbschaft

Ich versuchte, so gut als möglich, mein Äußeres zu verändern und war sehr froh, als ich in den Spiegel sah und fand, daß der Bettler nunmehr ein Ding der Vergangenheit und David Balfour wieder zum Leben erwacht war. Und doch schämte ich mich auch wieder dieser Veränderung und insbesondere der ausgeborgten Kleider. Als ich fertig war, begegnete ich Herrn Rankeillor auf der Stiege, er beglückwünschte mich und führte mich wieder in sein Zimmer.

»Setzt Euch, David,« sagte er, »und jetzt, da Ihr wieder mehr Euch selbst gleicht, will ich versuchen, Euch über einiges aufzuklären. Ihr werdet sicherlich neugierig sein, einiges über Euren Vater und Euren Onkel zu erfahren? Es ist eine merkwürdige Geschichte, und es fällt mir nicht ganz

leicht, Euch die Sache zu erklären. Denn,«  
sagte er wirklich mit einiger Verlegenheit,  
»es dreht sich natürlich um eine  
Liebesgeschichte.«

»Aufrichtig gesagt«, antwortete ich, »kann  
ich diesen Begriff schwer mit meinem  
Onkel in Verbindung bringen.«

»Aber Euer Onkel, Herr David, war nicht  
immer alt«, sagte er, »und was Euch  
vielleicht noch mehr wundern wird, er war  
nicht immer häßlich. Er war hübsch und  
elegant, die Leute blieben stehen, um ihm  
nachzublicken, wenn er auf seinem feurigen  
Roß vorbeiritt. Ich habe es mit meinen  
eigenen Augen gesehen und ich muß  
gestehen, nicht ohne Neid. Denn ich war  
selbst ein einfacher Bursche und eines  
einfachen Mannes Sohn und in jenen Tagen  
war es eine Sache von: *odi te, qui*  
*bellus es, Sabelle!*«

»Es klingt wie ein Märchen«, sagte ich.

»Ja, ja,« sagte Herr Rankeillor, »so geht es mit Jugend und Alter. Aber das ist noch nicht alles: er besaß Geist und Verstand, und man versprach sich große Dinge von ihm für die Zukunft. Im Jahre 1715, was hatte er da Wichtigeres zu tun, als davonzulaufen und sich den Rebellen anzuschließen? Es war Euer Vater, der ihm folgte, ihn in einem Graben fand und ihn zur großen Freude aller Leute zurückbrachte, *multum gementem*. Kurz – *majora canamus* – die beiden Burschen verliebten sich in dieselbe Dame. Herr Ebenezer, der viel bewunderte, allgemein beliebte und von aller Welt verwöhnte, zweifelte nicht einen Augenblick an seinem Erfolg und war seines Sieges nur allzu gewiß. Als er sah, daß er sich geirrt hatte, kreischte er wie ein Pfau. Die ganze Gegend wußte um die Sache. Bald lag er krank zu Hause und die ganze dumme Familie stand weinend um sein Bett, bald wieder ritt er von einem Wirtshaus zum anderen und schrie seinen Schmerz jedem Tom, Dick oder Harry in die Ohren. Euer Vater, Herr David, war ein guter,

freundlicher Herr, aber, er war schwach, sehr schwach, leider. Er machte zu all den Narrheiten ein langes Gesicht und eines Tages – mit Verlaub zu sagen – verzichtete er auf die Dame. Sie war jedoch nicht so dumm – von ihr müßt Ihr zweifellos Euren gesunden Menschenverstand geerbt haben – und weigerte sich solcherart abgetreten zu werden. Beide fielen vor ihr auf die Knie und das Ende der Geschichte war für den Augenblick, daß sie beiden die Türe wies. Das war im August, du meine Güte, im selben Jahre, da ich vom Gymnasium kam! Es muß die reinste Lustspielszene gewesen sein.«

Ich war auch der Ansicht, daß es eine dumme Geschichte war, aber ich erinnerte mich doch, daß mein Vater darein verwickelt gewesen war. »Ja, Herr, aber es war doch auch eine tragische Note darin,« sagte ich.

»Nein, ganz und gar nicht«, antwortete der Rechtsgelehrte. »Denn zu einer Tragödie gehören doch einigermaßen gewichtige

Gründe einer Streitfrage, ein dignus  
vindice nodus. Aber das war nur die  
Unverschämtheit eines jungen verwöhnten  
Esels. Aber Euer Vater sah die Sache  
anders, und das Ende war, daß sie endlich –  
nachdem Euer Vater eine Konzession nach  
der andern gemacht hatte – eine Art  
Geschäft abschlossen, dessen üble Folgen  
Ihr kürzlich habt büßen müssen. Der eine  
nahm die Dame, der andere den  
Grundbesitz. Seht Ihr, Herr David, man  
redet viel von Edelmut und Menschenliebe;  
aber in unserem heutigen Stadium des  
Zusammenlebens der Menschen glaube ich  
immer noch, daß es bei einem Streite das  
Ratsamste ist, die Leute befragen ihren  
Rechtsfreund und nehmen jeder so viel  
ihres Rechts in Anspruch, als ihnen das  
Gesetz zuspricht. Kurz, dieses Stück  
Donquichoterie von seiten Eures Vaters  
zog, da es in sich ungerecht war, noch eine  
ganze Reihe anderer Ungerechtigkeiten  
nach sich. Eure Eltern lebten Zeit ihres  
Lebens in Armut, starben arm, Ihr wurdet  
ärmlich erzogen, und was hatten während  
dieser Zeit die Pächter auf Shaws für ein

Leben? Und ich könnte noch (läge mir daran etwas) hinzufügen, was führte Herr Ebenezer für ein Leben?«

»Und doch ist dies sicherlich das Seltsamste an der ganzen Geschichte,« sagte ich, »daß sich der Charakter eines Menschen so ändern kann.«

»Richtig,« sagte Herr Rankeillor, »und doch glaube ich, es war ziemlich selbstverständlich. Er konnte sich nicht einbilden, eine ehrenvolle Rolle gespielt zu haben. Diejenigen, die um die Sache wußten, kehrten ihm den Rücken, die übrigen – als sie einen Bruder verschwinden sahen und den anderen vom Grund Besitz ergreifen – glaubten ihn des Mordes schuldig, so daß er sich von allen Seiten gemieden sah. Geld war alles, was er bei der Sache profitiert hatte, und so fing er eben an, um so mehr vom Geld zu halten. Er war selbstsüchtig gewesen, als er jung war; er ist jetzt selbstsüchtig, da er alt ist. Und die letzte Folge dieses seinen

Benehmens und dieser edlen Gefühle habt  
Ihr ja an Euch selbst erfahren.«

»Gut Herr,« sagte ich, »und wie steht es um  
meine Ansprüche bei dieser ganzen  
Geschichte?«

»Das Gut gehört zweifellos Euch«,  
antwortete der Rechtsanwalt. »Es ist  
gleichgültig, was Euer Vater unterschrieb,  
Ihr seid rechtmäßiger Erbe. Aber Euer  
Onkel ist der Mann, das Unanfechtbare  
anzufechten, und er würde voraussichtlich  
Eure Identität anzweifeln. Ein Prozeß ist  
immer eine kostspielige Sache und  
Erbschaftsstreitigkeiten in der Familie  
immer ein Skandal. Und abgesehen davon,  
käme etwas über Euer Tun mit Eurem  
Freund, Herrn Thomson, heraus, könnten  
wir uns leicht die Finger verbrennen. Die  
Entführung spräche natürlich für uns, wenn  
wir sie nur beweisen könnten. Aber der  
Beweis könnte vielleicht schwer erbracht  
werden, und ich würde Euch alles in allem  
raten, Euch mit Eurem Onkel  
auszugleichen, ihm keine zu schweren

Bedingungen zu stellen, ja ihn vielleicht in Shaws zu lassen, wo er nun seit einem Vierteljahrhundert Wurzel gefaßt hat und Euch inzwischen mit einer anständigen Anwartschaft zu begnügen.«

Ich sagte ihm, daß ich keine Schwierigkeiten machen wolle, und daß auch ich eine Scheu davor habe, Familienangelegenheit vor die Öffentlichkeit zu bringen. Inzwischen fing ich an, einen Plan auszudenken, nach dem wir späterhin vorgehen.

»Die Hauptsache ist wohl«, fragte ich, »ihm das Geständnis der Entführung zu entreißen?«

»Ganz richtig,« sagte Herr Rankeillor, »und womöglich außerhalb des Gerichtssaales. Denn seht Ihr, Herr David, wir könnten sicherlich irgend einen von der Mannschaft der Covenant finden, der Eure gewaltsame Entführung beschwören würde. Aber einmal auf der Zeugenbank, könnten wir auch weitere Aussagen nicht verhindern



und da könnte leicht ein Wort über Euren Freund, Herrn Thomson, fallen, was mir, nachdem was Ihr mir gesagt habt, nicht wünschenswert erscheinen kann.«

»Gut, Herr,« sagte ich, »jetzt will ich Euch folgenden Vorschlag machen.« Und ich legte ihm meinen Plan vor.

»Ja, aber da müßte ich mit Herrn Thomson zusammentreffen?« sagte er, als ich geendet hatte.

»Ich glaube schon, Herr«, sagte ich.

»Mein lieber Doktor!« rief er und fuhr sich über die Stinte. »Mein lieber Doktor! Nein, Herr David, ich fürchte, Euer Plan ist undurchführbar. Ich sage nichts gegen Euren Freund, Herrn Thomson, ich weiß auch nichts gegen ihn, und wüßte ich etwas – merkt Euch dies, Herr David, – so wäre es meine Pflicht, ihn festzunehmen. Jetzt urteilt selbst: wäre es klug, einander zu begegnen? Es könnte etwas gegen ihn vorliegen, er hat Euch vielleicht nicht alles

gesagt, er heißt vielleicht nicht einmal Thomson!« rief der Anwalt zwinkernd, »denn diese Leute nehmen oft fremde Namen an.«

»Darüber müßt Ihr selbst urteilen, Herr«, sagte ich.

Aber es war klar, daß mein Plan Eindruck auf ihn gemacht hatte, denn er blieb in Gedanken versunken, bis wir zu Tisch gerufen wurden. Kaum hatte uns Frau Rankeillor bei einer Flasche Wein wieder allein gelassen, so mochte er auch schon wieder Anspielungen auf meinen Vorschlag. Wann und wo ich meinen Freund, Herrn Thomson, treffen sollte; ob ich mich auf die Verschwiegenheit des Herrn Thomson verlassen könne; ob ich, falls uns der alte Fuchs in die Falle ginge, mich mit diesen oder jenen Bedingungen einverstanden erklären würde: diese und ähnliche Fragen stellte er mir immer wieder nach längeren Pausen, während er den Wein, in Gedankenversunken, in kleinen Schlückchen langsam trank. Als ich sie alle

beantwortet hatte, anscheinend zu seiner Zufriedenheit, verfiel er noch tiefer in Gedanken und vergaß sogar den Wein darüber. Dann nahm er ein Blatt Papier und einen Bleistift und fing an zu schreiben, jedes Wort wägend und überlegend. Endlich zog er an einer Glocke und rief seinen Schreiber ins Zimmer.

»Torrance,« sagte er, »ich muß dies bis abends säuberlich abgeschrieben haben. Wenn es geschehen ist, setzt, bitte, Euren Hut auf und macht Euch bereit, mich und diesen Herrn zu begleiten, denn wir werden Euch wahrscheinlich als Zeugen brauchen.«

»Wie, Herr,« rief ich, sobald der Schreiber fort war, »wollt Ihr es wagen?«

»Ja, es scheint so«, sagte er und füllte sein Glas. »Aber jetzt wollen wir nicht mehr von Geschäften sprechen. Der Anblick Torrances bringt mir eben eine komische Geschichte in Erinnerung. Es war vor ein paar Jahren, als ich mit dem armen Dummkopf verabredet hatte, wir sollten uns

beim Kreuz in Edinburgh treffen. Jeder war seinen eigenen Geschäften nachgegangen und als es vier Uhr wurde, hatte Torrance ein Glas zu viel getrunken und erkannte seinen Herrn nicht, und ich hatte meine Brille vergessen und war ohne sie so blind, daß ich, auf mein Wort, meinen eigenen Schreiber nicht erkannte.« Und darüber lachte er gar herzlich.

Ich sagte, es wäre ein komischer Zufall gewesen und lächelte höflichkeitshalber. Aber was mich den ganzen Nachmittag immer neu verwunderte, war, daß er immer wieder auf die Geschichte zurückkam und sie immer von neuem mit anderen Einzelheiten und vielem Gelächter erzählte. So daß ich endlich ganz aus der Fassung kam und mich der Narrheit meines Freundes schämte.

Als die Zeit herankam, die ich mit Alan verabredet hatte, machten wir uns auf vom Hause, Herr Rankeillor und ich, Arm in Arm, Torrance hinter uns, die Urkunde in der Tasche und einen zugedeckten Korb in

der Hand. Wir hatten endlich die letzten Häuser hinter uns und gingen längs des Hafens auf Hawes' Gasthaus und die Brückenpfeiler zu, dem Schauplatze meines Unglücks. Ich konnte nicht ohne eine gewisse Rührung des Tages gedenken, da ich zuletzt hier gewesen war; so viele, die damals mit mir waren, lebten nicht mehr: Ransome, wie ich hoffen will, von seinem größeren Elend erlöst, Shuan in ein neues Leben eingegangen, dahin ich ihm nicht folgen konnte, und all die armen Seelen, die mit dem Schiff untergegangen waren. Ich hatte sie alle und das Schiff selbst überlebt und war nun all der Not und den schrecklichen Gefahren entronnen. Dankbarkeit hätte mich bei diesem Gedanken ganz erfüllen sollen, doch konnte ich mich bei diesen Erinnerungen des Mitleids, der Angst und des Grauens nicht erwehren.

Ich wurde aus meinen Gedanken durch Herrn Rankeillor plötzlich aufgeschreckt, der leise aufschreiend seine Hände

zusammen schlug, seine Taschen durchstöberte und dann zu lachen anfang.

»Dies ist doch wahrhaftig wie in einem Lustspiel!« rief er. »Nach all dem Gesagten habe ich nun meine Brille vergessen!«

Da verstand ich natürlich den Zweck seiner Anekdote und wußte, daß, wenn er seine Brille daheimgelassen hatte, es mit Absicht geschehen war, damit er den Vorteil von Alans Hilfe genießen und sich zugleich die Unannehmlichkeit, ihn zu erkennen, ersparen konnte.

Sobald wir Hawes' Gasthaus hinter uns hatten (wo ich den Wirt erkannt hatte, der vor seiner Türe stand und eine Pfeife rauchte; ich war betroffen, ihn nicht älter aussehend zu finden als dazumals), wechselte Herr Rankeillor unsere Marschordnung und schickte mich als Führer voraus, während er mit Torrance hinter mir zurückblieb. Ich schritt den Hügel hinauf und piffte von Zeit zu Zeit mein gälisches Liedchen. Endlich hatte ich

das Vergnügen, eine Antwort zu hören und Alan hinter einen Busch hervorkommen zu sehen. Er war ein wenig niedergeschlagen, da er den ganzen langen Tag allein da im Hinterhalt gelegen hatte und nur ein kärgliches Mahl in einem Wirtshaus bei Dundas eingenommen hatte. Aber beim bloßen Anblick meiner Kleider erhellte sich sein Gesicht, und sobald ich ihm erzählt hatte, welche Fortschritte unsere Sache gemacht und welche Rolle ich ihm für den Rest zgedacht hatte, da wurde er völlig ein anderer Mensch.

»Und das ist eine sehr gute Idee von dir«, sagte er, »und ich darf wohl sagen, daß du nicht leicht einen Besseren hättest finden können, um sie auszuführen, als Alan Breck. Nicht ein jeder (merk' es dir) könnte das, da gehört schon einiger Verstand dazu. Aber es kommt mir vor, daß dein Herr Anwalt sich schon sehnt, mich kennenzulernen.«

So rief und winkte ich Herrn Rankeillor, der allein heraufkam und meinem Freund,

Herrn Thomson, vorgestellt wurde.

»Herr Thomson, ich freue mich, Euch kennenzulernen«, sagte er. »Aber ich habe meine Brille vergessen und unser Freund, Herr David hier« (er klopfte mir auf die Schulter), »wird Euch sagen, daß ich beinahe blind bin, und Ihr dürft es mir nicht übelnehmen, wenn ich morgen vielleicht an Euch vorbeigehe, ohne Euch wiederzuerkennen.«

Dies sagte er in der Annahme, daß Alan sehr erfreut sein werde, aber mein Hochländer fühlte sich schon geringerer Anlässe wegen in seiner Eitelkeit gekränkt.

»Nun, Herr,« erwiderte er sehr steif, »ich möchte eigentlich bemerken, daß das um so weniger von Belang ist, als wir hier ja nur zu einem bestimmten Zwecke zusammentreffen, nämlich, um dafür zu sorgen, daß Herrn Balfour Gerechtigkeit widerfahre, und wir, soviel ich sehen kann, sonst nicht allzuviel miteinander gemein haben. Aber immerhin nehme ich Eure



Entschuldigung, die ich für vollkommen wohlangebracht halte, mit Dank entgegen.«

»Und das ist mehr, als ich erwarten konnte, Herr Thomson«, sagte Rankeillor herzlich.

»Und jetzt, da Euch und mir die Hauptrollen in diesem Unternehmen zufallen, glaube ich, müssen wir uns ganz genau über die Sache verständigen und darum schlage ich vor, daß Ihr mir Euren Arm reicht, denn ich bin durch die Dunkelheit und das Fehlen meiner Brillen des Weges nicht ganz sicher. Was Euch anbelangt, Herr David, so werdet Ihr Euch sicherlich mit Torrance ganz gut unterhalten. Nur will ich Euch nochmals sagen, es ist ganz unnötig, daß er von Euren oder, hm, Herrn Thomsons Abenteuern zu viel erfährt.«

So gingen die beiden voraus in angeregter Unterhaltung, Torrance und ich bildeten die Nachhut.

Ehe wir das Haus der Shaws erreichten, war es vollkommene Nacht geworden. Es war

zehn Uhr vorbei; die Nacht war finster und milde, leise rauschte der Wind vom Südwesten her und dämpfte den Klang unserer Schritte; als wir nahe herangekommen waren, sahen wir nicht einen einzigen Lichtschimmer in irgend einem Winkel des Hauses. Es schien, daß mein Onkel bereits zu Bett gegangen war, was zu unserem Vorhaben ganz trefflich paßte. In einer Entfernung von einigen fünfzig Ellen trafen wir im Flüsterton unsere letzten Vereinbarungen, dann krochen der Anwalt, Torrance und ich leise hinauf und versteckten uns hinter einer Ecke des Hauses. Sobald wir unsere Plätze eingenommen hatten, schritt Alan ohne jede Vorsicht zur Türe und fing zu klopfen an.

## Kapitel XXVII

### Ich gelange in mein Königreich

Alan tobte eine Zeitlang vor der Tür, ohne daß sein Klopfen etwas anderes als den Widerhall im Hause erweckte. Endlich aber konnte ich das Geräusch eines vorsichtig geöffneten Fensters vernehmen und wußte, daß mein Onkel an seinen Beobachtungspunkt gekommen war. Bei der herrschenden Dunkelheit konnte er Alan nur wie einen schwachen Schatten auf der Schwelle sehen. Die drei Zeugen waren seinen Blicken vollkommen entzogen, so daß für einen ehrlichen Menschen kein Grund war, in seinem eigenen Hause zu erschrecken. Trotz alledem betrachtete er seinen Besucher geraume Weile schweigend und als er sprach, klang seine Stimme mißtrauisch.

»Was gibt's« fragte er. »Das ist nicht eben die richtige Stunde für anständige

Menschen und mit Nachtvögeln habe ich nichts zu tun. Was führt Euch her? Ich habe ein Gewehr da.«

»Seid Ihr es selbst, Herr Balfour?«  
erwiderte Alan, einen Schritt zurücktretend und in die Finsternis hinaufblickend. »Gebt acht mit dem Gewehr, das sind abscheuliche Dinger, wenn sie losgehen.«

»Was führt Euch her und wer seid Ihr?«  
fragte mein Onkel ärgerlich.

»Ich habe keine Lust, meinen Namen ins weite Land hinauszuschreien,« sagte Alan, »aber was mich herführt, ist wieder eine andere Geschichte; das ist mehr Eure Sache als die meine. Und wenn Ihr es gerade wünscht, so bin ich gern bereit es in ein Lied zu fassen und Euch vorzusingen.«

»Und was ist es?« fragte mein Onkel.

»David«, sagte Alan.

»Was war das?« rief mein Onkel mit vollkommen veränderter Stimme.

»Soll ich Euch den vollen Namen nennen?« fragte Alan.

Es folgte eine Pause; dann: »Ich glaube, es wäre besser, ich lasse Euch herein«, sagte mein Onkel zögernd.

»Ich glaube auch«, sagt Alan; »aber die Frage ist nur, ob ich auch hineingehe? Jetzt will ich Euch sagen, was ich glaube. Ich glaube, daß wir eben an dieser Türschwelle über die Sache verhandeln müssen, und es wird hier sein oder überhaupt nicht. Denn Ihr müßt nun einmal einsehen, daß ich ebenso halsstarrig bin wie Ihr selbst und noch dazu aus einer vornehmeren Familie stamme.«

Diese Änderung des Tones machte Ebenezer etwas stutzig; er überlegte eine Weile und sagte dann: »Nun gut, was sein muß, muß sein«, und schloß das Fenster. Aber er brauchte ziemlich lange, um die

Stiege herunterzukommen und noch länger, um Schloß und Riegel aufzusperren. Er bereute es wohl und bekam von neuem Angst, bei jeder zweiten Stufe, Stange oder Kette. Endlich jedoch hörten wir die Türangeln knarren und mein Onkel schlich, wie es schien, vorsichtig heraus, und da er sah, daß Alan ein oder zwei Schritte zurückgetreten war, setzte er sich auf die oberste Stufe der Schwelle, das Gewehr in der Hand.

»Und jetzt«, sagte er, »vergeßt nicht, ich habe ein Gewehr, und wenn Ihr einen Schritt näherkommt, seid Ihr so gut wie tot.«

»Das nenne ich eine höfliche Rede«, sagte Alan.

»Nein,« sagte mein Onkel, »aber das ist nicht eben ein vertrauenerweckendes Vorgehen und ich muß daher vorbereitet sein. Und jetzt, damit wir einander verstehen, sagt, was Euch herführt.«

»Also,« sagte Alan, »Ihr, als ein Mann, der die Dinge richtig zu erkennen vermag, werdet wohl zweifellos bemerkt haben, daß ich ein Edelmann aus dem Hochlande bin: Mein Name tut nichts zur Sache, aber das Land meiner Angehörigen liegt nicht sehr weit von der Insel Mull entfernt, von der Ihr sicherlich schon gehört habt. Es scheint, daß in der Gegend ein Schiff gescheitert ist. Am nächsten Tag suchte einer meiner Familienangehörigen längs der Küste angeschwemmtes Holz für sein Feuer; da fand er einen halbertrunkenen Burschen. Er brachte ihn heim und er und einige andere nahmen ihn zu sich; sie versteckten ihn in einem alten, halbverfallenen Schloß, wo er von jenem bis auf den heutigen Tag geblieben ist und meine Leute ein hübsches Stück Geld gekostet hat. Meine Leute sind ein wenig ungebunden und halten sich nicht so genau an das Gesetz wie andere, die ich näher bezeichnen könnte. Und nachdem sie herausgefunden hatten, daß der Bursche von ordentlichen Leuten stammt und Euer leiblicher Neffe ist, Herr Balfour, so baten sie mich, mich an Euch zu wenden und mit

Euch über die Sache zu verhandeln. Ich kann Euch gleich voraussagen, wenn wir uns nicht über irgend welche Bedingungen einigen können, so werdet Ihr ihn schwerlich wiedersehen, denn meine Leute«, fügte Alan hinzu, »sind nicht eben wohlhabend.«

Mein Onkel räusperte sich. »Es liegt mir nicht viel daran«, sagte er. »Er war zumindest nicht das, was »man einen braven Burschen nennt und ich habe keine Veranlassung, mich einzumischen.«

»Ja, ja«, sagte Alan. »Ich sehe schon, wo Ihr hinauswollt: vorgeben, daß Euch nicht viel daran liegt, um das Lösegeld herunterzudrücken.«

»Nein,« sagte mein Onkel, »es ist nur die reine Wahrheit. Ich habe gar kein Interesse an dem Burschen und ich werde kein Lösegeld bezahlen, Ihr könnt von mir aus mit ihm machen, was Ihr wollt.«



»Ha, mein Herr!« sagte Alan, »Blut ist doch stärker als Wasser, in des Teufels Namen! Ihr könnt doch anstandshalber Eures Bruders Sohn nicht im Stiche lassen; und wenn Ihr es doch tätet und es würde bekannt, so wäre das für Euren guten Ruf hier in der Gegend nicht eben förderlich, kann ich mir denken.«

»Mein Ruf ist eben nicht der allerbeste hier«, antwortete Ebenezer; »auch wüßte ich nicht, wie es bekannt werden sollte. Durch mich sicherlich nicht, ebensowenig durch Euch und Eure Leute. Das ist also alles unsinniges Geschwätz, mein Lieber«, sagte er.

»Dann wird es wohl David sein, der es erzählen wird«, sagte Alan.

»Wieso«, fragte mein Onkel schnell.

»Na, ganz einfach«, sagt Allan. »Meine Leute würden Euren Neffen sicherlich solange behalten, als sie mit einiger Wahrscheinlichkeit damit ein wenig Silber

herausschlagen könnten. Wenn das aber nicht der Fall wäre, dann bin ich ganz überzeugt davon, daß sie ihn laufen ließen, wohin er wolle, wenn er sich nur zum Teufel scherte.«

»Ja, aber eben daran liegt mir auch nicht besonders viel«, sagte mein Onkel.

»Darüber wäre ich auch nicht sehr entzückt.«

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Alan.

»Und warum?« fragte Ebenezer.

»Nun, Herr Balfour,« antwortete Alan, »nach all dem, was ich erfahren konnte, gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder Euch läge etwas an David, dann hättet Ihr wohl dafür bezahlt, ihn zurückzubekommen; oder Ihr hättet gute Gründe, ihn nicht hier haben zu wollen, dann würdet Ihr wohl dafür bezahlen, daß wir ihn behielten. Es scheint, das erste ist es nicht, gut, dann ist es eben das zweite; und ich bin froh, es zu wissen, denn es soll ein hübsches

Sümmchen sein für meine Tasche und für die meiner Leute.«

»Jetzt konnte ich Euch wieder nicht folgen«, sagte mein Onkel.

»Nein?« sagte Alan, »also seht her: Ihr wolltet den Burschen nicht zurückhaben; also was wollt Ihr, daß mit ihm geschehe und wieviel wollt Ihr dafür bezahlen?«

Mein Onkel gab keine Antwort, sondern rutschte verlegen auf seinem Platz herum.

»Nun Herr«, rief Alan. »Ihr müßt wissen, daß ich ein Edelmann bin, ich trage eines Königs Namen; entweder Ihr gebt mir eine anständige Antwort, und zwar sofort, oder bei Gott, ich renne Euch drei Fuß Eisen in den Leib.«

»He, Mensch,« schrie mein Onkel und sprang auf die Beine, »so wartet doch eine Minute! Was habt Ihr denn? Ich bin ein einfacher Mann, aber ich will mich bemühen, Euch eine anständige Antwort zu

geben, so weit es möglich ist. Aber was sollen Eure groben Reden? In den Leib rennen, sagt Ihr? Und wo bliebe ich mit meinem Gewehr?» brummte er.

»Pulver und Eure alten Hände wären nur wie die Schnecke gegen die Schwalbe, im Vergleich zu dem blitzenden Stahl in Alans Händen«, sagte der andere. »Ehe Eure zitternden Finger den Hahn gefunden, säße der Griff meines Degens schon an Eurem Brustbein.«

»Ach, Mensch, wer leugnet's denn?« sagte mein Onkel. »Sei's denn, wie Ihr wollt, ich will nichts tun, was Euch ärgert. Sagt mir einfach, wieviel Ihr ungefähr wollt und Ihr sollt sehen, daß wir uns einigen werden.«

»Also wirklich, Herr«, sagte Alan, »ich verlange nichts als klare Abmachungen. In zwei Worten: wollt Ihr, daß der Bursche umgebracht werde oder nicht?«

»Oh, Herr!« rief Ebenezer. »O du meine Güte! Was ist das für eine Sprache!«

»... umgebracht werde oder nicht?«  
wiederholte Alan.

»0 nicht, nicht umgebracht!« jammerte  
mein Onkel. »Wir wollen doch, bitte, kein  
Blut vergießen.«

»Nun, Herr, wie Ihr wollt,« sagte Alan,  
»das wird aber teurer kommen.«

»Teurer?« rief Ebenezer. »Möchtet Ihr  
lieber Eure Hände mit einem Verbrechen  
besudeln?«

»Na,« sagte Alan, »beides ist ein  
Verbrechen, und Umbringen ist leichter und  
schneller und sicherer. Den Burschen  
versteckt halten wird eine mühsame Sache  
sein, eine mühsame, heikle Geschichte.«

»Und doch will ich, daß es geschehe«,  
antwortete mein Onkel. »Ich habe niemals  
etwas wirklich Sündhaftes getan und werde  
nicht jetzt damit anfangen, einem wilden  
Hochländer zuliebe.«

»Seid Ihr aber skrupelhaft«, grinste Alan.

»Ich habe meine Grundsätze«, sagte Ebenezer einfach, »und wenn ich dafür bezahlen muß, so werde ich bezahlen. Und außerdem vergeßt Ihr, daß der Bursche der Sohn meines Bruders ist.«

»Gut, gut,« sagte Alan, »und jetzt zum Preis. Es ist nicht ganz leicht für mich, eine Summe zu nennen. Ich müßte erst einige Kleinigkeiten wissen. Ich müßte zum Beispiel erst wissen, was Ihr Hoseason das erstemal bezahlt habt?«

»Hoseason?« schreit mein Onkel entsetzt, »wofür?«

»Um David zu entführen«, sagt Alan.

»Es ist eine Lüge, es ist eine freche Lüge!« schreit mein Onkel. »Er ist niemals entführt worden. Das war ein Lügner, der Euch das erzählt hat. Entführt? Niemals!«

»Das ist nicht meine Schuld und auch nicht die Eure«, sagte Alan; »auch Hoseasons Schuld ist es nicht, wenn man sich auf ihn verlassen kann.«

»Was meint Ihr?« rief Ebenezer. »Hat Euch Hoseason etwas gesagt?«

»Natürlich, verdammter alter Kerl, woher denn sollt ich's wissen?« schrie Alan.  
»Hoseason und ich, wir arbeiten zusammen und teilen. Da könnt Ihr selbst sehen, was es für einen Sinn hat zu lügen. Ich muß offen sagen, es war ein Unsinn einen Menschen, wie diesen Seemann, so mit in Eure Privatangelegenheit einzuweihen. Aber dafür ist es jetzt zu spät, und Ihr müßt liegen, wie Ihr Euch gebettet habt. Augenblicklich ist die Frage nur, wieviel habt Ihr bezahlt?«

»Hat er Euch's selbst gesagt?« fragte mein Onkel.

»Das ist meine Sache«, sagte Alan.

»Gut,« sagte mein Onkel, »mir ist es gleich, was er gesagt hat, er hat gelogen; die Wahrheit ist, bei Gott, daß ich ihm zwanzig Pfund gegeben habe. Aber ich will ganz aufrichtig mit Euch sein: Wenn er den Burschen auf den Karolinen verkauft hätte, wäre es weit mehr gewesen, aber nicht aus meiner Tasche, versteht Ihr?«

»Danke, Herr Thomson, das genügt vollkommen«, sagte der Rechtsanwalt, kam aus seinem Versteck hervor und sprach überaus höflich: »Guten Abend, Herr Balfour.«

Und: »Guten Abend, Onkel Ebenezer«, sagte ich.

Mein Onkel sprach kein einziges Wort, sagte nicht schwarz, nicht weiß, sondern saß auf der obersten Stufe der Schwelle und starrte uns an, wie wenn er zu Stein geworden wäre. Alan nahm ihm das Gewehr weg und der Rechtsanwalt nahm ihn beim Arm, hob ihn von der Stufe auf und führte ihn in die Küche, wohin wir alle



folgten, setzte ihn auf einen Stuhl neben den Herd, in dem das Feuer ausgegangen war und nur noch ein wenig Glut brannte.

Wir sahen ihn alle eine Weile lang an und freuten uns unseres Erfolges, empfanden aber doch auch ein wenig Mitleid beim Anblick seines beschämten Zustandes.

»Also kommt, Herr Ebenezer,« sagte der Rechtsanwalt, »Ihr müßt nicht so niedergeschlagen sein, denn ich verspreche Euch, daß Ihr günstige Bedingungen haben sollt. Gebt uns inzwischen den Kellerschlüssel und Torrance wird so gut sein, uns eine Flasche von Eures Vaters Wein zu bringen, zur Feier des Tages.« Dann wandte er sich mir zu und schüttelte mir die Hand: »Ich wünsche Euch viel Freude zu all Eurem Glück, das Ihr, wie ich glaube, wohl verdient habt.« Dann zu Alan mit einem leisen Anflug von Spott: »Herr Thomson, ich spreche Euch meine Bewunderung aus, Ihr habt es wahrhaft kunstvoll gemacht. Nur in einem Punkte konnte ich Euch nicht folgen; soll ich es so

verstehen, daß Euer Name James oder Charles oder vielleicht George ist?«

»Und warum sollte es einer von den dreien sein, Herr?« fragte Alan, der eine Beleidigung in der Luft witterte.

»Nur darum, Herr, weil Ihr eines Königs Namen erwähntet,« antwortete Rankeillor, »und da es noch nie einen König Thomson gegeben hat, oder sein Ruhm zumindest noch nie bis zu mir gedrungen ist, so nahm ich an, daß Ihr auf Euren Vornamen anspieltet.«

Das war eben der Stachel, den Alan am schmerzlichsten fühlte und ich muß gestehen, daß er es sehr übel nahm. Er antwortete kein Wort, sondern schritt in den entferntesten Winkel der Küche, wo er sich hinsetzte und schmollte. Erst bis ich ihm nachging und ihm die Hand gab und mich bei ihm bedankte, als den Haupturheber meines Erfolges, fing er erst wieder an, ein wenig zu lächeln und ließ sich endlich

dazubringen, sich der Gesellschaft wieder anzuschließen.

Nun hatten wir auch das Feuer wieder angezündet und eine Flasche Wein entkorkt. Ein gutes Nachtmahl kam aus dem Korb, und Torrance, Alan und ich setzten uns dazu, während der Rechtsanwalt und mein Onkel ins Nebenzimmer gingen, um miteinander zu beraten. Sie blieben dort etwa eine Stunde lang eingeschlossen, ehe sie endlich zu einer Verständigung gekommen waren, und mein Onkel und ich schlossen nun ein formelles Übereinkommen, nach welchem mein Onkel sich verpflichtete, Herrn Rankeillor für seine Vermittlung zu entschädigen und mir zwei Drittel des jährlichen Ertrages von Shaws zu bezahlen.

So hatte der Bettelknabe aus dem Märchen endlich heimgefunden; und als ich mich diese Nacht auf die Küchenbank hinlegte, stand ich im Besitze ansehnlicher Güter und eines wohlangesehenen Namens. Alan, Torrance und Rankeillor schliefen und

schnarchten in ihren harten Betten, aber mich – der ich so viele Tage und Nächte draußen unter freiem Himmel gelegen hatte, im Schmutz und auf Steinen, oft mit einem leeren Magen und in Angst um mein Leben – mich hatte diese glückliche Wendung meines Schicksals stärker hergenommen, als irgend eine der früheren unglücklichen; ich lag bis zur Dämmerung und sah dem Flackern des Feuers zu und machte Pläne für die Zukunft.

## Kapitel XXVIII

### Das Lebewohl

Was mich anbelangte, so war mein Schiffchen nun im Hafen gelandet; aber ich hatte noch Alan, dem ich so sehr verpflichtet war, auf dem Halse. Ich vertraute meine Sorge am nächsten Morgen Herrn Rankeillor an, als wir gegen sechs Uhr vor dem Hause der Shaws auf und ab gingen, vor uns die Felder und Wälder, die vor mir dagewesen waren und jetzt mir gehörten. Während ich von ernsten Dingen sprach, ließ ich meine Blicke über diese schöne Aussicht schweifen und mein Herz hüpfte mir im Leibe vor Freude und Stolz.

Mein Rechtsfreund war über meine Pflicht dem Freunde gegenüber nicht im mindesten im Zweifel: ich müsse ihm, unter welchen Gefahren auch immer, aus dem Lande helfen. Er gab mir noch zwei Empfehlungsschreiben, nahm dann

Abschied und machte sich mit Torrance auf den Weg nach Ferry, während Alan und ich uns der Stadt Edinburgh zuwendeten. Als wir über den Pfad schritten, an den Gitterpfeilern und der unvollendeten Türsteherloge vorbei, blickten wir nach dem Hause meines Vaters zurück. Dort stand es, kahl und groß und rauchlos, wie ein unbewohnter Ort; nur in einem der oberen Fenster wackelte der Zipfel einer Nachtmütze hin und her wie der Kopf eines Kaninchens in seinem Bau. Ich hatte bei meiner Ankunft keinen herzlichen Willkommgruß erhalten, wenig Freundlichkeiten erfahren während meines Aufenthaltes dort, aber ich wurde zumindest beobachtet, als ich den Ort verließ.

Wir schritten langsam auf unserem Wege hin, Alan und ich, und hatten weder zum Gehen noch zum Reden Lust. Derselbe Gedanke beschäftigte uns beide, daß der Augenblick unserer Trennung nahe sei, und die Erinnerung vergangener Tage lastete schwer auf uns. Wir sprachen nur davon,

was geschehen sollte, und es wurde beschlossen, daß Alan sich auf dem Lande versteckt halten sollte, sich bald hier, bald dort aufhaltend, aber täglich einmal an einem bestimmten Ort kommen sollte, wo ich ihn dann selbst treffen oder eine Botschaft zukommen lassen könnte. Inzwischen sollte ich einen Rechtsgelehrten suchen, einen Appin Stewart, einen Mann also, dem man voll vertrauen könnte, und es sollte dann seine Aufgabe sein, ein Schiff zu finden und Alans Einschiffung mit aller Sicherheit zu bewerkstelligen. Sobald wir dies vereinbart hatten, schienen wir keine Worte mehr finden zu können, und obwohl ich versuchte, mit Alan unter dem Namen Herr Thomson zu scherzen und er mit mir, wegen meiner neuen Kleider und meines Grundbesitzes, konnte jeder leicht merken, daß uns die Tränen näher waren als das Lachen.

Als wir auf die Höhe des Hügels von Corstorphine kamen, blieben wir beide stehen, denn wir wußten beide, ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, daß wir an die

Stelle gekommen waren, wo sich unsere Wege trennten. Hier wiederholte er mir noch einmal, was wir verabredet hatten: die Adresse des Rechtsanwaltes, die tägliche Stunde, um die Alan gefunden werden konnte, und die Zeichen, die zu geben wären, wenn ihn einer suchen käme. Dann gab ich ihm, was ich noch an Geld hatte (ein oder zwei Guineen von Herrn Rankeillor), damit er in der Zwischenzeit nicht zu hungern brauche, dann standen wir still und sahen schweigend auf Edinburgh nieder.

»Nun lebe wohl«, sagte Alan, und hielt mir seine linke Hand hin.

»Lebwohl«, sagte ich, drückte seine Hand ein wenig und ging den Hügel hinunter.

Keiner von uns sah dem anderen ins Gesicht, auch blickte ich, so lange ich ihn hätte sehen können, nicht ein einziges Mal zurück nach dem Freund, den ich verließ. Aber als ich auf meinem Wege zur Stadt vorwärts schritt, fühlte ich mich so einsam



und verlassen, daß ich mich am liebsten am Wegrand hingesezt und geweint hätte, wie ein kleines Kind.

Es war gegen Mittag, als ich bei West-Kirk und Graßmarket die Straßen der Hauptstadt betrat. Die ungeheure Höhe der Gebäude mit ihren vielen, vielen Stockwerken, die finsternen, niedrigen, gewölbten Häusereingänge, die ununterbrochen Menschen ausspien, die Waren der Kaufleute in den Auslagen, das Gedränge und endlose Durcheinander, der üble Geruch und die seinen Kleider und tausend andere Kleinigkeiten – zu unbedeutend, um ihrer zu erwähnen –, versetzten mich in einen Zustand des Staunens und Entsetzens, so daß ich mich von der Menge hin- und hertreiben ließ. Und doch dachte ich die ganze Zeit nur an Alan, und obwohl man annehmen sollte, daß ich von all den Neuigkeiten sehr entzückt war, hatte ich das Gefühl, als nagte mir etwas an den Eingeweiden, wie Reue nach getanem Unrecht.

Die Hand der Vorsehung führte mich endlich während meines Herumirrens gerade vor die Türe der British Linen Company's Bank.

Und hier, auf der Schwelle zu Glück und Reichtum, will der Verfasser für diesmal von David Abschied nehmen. Wie Alan entkam und was der Mord noch für Folgen hatte, mit einer Menge anderer abenteuerlichen Einzelheiten, mag vielleicht noch eines Tages erzählt werden. Das ist jedoch eine Sache, die von der Aufnahme beim Publikum abhängt. Der Verfasser hat eine große Zuneigung, sowohl zu Alan wie zu David gefaßt und würde den größten Teil seines Lebens in ihrer Gesellschaft verbringen, aber mit dieser Vorliebe könnte er leicht allein stehen. Aus Angst davor und damit man sich nicht beklage, daß unlautere Mittel gebraucht worden seien, beeilt er sich mitzuteilen, daß alles gut ging mit den beiden, in dem beschränkten, menschlichen Sinn des

Wortes »gut«: Was auch immer ihnen zustieß, so war es keine Schande, und was auch immer mißlang, so sind sie sich doch stets selbst treu geblieben.